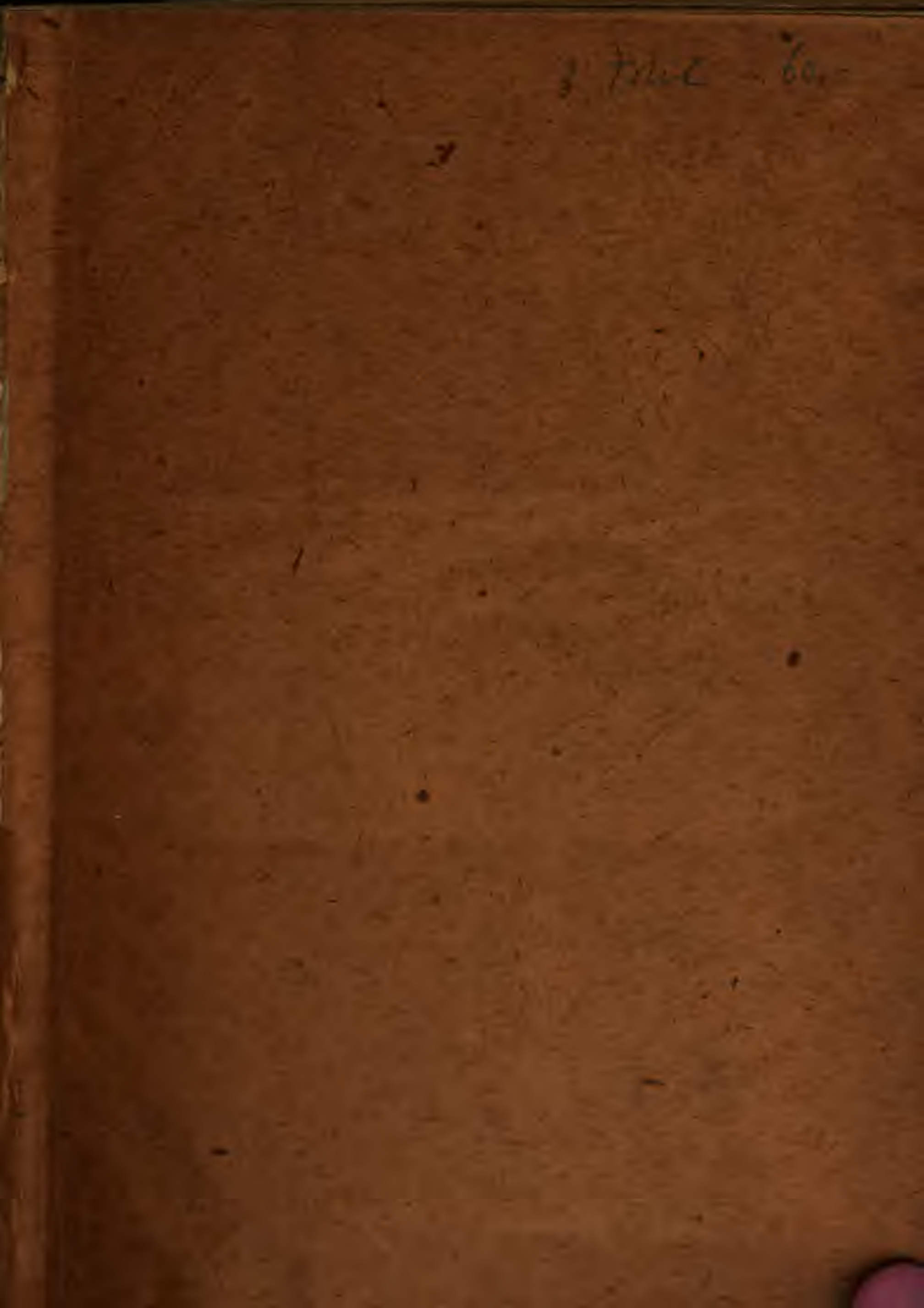
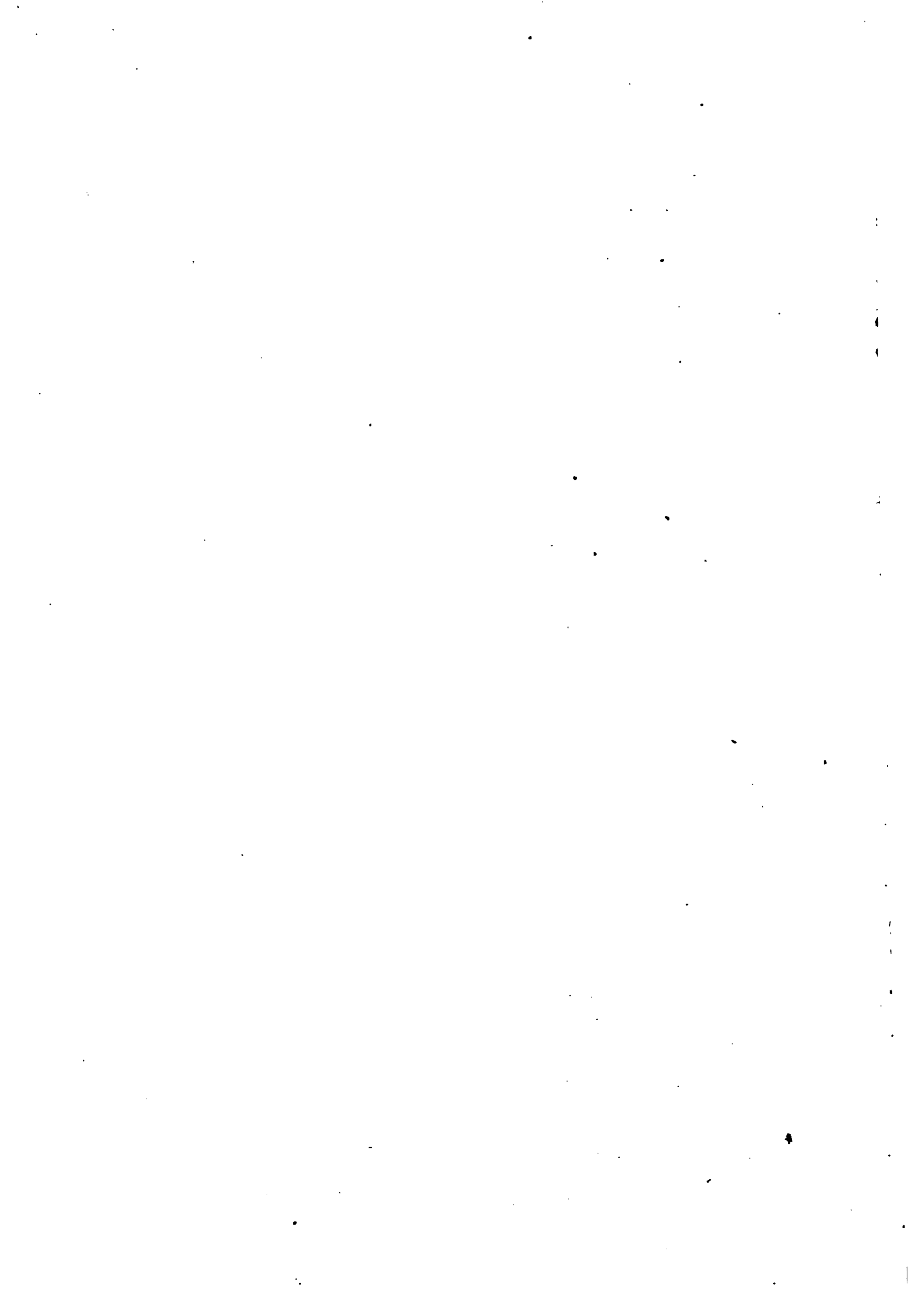

HD WIDENER
HW MSIE 2


EX LIBRIS
JUDAEA TENACITAS
JUSTUS TAL
יפה תלמוד תורה עם דרך ארץ
אבות ב ב





Kein Widerspruch

zwischen

Judentum, Wissenschaft und Leben!

von

Dr. M. Ascher.

Neuchâtel (Schweiz).

Druck von H. Itzkowski, Berlin, Gipsstr. 9.

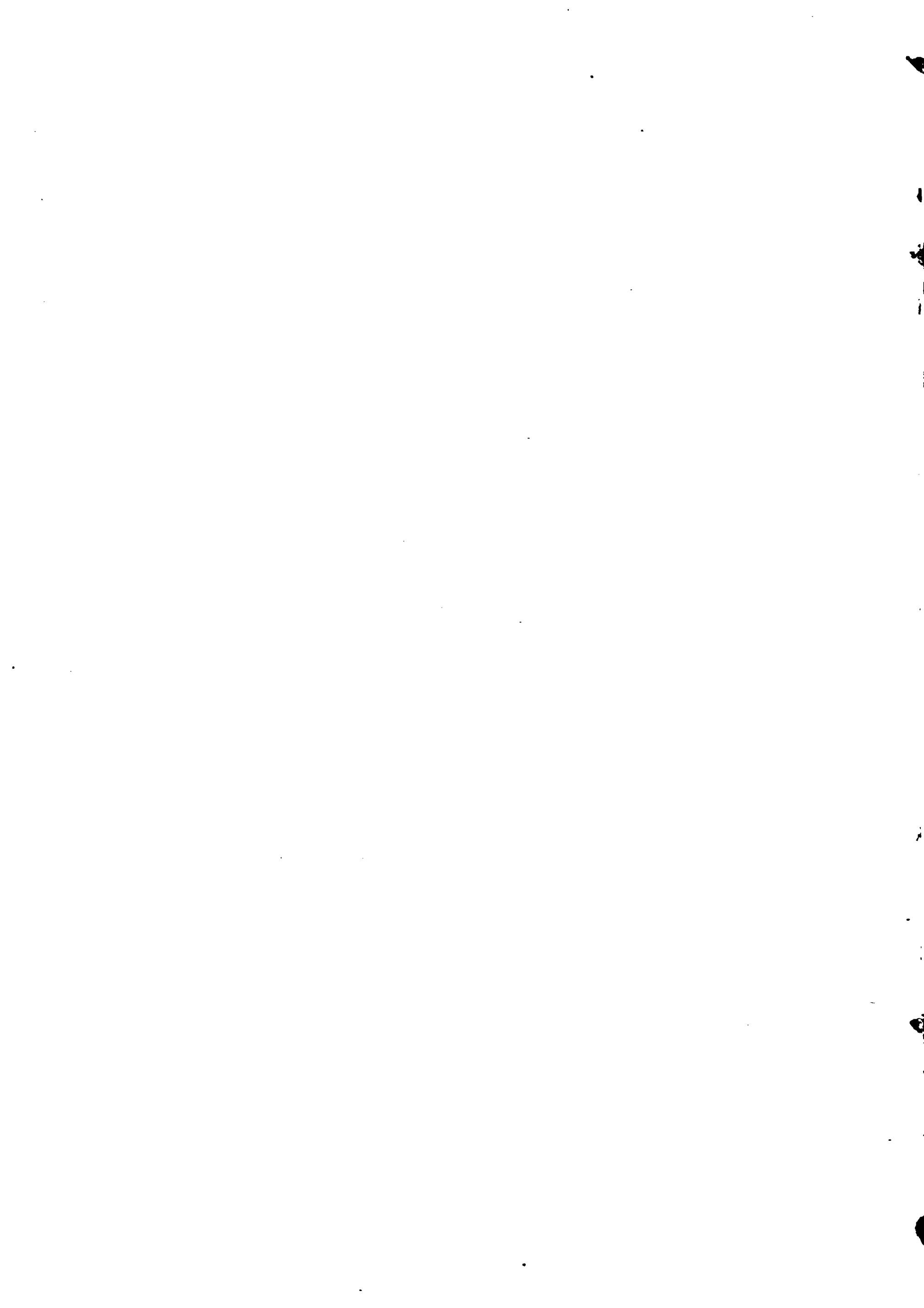
1908.


HARVARD
UNIVERSITY
LIBRARY

DEM ANDENKEN

MEINER MIR UNVERGESSLICHEN MUTTER

GEWIDMET.



VORWORT.

Leider werden die sogenannt „gebildeten“ jüdischen Kreise, die zumeist in einer ausserjüdischen Gedankenwelt erzogen worden sind, im allgemeinen von der Meinung beherrscht, die wissenschaftlichen Wahrheiten stünden mit den Prinzipien der jüdischen Lehre in Widerspruch und das Leben habe dem praktischen Judentum den Boden entzogen. Dieses Werkchen, zum grossen Teil bestehend aus in den letzten Jahren vom Verfasser im „Israelit“ veröffentlichten Aufsätzen, bezweckt jene Kreise von der Falschheit ihrer Voraussetzungen zu überführen und ein richtiges Verständnis des Judentums und eine wünschenswerte Empfänglichkeit für dasselbe anzubahnen. Einzeluntersuchungen muss es überlassen bleiben, die verschiedenen Gebiete einer jüdischen Apologetik fachwissenschaftlich und erschöpfend zu behandeln.

Das Problem der Willensfreiheit und der Unsterblichkeit ist hier nur so weit als unbedingt nötig gestreift worden, zumal der Verfasser diese Themen in seinem Werke „Ausflüge in das Reich des Geistes

und der Seele" bereits eingehend behandelt hat. Dagegen war es notwendig einen Teil des in seinem Buche „von der Wiege bis zum Grabe" erschienenen Artikels „Gott" auch diesem Werkchen einzufügen, denn der oberste Begriff einer Religion ist die Gottesidee. Erst aus diesem Leitbegriff heraus können alle religionsphilosophischen Fragen behandelt werden.

Der Verfasser bemühte sich alle zu behandelnden Probleme religionsphilosophischer Natur so weit es in seinen Kräften stand, volkstümlich darzustellen, obgleich er sich dabei bewusst war, dass es mit populären Darstellungen in der Regel recht eigentümlich geht. Bezeugt man allzufreundliche Nachsicht für den Laienverstand, so wirkt der gutgemeinte Belehrungseifer verdriesslich; will man mit aussergewöhnlichen Bildern, Vergleichen, witzigen Einfällen etc. aufwarten, so leidet nolens volens darunter die Wahrheit; gibt man nur einen Abriss, so ist alles zu flüchtig u. s. f.

Ob der Verfasser allen Klippen ausgewichen ist, das möge der freundliche Leser beurteilen.

Neuchâtel (Schweiz), im Ssiwan 5668.

M. Ascher.



Inhaltsverzeichnis.



EINLEITUNG.

Kein Zeitalter hat eine solche Fülle von epochemachenden Erfindungen und wissenschaftlichen Entdeckungen aufzuweisen, als das unsere. Kein Wunder drum, wenn die Menschen geblendet werden von ihren Erfolgen, wie man geblendet wird von der Fülle des Lichts. Viele glauben so sehr an des Menschen Verstand und Kunst, dass sie es wagen, selbst die höchsten Begriffe der Menschheit, Gott, Vorsehung und Unsterblichkeit als hohle Schälle zu bezeichnen, nur weil man sie in keine Retorte legen und weil man sie nicht zu sezieren vermag. Man wird entgegnen, dass es schon seit Jahrtausenden solche Hochmutsnarren gibt, die glauben, die Gottheit leugnen zu dürfen und doch nicht zu begreifen vermögen, wie ein Grashalm entsteht. Indes gab es wohl keine Zeit, in der in dem Bewusstsein auch des Volkes der religiöse Glaube so sehr untergraben war, als gerade in der unsrigen.

Wer möchte verkennen, dass leider auch auf das jüdische Volk die allgemeinen Strömungen des Tages von grossem Einfluss sind! Immer stärker wird der Verfall der alten Formen des religiösen Glaubens, immer

mehr greift Gesinnungslosigkeit um sich. Auch in den Kreisen, in welchen die Eltern noch in der Betätigung der Gottesgebote, in dem Festhalten der Traditionen der Ahnen ihre schönste Aufgabe erblicken, sehen wir leider nur allzuhäufig die Kinder die entgegengesetzte Richtung einschlagen. Was bringt es dem Judentum Nutzen, dass Eltern und Grosseltern den Namen Gottes verherrlichen, wenn doch das junge Geschlecht, dem die Zukunft gehört, dem sogenannten Zeitgeist huldigt! Da geben sich Eltern redlich Mühe, ihre Kinder dem Glauben zu erhalten und gleichwohl gelingt es ihnen nicht. Und wenn es ihnen gelingt, ist es nicht allzuhäufig nur dem unselbständigen Geist oder dem zufällig guten Naturell des Kindes zu verdanken, wenn es sich noch als Erwachsener nach den geschätzten Unterweisungen der Eltern richtet? Wir leben nicht mehr, wie früher, abgeschlossen in unserem Ghetto, wo uns in unseren Anschauungen niemand störte. Wir schicken vielmehr unsere Knaben in die Gymnasien und auf Hochschulen, wo sie in Berührung kommen mit allen Geistesströmungen der Gegenwart. Müssen wir es nicht erleben, dass 13 jährige Tertianer nach Hause kommen mit der Meldung, heute habe der Lehrer dies oder jenes, was bis jetzt für heilig galt, als Unsinn oder Aberglaube bezeichnet. Wohl vermag das Beispiel der Eltern viel, aber man vergesse nicht, dass nicht das Haus allein, sondern auch die Schule das Milieu des Jünglings bildet. Bei Studierenden gar geht man wohl nicht fehl in der Annahme, dass das von den Lehrern Erlernte von wesentlicherem Einfluss sei, als das von den Eltern Gehörte.

Wie sieht es nun aber auf unseren Schulen und Universitäten aus? Meinung steht Meinung gegenüber, so viel Köpfe, so viel Sinne. Die Dinge werden gemessen mit dem Massstabe der Voreingenommenheit, und nur Ausnahmenaturen gelingt es, sich vollständig sachlich zu verhalten. Jeder Lehrer möchte gern das bestätigt finden, was sonst seine Meinung, seine subjektive Ueberzeugung ist. Wenn dies schon bei allen geschichtlichen Vorgängen der Fall ist, um wie viel mehr trifft es erst zu bei Religionsbetrachtungen, die hinübergreifen in die Gemütswelt. So viel steht fest: der Dutzendmensch wird nur in den seltensten Fällen befähigt sein, sich in Religionsangelegenheiten eine eigene Meinung zu bilden. Aber auch unter den denkenden Jünglingen wird es nur Ausnahmegeistern gelingen, sich aller Idole zu entäussern und eine objektiv richtige Weltanschauung zu gewinnen.

Wie können wir nun verhüten, dass unsere Kinder glauben, schon Geistesfreiheit errungen zu haben, indem sie sich ganz vom Glauben an das los machen, was man nicht sehen, hören oder tasten kann? Wie können wir bewirken, dass unsere Kinder wieder getrieben werden nach dem bleibenden Gute inmitten der irdischen, vergänglichen Freuden der Erde, dass sie wieder in der Lehre des Judentums das Höchste und Heiligste erblicken? Wie stellen wir es an, dass unsere Kinder wieder geläuterte Religiosität, reine Sitte und Lebensheiligkeit pflegen?

Wahren Erfolg gibt es da wohl nur auf einem Wege: Zeigen wir unseren Kidnern, dass man von

unserer תורה הקדושה noch heute mit vollem Recht sagen könne: הפך־בה והפך בה דכלה בה ובה תחזי וסיב ובלה בה ומנה לא תזוע שאין לך מדה טובה הימנה (פרקי אבות ה׳ כ״ה). „Bewege dich fort und fort in der Gotteslehre, denn alles ist in ihr enthalten; schau in sie hinein, werde alt und grau in ihr, und weiche nicht von ihr; denn du findest nichts Besseres als sie“.

Da unsere תורה allen Anforderungen der Wissenschaft gerecht wird, so haben wir, auf dem Boden unserer Religion stehend, die Forschung durchaus nicht zu fürchten. Das Gegenteil ist der Fall. Die Forschung hilft uns, der Welt gegenüber unseren Standpunkt als den richtigen zu kennzeichnen. Wohl ist es wahr, dass unsere Religion nicht der wissenschaftlichen Stütze bedarf, um doch von dem Gefühlsmenschen in ihrer ganzen Bedeutung erkannt zu werden. Vergessen wir jedoch nicht, dass wir in einem Zeitalter leben, in welchem alles darauf ankommt, für jede Behauptung auch wissenschaftliche Beweise zu bringen. Es hiesse heute die Religion verkleinern, wollte man angesichts aller Angriffe auf die Religion allen Problemen der Apologetik fremd bleiben und sich damit trösten, dass die Religion vor der Wissenschaft gewesen. Unsere Weisen selbst waren es, welche wissenschaftliche Bestrebungen boch bewertet haben und שבת 75a gar lehren: כל היודע לחשב בתקופות ומזלות ואינו חושב עליו הכתוב אומר ואת פועל ד׳ לא יביטו ומעשה ידיו לא ראו (ישעיה ה׳). „Wer Einsicht in die astronomischen Berechnungen der Himmelskörper gewinnen kann und vernachlässigt es, von dem heisst es: Das Werk Gottes wollen sie nicht schauen und haben für seiner Hände

Werk kein Auge". — רבינו בחיי בן יוסף geht in der הקדמה seines Werkes חובות הלבבות gar so weit zu behaupten: אם אתה איש דעת ותבונה שתוכל לעמוד על ברור מה שקבלת מן החכמים בשם הנביאים משרשי הדת וקטבי המעשים אתה מצווה להשתמש בהם עד שתעמוד על הענין ויתברר לך מדרך הקבלה והשכל יחד. ואם תתעלם ותפשע בדבר תהיה כמקצר במה שאתה חייב לבוראך ית'. „Bist du ein Mann von Kenntnis und Einsicht und im Stande, dir Erläuterung über das zu verschaffen, was du von den Gelehrten im Namen der Propheten als Ueberlieferung empfangen hast, nämlich über die Gründe der Glaubenslehren und die Begriffsquellen der Handlungen, so bist du auch verpflichtet dich ihrer zu bedienen, bis der Gegenstand dir klar erläutert ist und er dir, sowohl durch die Ueberlieferung wie durch die Vernunft als begründet einleuchtet; und unterlassest du es aus Lässigkeit oder Mutwillen, so verletzest du eine Pflicht, die dir deinem Schöpfer gegenüber obliegt". Nur durch das Eindringen in wahre Wissenschaft und durch das Beschäftigen mit den Methoden echter Wissenschaft vermag man die Wertlosigkeit jener Afterwissenschaft zu erkennen, die sich gegen die Religion wendet, die nichts anderes gelten lassen will als was sich sehen und fühlen lässt und doch so himmelweit entfernt ist, in das Wesen der Dinge einzudringen.

An sich betrachtet ist es eine erfreuliche Erscheinung, dass die Menschheit, wie es ganz besonders in unserer Zeit der Fall ist, das Bedürfnis empfindet, von der Stufe des Glaubens auf die höhere des Wissens gehoben zu werden. Das Ziel der Erkenntnis ist Wahr-

heit, und die Wahrheit kann an Macht dadurch nur gewinnen, wenn sie nicht nur geglaubt, sondern auch gewusst wird. Es ist unmöglich, dass in dem durch die unendliche Weisheit entstandenen Gottesbuch irgend ein Gesetz vorhanden sei, das nicht seinen weisheitsvollen, naturgemässen Zweck in sich trage. So viele bedeutende Gelehrte sind in wichtigen Fragen oft gerade entgegengesetzter Meinung, dass wir nicht das Recht haben, eine negative Kritik auch nur in einem Fall ohne weiteres anzunehmen. Es ist ein trauriger Umstand, dass gerade die Fortschritte der exakten Wissenschaften die Menschen dahin führten, das Mass des eigenen Geistes für das Aeusserste jeder möglichen Einsicht zu halten und in frevelndem Hochmut die höchsten Begriffe der Menschheit zu leugnen. Darf das Menschlein, welches niederkriecht vor einem Menschen, der ihm Brot gibt, das schwache Menschlein, abhängig vom Stich eines Insekts, vom Fall eines Steines, sich stolz unabhängig fühlen von dem Urheber des Weltalls?

Dem echten Israeliten wird eine kritische Prüfung an Glaubensgewissheit nicht viel geben, was er nicht schon ohnehin hätte, und wird ihm auch nicht nehmen können, was er hat (Habak. 2, 5) צדיק באמונתו יחיה „der Gerechte lebt in seinem Glauben". Wir müssen aber in heutiger Zeit allen Fragen der sogenannten Freidenker Rede und Antwort stehen können ודע מה שתשיב לאפיקורוס. Deshalb halten wir es für unsere Pflicht klarzulegen, dass die moderne Wissenschaft dem idealen Inhalte unseres Judentums nichts anhaben kann und dass das Leben den Forderungen unseres Judentums nicht hindernd

im Wege steht. Wir wollen zeigen, dass der wahrhaft religiöse Mensch und insbesondere der echte Jude, dessen Welt- und Lebensanschauung aus den Lehren der Thora geschöpft ist und dessen Handeln von den Forderungen ihrer Gesetze geleitet wird, in seinem Denken und Tun weder mit der Wissenschaft noch mit dem Leben in Widerspruch gerät, vielmehr durch die Gedanken und Lehren unserer תורה הקד' angeregt wird, wahre Wissenschaft zu treiben und ein Leben zu führen, das wert ist, Leben genannt zu werden.



Gott.

Wir haben gut reden, der Mensch habe kein Recht von etwas anderem, als von Vorgängen und Tatsachen zu sprechen, aber nicht von wirkenden und tätigen Kräften und Mächten. Es gibt noch andere Dinge, die man nicht mit Augen sehen und nicht mit Händen greifen kann und die doch wahr sind. Selbst das gewöhnlichste Urteil ist das Spiel einer komplizierten Mechanik, das gemeinsame Schlussergebnis eines millionenfältigen Räderwerks. — Der Mensch fühlt, dass seine sinnliche, physische Natur nicht sein ganzes Wesen ausmacht, dass die wahre Natur und Heimat seines Geistes vielmehr in einem Höheren liegt. Wir können uns nicht das Hirn aus dem Kopfe nehmen und eine Tat an und für sich betrachten, ohne auch zugleich an einen Täter denken zu müssen; wir können unmöglich unserem ganzen Denken Gewalt antun und einen Vorgang an und für sich beurteilen, ohne auch zugleich die Ursache des Vorgangs mit in Betracht zu ziehen. Nur ein wirkendes Wesen kann eine Handlung erzeugen, sonst ist die Handlung keine Handlung.

Jede Bewegung oder Veränderung in der Welt lässt sich auf eine andere Bewegung oder Veränderung zurück-

führen und diese wieder auf eine frühere. Es gibt keinen Grund, der nicht wieder einer Begründung bedürfte. Wir können nicht anders denken, als wie unser Hirn es uns diktiert. Unser Hirn ist nun aber so eingerichtet, dass wir für das Unveränderliche keine Vorstellung haben, denn alles, was in den Bereich unserer Vorstellung fällt, ist beweglich und veränderlich. Wenn wir also so denken, wie unser Hirn es uns eingibt, so müssen wir in der Kette der Bewegungen oder Veränderungen nach rückwärts einmal eine Grenze setzen, gelangen also an einen Punkt, wo alle Bewegung oder Veränderung beginnt, d. h. verursacht wird. Naturgemäss müssen wir nun alle Bewegung oder Veränderung einem Beweger oder Veränderer zuschreiben, der die erste Bewegung oder Veränderung hervorgebracht hat resp. dadurch bei jeder Veränderung oder Bewegung mitwirkt. Diese erste aller Ursachen können wir nicht anders als den Allvater, den Allmächtigen bezeichnen, denn von ihm stellen wir uns vor, dass er Macht besitze, die über unseren menschlichen Verstand hinausgeht. Er nämlich muss nach der Norm unseres Verstandes, der sich keinen unendlichen Regressus der Veränderung denken kann, unveränderlich und ungeschaffen sein und den Grund des Daseins in sich selber haben. Weil es uns nun unmöglich ist, ein solches Wesen zu fassen, wir aber anderseits seine Existenz notwendigerweise erkennen, so sagen wir, er ist der Vater des Daseins, Gott, d. h. bei ihm ist alles möglich, er ist der Allmächtige.

Aus der zweckmässigen Einrichtung namentlich des menschlichen Körpers lässt sich auf einen Urheber der Natur schliessen, der die höchste Intelligenz darstellen muss, denn sonst müsste ja alles Nützliche, Herrliche, Zweckmässige, worin wir soviel verständige Absicht erkennen, nur Werk des Zufalls sein und die wundervoll zweckmässige Anordnung so vieler Dinge müsste durch blindwirkende Kraft hervorgebracht sein. Kann es etwas Wunderbareres geben als das Auge?! Es besteht aus Lidern, Tränenapparat, Augapfel, Augenhöhle, die selbst wieder in viele kleine Teile zerfallen. Allein der Tränenapparat zerfällt in Tränen-Wärzchen, -Pünktchen, -Röhrchen, -Sack, -Nasengang und -Drüse, von denen ein jedes seinen besonderen Zweck hat. Allein die Augenhöhle besteht aus Stirnbein, Keilbein, Jochbein, Oberkieferbein, Gaumenbein, Tränenbein und Siebbein, und wenn auch nur eines dieser verletzt ist, erkennt man dessen Wichtigkeit. Soll ein solches Kunstwerk, wie das Auge, wirklich durch allmähliche Anpassung zustande gekommen sein und auf diese Weise als natürliche Schutzmittel die Augenlider mit den Augenwimpern und Augenbrauen erzeugt haben?! — Für dies Auge nun ist keine Farbe wohltätiger und schonender als grün und blau. Der Himmel ist blau, das Kleid der Erde ist grün, ja selbst das Meer ist bald blau, bald grün — alles zum Heile des Menschen. — Das Wasser des Meeres ist salzig, damit vor allem dadurch die Atmosphäre gereinigt werde. — Hätten wir Menschen nichts als Wasser und Brot, so könnten wir auch leben. Wie reichlich ist jedoch unser Tisch besetzt, und die Erde bringt jährlich

so viel hervor, dass die Menschen noch Vorrat sammeln können! Viele Erträgnisse verfaulen und gehen zu Grunde, wenn man sie längere Zeit aufspeichert. Doch das gesündeste und nahrhafteste von allen, das Getreide, hat die Eigenschaft, dass man es noch mehr als zwanzig Jahre aufbewahren kann. Auch wächst Getreide in allen Zonen. Wo man wegen der grossen Hitze wenig arbeiten kann, bringt der Boden durch seine grosse Fruchtbarkeit auch bei wenig Arbeit reichliche Früchte hervor. Wo der Boden sehr kalt ist, liegen in der Erde Kohlen und findet man Torf; auch sind dort viele Tiere zu finden, deren dicker Pelz die Menschen erwärmt. — Die Sonne geht jeden Tag zur bestimmten Minute auf und unter. Der Mond hat seinen genauen Wechsel. Auch nicht eine Linie weichen die Himmelskörper aus ihren vorgeschriebenen Bahnen. Wie im Grossen, so ist es auch im Kleinen. Der Wandervogel kommt und geht, wenn seine Zeit da ist. Jede Pflanze hat eine bestimmte Zeit des Blühens und Welkens und einen bestimmten Ort. Jedes Gewächs hat seine eigene Bestimmung, glänzt in seiner besonderen Farbe und entwickelt sich in eigentümlicher Gestalt; jedes bildet für sich eine kleine Welt und fügt sich dem Ganzen ein. Im Vergleich zum Ganzen ist jeder Teil naturgemäss unvollkommen; im Verhältnis zum Ganzen jedoch könnte auch der Teil nicht vollkommener und schöner sein, als er ist. — In der kalifornischen Wüste kommt ein Kaktus der gewöhnlichen Gattung Opuntia vor, der über der Erde knapp einen halben Meter Höhe erreicht, dagegen unter der Erde Wurzeln besitzt, die sich über

einen Bereich von etwa $5^1/_2$ Meter Durchmesser ausdehnen und ziemlich dicht unter der Erdoberfläche hinlaufen. Durch diese Wurzeln ist der Pflanze die Möglichkeit gegeben, eine sehr grosse Menge von Regenwasser aufzusaugen. Mitunter muss der so aufgespeicherte Wasservorrat für ein ganzes Jahr ausreichen, um die Pflanze bei fortgesetzter Dürre am Leben zu erhalten. So haben viele Pflanzen in der Wüste die Fähigkeit erhalten, sich durch Wasseransammlung in ihren Geweben gegen die Austrocknung zu schützen. Wer erkennt hier nicht die Hand der gütigen Vorsehung! Es ist allerdings wahr, dass wir in so und so viel Fällen die zweckmässige Anordnung nicht erkennen, aber dies liegt höchstwahrscheinlich nur daran, dass wir die Endabsicht, die sich damit verbindet, nicht erfassen. In den weitaus meisten Fällen vermögen wir mit unseren schwachen Geisteskräften zu erkennen, dass die erschaffende Kraft, die die Ursache aller Ursachen ist, die höchste Intelligenz repräsentiert. Wie könnte auch wohl eine blindwirkende Kraft Dinge hervorbringen, die ohne hohe Vernunft nicht einmal begriffen werden können, geschweige, dass es zu deren Erzeugung nicht der höchsten Vernunft bedurfte. Der Vater des Daseins, Gott, der Allmächtige, ist also nicht nur allmächtig, sondern auch allweise.

Es grenzt geradezu an Unmöglichkeit, Sonne, Mond und Sterne, das grenzenlose Firmament des Himmels, dieses wunderbare Weltall, welches den mit der Fähigkeit des Denkens ausgestatteten Menschen umfasst, als ein Resultat blinden Zufalls oder der Nodwendigkeit

zu betrachten. Die Naturwissenschaft kann keinen Schritt ausserhalb des physischen Gebiets tun, weder bejahend noch verneinend. Logische und moralische Gesetze sind supraphysische Gesetze und kann für diese nimmermehr die Naturwissenschaft Kompetenz haben und eine Erkenntnisquelle abgeben. — Es handelt sich für uns nicht darum, durch eigentlich spekulative Erkenntnis Gott zu beweisen, denn solche Beweise erfüllen Gott gegenüber das Herz mit einem gewissen Widerstreben, indem der Geist des Menschen so vielen Täuschungen ausgesetzt ist und in der Tat oft mit gleich guten Waffen der eine zu einem „für" und der andere zu einem „wider" gelangt. Es liegt vielmehr für jeden Einsichtigen auf der Hand, dass angesichts der uns umgebenden herrlichen Schöpfung auf eine höchste Intelligenz als erste Ursache zurückgeschlossen werden muss. Je länger man darüber nachdenkt, um so mehr gelangt man zur Erkenntnis, dass es notwendigerweise einen den Grund des Daseins in sich selber habenden allmächtigen, allweisen und allgütigen Schöpfer geben muss. Wenn wir über uns blicken und die gewaltige Pracht des Himmels sehen, so können wir nicht genug die Vernunft bewundern, die dies alles hervorgebracht. Ja, wir fühlen, dass unsere eigene Vernunft nicht ausreicht, die Beschaffenheit des Weltalls zu erklären. Es ist nicht mehr als naturgemäss, wenn wir uns nun fragen: Woraus ist der Himmel entstanden? Wer hat den Himmel gemacht? Wie sehr man nun auch grübeln mag, man wird nie über das Wesen dieses Schöpfers etwas auszusagen vermögen. Je nach dem Erkenntnis-

grad der Menschen ist der Begriff „Gott“ bei ihnen ein sehr verschiedener, sodass in gewissem Sinne jener griechische Philosoph recht hatte, als er sagte: „So denkt der Mohr sich seine Götter schwarz, und wenn die Stiere denken könnten, sie würden ihre Götter sich als Stiere denken.“ Wenn der Mensch den Begriff der Gottheit auch noch so sehr verfeinert, ihre Macht und Vollkommenheit auch noch so sehr erhebt, so wird er doch nie etwas Höheres daraus machen können, als das Ideal des Menschen. Wenn der Mensch der Gottheit Vernunft, Weisheit, Güte, Gerechtigkeit und Macht beilegt, so tut er es nur, weil er sich diese bei dem Ideal eines Menschen vorstellt. Es ist aber klar, dass Gott unendlich erhabener sein muss, als es in Begriffen ausgedrückt werden kann, die der Mensch erst von den Eigenschaften seiner eigenen Natur abgezogen hat. Insofern ist es wahr, dass der Begriff „Gott“, wie ihn die Menschen haben, von den Menschen und nach den Menschen gebildet ist. Nur in dem Menschenbildnis ist das höchste Wesen den Menschen nahe. Doch jeder Verständige wird sich stets bewusst sein, dass Gott weit über alle menschlichen Begriffe hinaus erhaben ist. Vergebens werden wir nach einem Namen sinnen, der die Allmacht, Allgüte und Allweisheit Gottes fasst. So wie man ihn in alten Zeiten einfach und doch alles umfassend Dyupatar, Dyaush-pita, Zeuspater, Jupiter, Tiu oder Zio nannte, was alles Himmel-Vater bedeutet, so werden auch wir, wenn wir uns niederwerfen vor dem Herrn des Weltalls, ihn nur in der Kindersprache anreden können: Vater des Daseins, Vater, guter Vater!

Wozu soll uns das Gebet? Das Gebet drückt die Anerkennung der unendlichen Macht und Güte Gottes aus und bringt dem Menschen zugleich die eigene Armut und Hilfsbedürftigkeit zum Bewusstsein. Der Mensch wird, wenn er die Macht Gottes und seine eigene Ohnmacht sich vergegenwärtigt, bestrebt sein, einen guten Lebenswandel zu führen, und dies ist ja schliesslich doch das einzige, was der Mensch tun kann, Gottes Wohlgefallen zu erregen. Wahre Religion besteht darin, Eigenschaften zu erwerben, durch welche man sich den Menschen nützlich und ihrer Achtung und Liebe würdig machen kann. Der Mensch stellt sich Gott vor als allweise und allgütig. Deshalb muss der Mensch nach Weisheit streben, Wohltätigkeit üben, zum Heile seiner Mitmenschen arbeiten, zur allgemeinen Glückseligkeit beitragen. Wenn wir nur denken, so finden wir eventuell einen Gott, der nur dem Verstande, dem logischen Denken genügt. Doch das ist nicht der wahre, der höchste Gott. Der wahre Gott ist ein Gott, der auch dem Herzen genügt, ein Gott, dem man zu danken vermag. Der wahre Gott ist der Gott der höchsten Vernunft, in welcher Verstand und Gefühl zu eins verschmelzen, jener Vernunft, die mit dem Gewissen und der moralischen Gesinnung eins ist. Und diesen Gott finden wir nur durch das Gebet.

Gott hat dem Menschen Vernunft gegeben, damit er durch Pflege derselben allmählich zur Erkenntnis unserer heiligen Thora gelange. Je mehr wir unsere Vernunft ausbilden, je höher wir steigen auf der Stufenleiter geistiger Errungenschaften, desto mehr neue

Gesichtskreise gewinnen wir. Unser Blick dehnt sich immer weiter aus, unsere Herzen werden immer weiter, alle Dinge, die wir verstehen, bekommen einen anderen, einen tieferen Sinn. Immer kleiner dünkt uns die Welt, wir nähern uns immer mehr den himmlischen Sphären.



Erkenntnis und Offenbarung.

Der Endzweck des Menschen ist, das Göttliche in sich zur möglichst vollkommenen Geltung und Ausbildung zu bringen.

Wie ist nun dieser Endzweck zu erreichen? Diese Frage deckt sich wohl mit der Frage, wie können die Menschen zu wahrhaft vernünftigen Wesen werden? Wahrhaft vernünftig handeln muss wohl schliesslich das letzte Ziel sein, denn alle anderen Ziele sind darin enthalten. Wie kann man also wahrhaft vernünftig handeln? Insofern, als ja jeder normale Mensch denkt, will und handelt und allgemeine Verhältnisse und Gesetze erkennen kann, ist ja jeder Mensch vernünftig zu nennen. Wir finden aber, dass dieses Denken, Wollen und Handeln des Menschen häufig voller Irrtum und Dummheit ist.

„Er nennt's Vernunft und braucht's allein,
Nur tierischer als jedes Tier zu sein.“ (Faust).

Wir sehen also, dass Denken, Wollen und Handeln nicht immer nach den Regeln wahrer Vernünftigkeit vor sich geht. Der Mensch ist voller Vorurteile, die eine klare und sichere Erkenntnis hindern. Die Schranke unseres Ichs tritt uns überall hemmend entgegen. Wir

messen alle Vorgänge mit dem Massstabe unserer Individualität und nur sehr schwer fällt es uns, uns in fremde Verhältnisse zu versetzen. Es gibt Vorurteile der Erziehung (Familie und Schule), Vorurteile der Nationalität, Vorurteile des sozialen Kreises, Standes oder Berufes, Vorurteile der politischen Partei und Vorurteile der Konfession, und alle diese Idole hindern uns, die Wahrheit zu erkennen. Das Bedenkliche ist, dass wir uns nicht unseres Selbsts entäussern können, wodurch jedes Urteil getrübt wird. Erst wer sich von allen Vorurteilen emanzipiert, darf daran denken, nach wahrer Vernunft zu streben. Mit Absicht müssen wir sagen „zu streben“, denn ein anderes, schier Unüberwindliches hindert den Menschen daran, wahre Vernunft zu erlangen, nämlich die mangelnde Einsicht in die wirkliche Beschaffenheit der Dinge.

Die Körperwelt, die wir wahrnehmen, ist ein blosser Schein, der derart organisiert ist, dass alles gerade so zugeht und eintrifft, als ob die wahrgenommene Körperwelt ausser uns gerade so wäre, wie sie uns erscheint. Alle unsere Wahrnehmungen entsprechen den Grundgesetzen unserer Erfahrung, doch unsere Erfahrung besteht aus nichts, als aus unseren Sinneseindrücken welche uns als Körper im Raume erscheinen. Sehen wir da oben nicht den Siriusstern leuchten und dort den Polarstern? Ei, ganz gewiss! Berechnen doch unsere Astronomen sogar die Entfernungen derselben von der Erde! Vom Sirius braucht das Licht 16 Jahre bis es zu unserer Erde gelangt, vom Polarstern 23 Jahre; und wenn heute das Licht der Milchstrasse erlösche,

so würden Tausende von Jahren vergehen, bis wir es nur gewahr würden. Was würden wir in der langen Zwischenzeit sehen? Nichts, als die letzte Lichtwelle, die unser Auge trifft. Der Aether wird durch den Stern in wellenförmige Bewegung gesetzt, und die zuletzt an unser Auge gelangende Aetherwelle verursacht das Sehen. Die Aetherwelle selbst ist ja aber, wenn sie nicht gar nur Hypothese ist, sicherlich dunkel, denn die Bewegung ist ja nichts, als ein Hin- und Herschwingen von unendlich kleinen Körperteilen. Dieselbe Bewegung auf unsere Haut fortgepflanzt, erzeugt Wärme, auf unser Auge übertragen, erzeugt Licht. Was wir Licht nennen, existiert also wirklich nicht in der Aussenwelt, sondern nur in unserem Auge. Das Grundelement unseres Bewusstseins, die Empfindung, ist nur ein Symbol dafür, dass in der Aussenwelt etwas vor sich geht. Was jedoch vor sich geht, das weiss man nicht, und demzufolge hat die Empfindung auch nur subjektive Gültigkeit. Wohl kann man aus Empfindungsgruppen über die Beschaffenheit der Aussendinge die Vermutung hegen, dass den wechselnden Erscheinungen im Subjekt in den Aussengegenständen parallellaufend ebenfalls ein Wechsel der Vorgänge entspricht. Falls nämlich in den Dingen an sich Willkür und Zufall obwaltete, könnten wir nicht von ihnen in so regelrechter, rythmischer, beständig sich wiederholender Reihenfolge affiziert werden. Ob die Gesetzmässigkeit in den Dingen selbst die gleiche ist, wie die ihrer Erscheinungen, bleibt eine offene Frage. Wir müssen uns bewusst bleiben, dass der Parallelismus von Denk- und Seinsnotwendigkeit nur

eine Hypothese ist und Hypothese bleiben wird, so lange der Röntgenstrahl nicht reicht, das Bewusstsein von innen zu photographieren.

Für die empirische Wissenschaft bleibt es natürlich ganz gleich, ob das, was wir wahrnehmen, wirklich existiert oder nicht, denn dieser Schein ist für uns derartig organisiert, dass er uns dasselbe leistet wie die Wirklichkeit. Für jeden Philosophen jedoch, der es sich zur Aufgabe macht wahre Erkenntnis zu erlangen, muss es äusserst deprimierend sein, sich sagen zu müssen, dass alles auf Schein und Schatten beruht und den Begriffen ihr realer Inhalt fehlt.

Von unbedingter metaphysischer Wahrheit und Gültigkeit kann also keine Rede sein. Wir sind nicht fähig das Wesen der Welt zu erkennen, und alle Erkenntnis ist nur wahr in Beziehung zu unserem Geiste. Jede Erklärung hat nur relative Gültigkeit. Unser Denken, Fühlen und Wollen besteht aus nichts als Beziehungen; was wir sind, sind wir nur durch Gemeinschaft mit anderen Dingen. An sich betrachtet, löst sich unser ganzes Wesen in Schein und Schatten auf. Auch sehen wir überall die Grenzen der menschlichen Erkenntnis sehr eng gezogen. „Willst du wissen, armer Doktor, wie es zugeht, dass deine Arme und Beine deinem Willen gehorchen, deine Leber aber nicht? Forschest du, wie sich der Gedanke in deinem schwachen Geiste bildet und jenes Kind im Mutterleibe? Ich lasse dir Zeit, mir zu antworten. Was ist Materie? Deinesgleichen haben zehntausend Bände über diesen Gegenstand geschrieben; sie haben einige Eigenschaften des

Stoffes gefunden, die Kinder kennen sie ebensogut wie du: aber was ist dieser Stoff eigentlich? und was ist der Geist, den du auf Lateinisch „spiritus“ nennst, das heisst „Hauch“, und den du nicht besser zu bezeichnen weisst, weil du eben keinen Begriff von ihm hast? — Betrachte dieses Samenkorn, welches ich auf die Erde werfe, und sage mir, wie es aufschiesst, um auch nur einen Halm mit einer Aehre hervorzubringen. Erkläre mir, wie derselbe Erdboden einen Apfel im Gipfel dieses Baumes und eine Kastanie an dem nächsten Baum hervorbringt! Ich könnte dir einen Folioband von Fragen vorlegen, auf die du nur vier Worte erwidern könntest: „Ich weiss davon nichts.“ (Voltaire, Dictionnaire philosophique.) Niemand wird leugnen, dass durch die Errungenschaften der Naturwissenschaft für die Menschheit ein grosser und bleibender Gewinn erzielt worden ist. Jedoch geht es nicht an, nunmehr alles im Himmel und auf Erden für erklärt zu halten und das ganze Universum an ein Spinnengewebe zu hängen. Man hat einige Schritte vorwärts getan, indem es gelungen ist, viele physikalische und chemische Erscheinungen auf ihre allgemeinen Gesetze zurückzuführen. Doch damit hat man noch lange nicht das Wesen der Dinge ergründet, ja nicht einmal das organische Leben kann damit erklärt werden.

Wenn wir nun erkennen, dass wir rein durch Wissenschaft kein klares Weltbild erhalten und dass alles endgiltige Erkennen Chimäre ist, so ist es ganz naturgemäss und wissenschaftlich gerechtfertigt, wenn wir das „es ist“ in ein „es scheint“, das „es kann“ in ein „es könnte“ verwandeln. Niemand hat das Recht,

uns deshalb in eine Kategorie mit gedankenmüden, tatenschlaffen Skeptikern zu setzen, die aus Zaghaftigkeit und Furchtsamkeit zu gläubigen Mystikern werden. Wenn Relativismus schon Skeptizismus heisst, dann müssten auch Berkeley, Kant, Fichte und Schopenhauer nur Skeptiker sein, und auch Dubois Reymond's „ignorabimus“, Virchow's „dubitemus“, Häckel's „restrigamus“ würde nichts anderes sein, als die Altweibervorsicht klügelnder Zurückhaltung. Wie sehr wir uns auch gegen den Gedanken wehren, wir können uns nicht verhehlen, dass wir es letzten Endes mit einer unerkennbaren Substanz zu tun haben. Wie wir uns auch sträuben und was wir auch dagegen einwenden mögen, wir müssen schliesslich die Unerkennbarkeit des absoluten Weltengrundes zugeben. Was uns zugänglich ist, ist nur das Innen der Welt, die Bewusstseinsspiegelung, während uns das Aeussere der Welt unerklärlich bleibt.

Selbst der rücksichtsloseste Evolutionist, Herbert Spencer, der Mann, der wie kaum ein zweiter vor ihm, tiefe Einblicke in die Natur getan und den ganzen Umkreis der erfahrbaren Welt zum Gegenstand seiner Betrachtungen gemacht hat, muss in seinem letzten Werke „Facts and comments“ zugeben, dass vor allem Sein noch ein Etwas vorhanden gewesen sein muss, welches dieses Sein ins Dasein gerufen und zur Entwicklung befähigte. Der Mann, der alle Provinzen von Natur und Geist mit der Fackel des Ingeniums durchleuchtet hat, der jede Gefühlsäusserung als Sentimentalitätsduselei und eines Philosophen unwürdig bezeichnete, muss nach mehr als sechzigjährigem Schaffen in seinem Artikel

„ultimate questions," eingestehen: „Ich habe die Ueberzeugung, dass der unendliche Raum ohne Anfang und ohne Ursache von jeher existiert haben muss, und diese Ueberzeugung hat mir in den letzten Jahren ein Gefühl inneren Erschauerns hervorgerufen." Was liegt also näher, als dass vor aller Entwicklung ein Etwas gewesen sein muss, die conditio sine qua non, ohne welche jedes Werden geradezu undenkbar wäre. Es ist nun aber ganz klar, dass dies ewig existierende, unwandelbare Etwas, diese Voraussetzung aller Entwicklung, dies ראשון לראשונים, welches Spencer „Raum" nennt, für uns (rein formal genommen) Gott heisst, denn ob ich diesem Unendlichen, alles zur Entwicklung Befähigenden diesen oder jenen Namen beilege, gleichwohl: es verbinden sich mit diesem urewigen Wesen die Begriffe, die man von dem Schöpfer des Weltalls hat. „Name ist Schall und Rauch" (Faust). Der Name tut nichts zur Sache.

Wenn wir also auf dem Boden der wissenschaftlichen Erkenntnis überhaupt mit einem „Unerkennbaren" rechnen müssen — kann es da zu den wissenschaftlichen „Unwahrscheinlichkeiten" oder gar „Unmöglichkeiten" gehören, dass der allgütige Schöpfer sich seiner Geschöpfe erbarmt und ihnen in seiner Gnade die Wahrheit offenbart?! Die gefundenen Wahrheiten des einen Jahrzehnts widersprechen oft den Wahrheiten des anderen Jahrzehnts, ohne dass eine Entwicklung zu konstatieren wäre. Das am Sinai offenbarte Wort ist jedoch unveränderlich wahr. Auch in dem grossen offenen Buche der Natur kann man die Gedanken des Ewigen lesen; aber erst durch die Offenbarung am Sinai treten wir

in eine höhere, innigere Beziehung zu unserem Schöpfer. Selbstverständlich muss der Mensch ernstlich beflissen sein, Wissenschaft zu treiben, um auch auf diesem Wege die Wahrheit zu erforschen. Wir dürfen uns nicht dadurch beirren lassen, dass die zu erforschende Wahrheit sich oft in seltsamen Resultaten äussert, dass dieselben Prinzipien oft in einer Epoche angenommen, in einer anderen verworfen, in wieder einer anderen wieder angenommen werden, um in einer nächsten wieder verworfen zu werden. Durch alle Wahngebilde hindurch muss schliesslich doch echte Wahrheit sich hervorringen. Die Gegensätze befruchten die Entwicklung, die sehr allmählich, aber sicher sich kundgibt. Die Wahrheit kann an Macht dadurch nur gewinnen,dass sie nicht nur geglaubt, sondern auch gewusst wird. Am Ende der Zeiten wird es keinen Unterschied mehr geben zwischen Glauben und Wissen, denn dann wird bei allen Menschen der Glaube zum Wissen geworden sein. Wenn jemand jedoch nur der Wissenschaft huldigt, so geschieht dies auf Gefahr, dass man Zeit seines Lebens dem Irrtum verfällt, in der Meinung, es mit der Wahrheit zu tun zu haben. Deshalb hat uns Gott in seiner Huld durch die Offenbarung eine Richtschnur gegeben, die uns in unserer vermeintlichen Freiheit nicht etwa beschränkt, sondern gerade zu wahrer Freiheit verhilft. Nur der Tor kann es als einen unangenehmen, lästigen Zwang empfinden, sich nach den weisen Gesetzen der Offenbarung zu richten. Jeder Vernünftige jedoch ist überzeugt, dass die Existenz des jüdischen Volkes nur dieser Offenbarung zu verdanken ist und dass die Befolgung

der göttlichen Gebote uns zum Heile gereicht. Als Leitstern ist uns das untrügliche Wort Gottes gegeben, mit welchem alle wahre Wissenschaft letzten Endes zusammentrifft.

Wenn es heute viele Menschen gibt, die nichts von einer Offenbarung wissen wollen, so ist Hauptursache, dass sich jene „Gebildeten" nicht mit dem Wunderbegriff befreunden können. Wir wollen nicht verkennen, dass die erkennende Vernunft nach einem schon durchs Wesen der Erkenntnis geforderten strengen, gesetzmässigen Zusammenhang des gesamten Seins und Werdens strebt. Für das heutige Vorstellen ist der Wunderbegriff noch dazu erheblich erschwert durch die in den letzten Jahrzehnten erfolgte Ausbildung des Begriffs des „Naturgesetzes" oder des strengen, alles Geschehen in der Welt bedingenden Kausalzusammenhangs. Das Wunder kommt dem modernen Bewusstsein als ein Ereignis vor, das allen Naturgesetzen zuwiderläuft, oder womit Gott durch unmittelbares Eingreifen die Ordnung des Weltalls durchbrochen hat. Da indes heute viele Gegner des Wunderbegriffs gerne tun, als ob jedenfalls Philosophie und Naturwissenschaft hierüber längst das letzte Wort gesprochen hätten, so können wir nicht unterlassen, darauf aufmerksam zu machen, dass ein bedeutender deutscher Philosoph, nämlich der auch in den Naturwissenschaften gründlich gelehrte Hermann Lotze, es in seinem „Mikrokosmus, Ideen zur Naturgeschichte und Geschichte der Menschheit" (Buch IV, Kap. 3) es wohl für möglich gefunden hat, dass, während die Naturobjekte mit ihren Kräften in der Form bestimmter

beharrlicher Gesetze wirksam seien, eine wunderbar wirkende Macht die inneren Zustände dieser Dinge selbst kraft ihres inneren Zusammenhangs mit ihnen, ändern und hiermit auch den gewöhnten Erfolg des Gesetzes verändern kann, ohne doch darum die fernere Giltigkeit dieses Gesetzes aufzuheben. Und nicht mit Unrecht meint ein neuerer Naturforscher, dass das Wort des Augustinus noch heute gelte: „Ein Wunder steht nicht im Widerspruch zur Natur, sondern nur zu dem, was wir von der Natur wissen.“

Gott, der den Gestirnen ihre Bahn weist und die Erde, was noch im vorigen Jahrhundert, 1819 und 1861, geschehen, ohne Konflikt durch Kometenschweife hindurchführt, konnte auch das Manna regnen lassen, und am sechsten Tag für den siebenten mit. Er, der die Sonne geschaffen und den Mond, hatte auch die Macht, die Strahlenbrechung eine Zeitlang derart einzuschränken, dass es schien, als ob die Sonne stillstehe zu Gibeon und der Mond im Tale Ajalon. Er, der es so eingerichtet, dass der Sterbliche durch Forschung allein nicht bis an den Urquell der Wahrheit gelangen kann, und dass auch das angeblich tiefste Wissen kein Wissen ist, sondern mehr oder minder auf Glauben zurückzuführen ist, hat uns in seiner Barmherzigkeit und Weisheit das Wahre, Schöne und Gute gelehrt.

Armer Sterblicher! wunderst du dich über Wunder?! Die Natur selbst bietet uns ja trotz aller Fortschritte der Naturwissenschaft noch heute so viele Wunder dar, dass wir die ganze Natur selbst nur als ein grosses Wunder bezeichnen können. Unter dem Walten der-

selben allgemeinen Gesetze entwickeln sich aus Keimen, zwischen denen man kaum einen Unterschied wahrnehmen kann, Organismen, welche die grösste Unähnlichkeit untereinander zeigen, deren jeder aber seine Form in unaufhörlichem Wechsel der Stoffe behauptet und fortpflanzt. Warum ist das Blatt der Eiche so gezackt und das Blatt des Ahorns anders? Was gibt der Lilie die Form, dem Veilchen das Blau, der Rose den Duft? Wahrlich! wenn man sich nicht mit lächerlichen Phrasen begnügen will, muss man wohl darauf verzichten, hierfür eine Erklärung zu geben.

Die Natur lehrt uns nur physische, nicht aber ethische Gesetze. Wir brauchten notwendig eine Moral und diese Moral musste notwendigerweise von einer Autorität herrühren, die erhaben ist über Vorurteile und Irrtümer der Menschen. Diese Moral konnte nur durch unseren Schöpfer gelehrt werden. Da in Aegypten die Zauberer eine grosse Rolle spielten, so war es klar, dass man unseren Brüdern jener Zeit nur durch Taten imponieren konnte, die noch viel bedeutender waren, als die Taten der Magier. In Aegypten mussten alle Erstgeborenen sterben und Israel musste trocknen Fusses durch das Schilfmeer ziehen, dann erst — ויאמינו בה׳ ובמשה עבדו — glaubten sie an Gott und an seinen Diener Moses. Nun erst konnte Gott in einer Offenbarung uns die Lehren geben, die die Basis einer wahren Religion ausmachen. Die Wunder waren notwendig, um den göttlichen Charakter der Offenbarung zu beweisen.

Oft wird eingewandt, dass es der Grösse Gottes unwürdig sei, sich mit den kleinlichen menschlichen

Angelegenheiten zu beschäftigen, und dass deshalb nicht anzunehmen sei, dass Gott einem Volke zuliebe den Lauf der Naturgesetze verändert habe. Es ist jedoch leicht einzusehen, wie irrig ein solcher Gedanke ist. Wir beurteilen alles nach unseren kleinlichen menschlichen Verhältnissen. Wenn wir Menschen viele Dinge auszuüben haben, so vollziehen wir zuerst die wichtigen und dann die uns minder wichtig scheinenden. Von Gott aber heisst es : לא מחשבותי מחשבותיכם ולא דרכיכם דרכי „Meine Denkart ist nicht wie eure Denkart und meine Wege nicht wie eure Wege.“ כי גבהו שמים מארץ כן גבהו דרכי מדרכיכם ומחשבתי ממחשבתיכם. „So hoch der Himmel über'm Erdkreis ist, so hoch sind meine Wege über euren und meine Denkart über eurer Denkart.“ Die Mücke und der Grashalm sind mit keiner geringeren Weisheit geschaffen als der Elefant. Nur weil der Elefant durch seine äussere Erscheinung auffällt, betrachten wir ihn bewundernd, während wir die Biene wegen ihrer Kleinheit nicht achten. Betrachtest du jedoch die Biene und ihr Leben und Treiben genauer, so wird es dir klar, dass sie ein Kunstwerk sondergleichen ist. So stellt auch das scheinbar unansehnliche Blatt mit seinen feinen Verästelungen und überaus zarten, lieblichen Formen ein Wunderwerk dar. Gottes Weisheit erstreckt sich auf alle seine Geschöpfe, auf das Grosse sowohl wie auf das Kleine, auf Nationen sowohl wie auf Individuen. Gott in seiner unendlichen Güte gab dem Menschen die Mittel an, die er anwenden soll, um glücklich zu werden.

Sehen wir nicht alle Tage wunderbare und unbegreifliche Dinge, welche wir auch wie Wunder und göttliche Offenbarungen betrachten würden, wenn wir sie nicht ständig vor Augen hätten und die Gewohnheit sie uns nicht als gewöhnliche Erscheinungen betrachten liesse?! Und woher kommt das Genie, woher die Gabe, neue Ideen zu schaffen und Erfindungen zu erdenken, woher kommt die poetische Gabe? Sind das nicht alles göttliche Offenbarungen, die noch heute zum Ausdruck kommen und ohne welche das Dasein des Menschen eine armselige Posse sein würde, von der man mit Schopenhauer sagen müsste: „Le jeu ne vaut pas les chandelles." Nehmt hinweg alles, was in dieser Welt nicht von dieser Welt ist, nehmt einmal aus dem Leben hinweg Poesie, Wissenschaft und Kunst, Moral und religiöse Erhebung des Gemüts, was bleibt dann noch übrig?

Freue dich, mein Volk, freue dich! Gott in seiner Huld hat dir seinen Willen kundgetan und dir den Weg der Wahrheit gezeigt. Die Wahrheit richtet sich nicht nach uns, sondern wir müssen uns nach der Wahrheit richten. Vom Leben zum Tode führt eine schmale Brücke, auf ihr wandelt das Menschengeschlecht. Es ist doch alles eitel und vergänglich: Sorge, Furcht, Hoffnung und zuletzt der Tod. Die Zeit wird kommen, wo wir gerne getan haben möchten, was wir noch tun können. Gar wundersam sind die Verhältnisse des Menschenlebens verknüpft. Haben wir nicht Ohren, um zu hören? Lege dein Ohr an die Muschel und du wirst aus ihrem rosenroten Innern den Widerhall des Meeresbrausens hören. Sei einmal Ohr, nicht immer Stimme,

nicht einmal Stimme, um nach den Rätseln des Lebens zu fragen! Lausche einmal darauf, was dir die Harmonien des Weltenalls zuflüstern und die Seele wird sich dir weiten zum Heiligtume Gottes. Haben wir nicht Augen, um zu sehen! Sei einmal Auge, Bruder! Soll ich dir sagen, was du dann schaust? Du schaust Knoten und Maschen, die keine Menschenhand, und wäre sie noch so kunstgeübt, knüpfen kann, und Verwicklungen siehst du, die kein Verstand, und wäre er noch so pfiffig, lösen kann. — Der Himmel scheint blau und die Wiese ist grün und der geworfene Stein fällt zur Erde und zweimal zwei ist vier, und alles geht natürlich zu und ist Gesetzen unterworfen. Das aber ist ja gerade das Wunder, dass alles gewöhnlich ist und doch das Unnatürliche und Ungewöhnliche daraus hervorgeht. Wie sagt doch Schubart so schön:

Ein Gott ist's, der die Welt regiert.
Oft denkt der Mensch in seinem Wahn:
Ich hab' das Werk zum Ziel geführt,
Und Gott hat es getan.



Glauben und Wissen.

Wer einen Blick unter die Oberfläche der modernen Gedankenentwicklung zu werfen vermag, dem gähnt zwischen zwei bedeutenden Faktoren im Leben unserer Kulturmenschheit eine tiefe Kluft entgegen: es besteht kein Einklang zwischen Verstand und Gemüt. Der Verstand der Kulturmenschheit fühlt sich nur befriedigt durch die angeblich naturgemässe Welterklärung, während das Herz an den Empfindungen hängt, die eine nach Jahrtausenden zählende, religiöse Erziehung und lebendige Ueberlieferung in dasselbe gelegt hat. Das Gemüt fühlt sich oft hingezogen, diese oder jene Sache für wahr zu halten, die die Vernunft verneinen muss, und die Vernunft behauptet zuweilen Dinge, die unser Gemüt verletzen. Wer ist im Recht, Verstand oder Gemüt? oder gar beide? Zweck unserer Betrachtung soll sein, darzulegen, dass kein eigentlicher Widerspruch zwischen Wissen und Glauben besteht und dass auch heute noch der Verstand dem Gemüt in mancher Beziehung den dominierenden Rang einräumen muss.

Viele Menschen können ihren Glauben nicht mit der modernen Wissenschaft vereinen und fallen deshalb von ihrem Glauben ab. Diese Leute denken nicht daran,

dass ja auch alle Wissenschaft auf gewisse erste Postulate oder Annahmen zurückgeht, deren Wahrheit durch keine Beweisführung aufgenötigt werden kann. So wird z. B. im Naturalismus stillschweigend vorausgesetzt, dass diese Natur dieselbe sei, welche zu aller Zeit und von jeher war. Obgleich niemand das beweisen kann, baut man auf diese willkürliche Annahme, nur weil sie unmittelbar einleuchtet, eine Weltanschauung. — Gar zu gern wird auch die Erfahrungswissenschaft gegen die Religion ausgespielt. Man will es nur mit exakten Tatsachen zu tun haben und alles, was nur im geringsten mit Glauben zusammenhängt, wird in Acht und Bann erklärt. Dabei denkt man jedoch nicht daran, dass das Atom, auf das man schwört, von niemand gesehen werden kann, dass die Annahme der endlosen Reihen von Ursachen, oder die Annahme, dass es zur Bildung der Erde vieler Millionen Jahre bedurfte, über die Erfahrung hinausgehende Vorstellungen sind, und dass also eine derartige Erfahrungswissenschaft nur sehr relativ exakt genannt werden kann. Mag der Lauf der Dinge bis jetzt auch noch so regelmässig gewesen sein, so ist damit doch noch nicht bewiesen, dass es auch in Zukunft so sein wird. „Vor fünfzig Jahren schien einem Zentralafrikaner wahrscheinlich keine Tatsache mehr auf eine gleichförmige Erfahrung gegründet, als die, dass alle Menschen schwarz sind. Noch vor wenigen Jahrzehnten schien einem Europäer die Behauptung, dass alle Schwäne weiss sind, ein ebenso unzweifelhaftes Beispiel von Gleichförmigkeit im Gange der Natur zu sein. Eine spätere Erfahrung hat beiden gezeigt, dass

sie im Irrtum waren; diese Erfahrung liess aber fünfzig Jahrhunderte auf sich warten. Während dieser langen Zeit glaubte die Menschheit an eine Gleichförmigkeit im Gange der Natur, wo keine solche wirklich existiert hat". (Mill's Logik.) Wir sehen also, dass selbst scheinbar ganz festgestellte Gesetze Ausnahmen aufweisen können. Ja, selbst die scheinbar sichersten physikalischen Gesetze sind nur relativ sicher. So hat noch gerade die Forschung der jüngsten Zeit bewiesen, dass durch die Curie'sche Entdeckung des Radiums eine ganze Reihe scheinbar bombensicherer Gesetze nunmehr zu ziemlich unsicheren Hypothesen herabgesunken sind. — Wollten wir nun gar fragen, was ist Materie? was ist Kraft? wie ist das Bewusstsein entstanden, wie ist sein Vorhandensein aus materiellen Voraussetzungen zu begreifen? so wissen wir darauf vollends nicht zu antworten. Ganze Lehrgebäude hat das Menschengeschlecht auf diese und auf andere Fragen gegründet, auf die die Wissenschaft von heute noch die Antwort schuldig bleibt.

„Selbst jene, die es durch Wissen und Geist und Tugend allen zuvorgetan,
Die leuchtend ihren Schülern vorangeschritten auf dieser Lebensbahn,
Nicht lüften konnten den Schleier sie, der aller Sterblichen Auge bedeckt;
Sie haben einige Fabeln erzählt, und dann zum Schlummer sich hingestreckt.
Hinter den geheimnisvollen Vorhang drang noch nie ein Blick,
Keiner hob noch je den Schleier, der verhüllt das Weltgeschick."

(Strophen des Omar Chijam).

Es gibt bei uns Menschen kein reines Wissen ohne Glauben. Jedem Wissen entspricht ein Glaube, und jedem Glauben entspricht ein Wissen. Wir können nicht dem Schöpfer gleich unser Wissen aus uns selbst hervorbringen. Es liegt in der Natur unserer Stellung als geschaffene Wesen, dass wir uns stets auf ein Gegebenes stützen müssen.

„Studiere nur und raste nie,
Du kommst nicht weit mit deinen Schlüssen:
Das ist das Ende der Philosophie,
Zu wissen, dass wir glauben müssen".
(Geibel, Weltliche Texte).

Es kommt der Augenblick, wo der Verstand sich vor dem Glauben beugen muss und seiner Stütze bedarf. Der Verstand allein kann uns nicht mit Sicherheit Zweck und Ziel der lebenden Wesen mitteilen, er allein kann nicht das grosse Problem des Lebens und des Todes lösen. Wollte jedoch deshalb jemand die Vernunft nicht gelten lassen, so wäre dies gerade so gefährlich, als nichts gelten lassen als die Vernunft. Wissen und Glauben, beide sind nötig, und aller Widerspruch zwischen diesen beiden Hauptfaktoren der Kultur ist nur scheinbar. Ein Glaube mit entsprechendem Wissen steht einem anderen Glauben mit entsprechendem Wissen entgegen — voilà tout. So wenig es gegen die Würde des Schiffers verstösst, sich im Dunkel der Nacht nach dem Leuchtturm umzusehen, der ihn vor Klippen und Untiefen warnt, so wenig verstösst es gegen unser Freiheitsgefühl, sich nach den Grundsätzen unserer תורה הקדושה zu richten,

nach jenen ewig wahren Vorschriften, die uns vor Abirrungen bewahren. Was wir vermittelst unserer Vernunft in dem grossen offenen Buche der Natur lesen, kann nicht in Widerspruch mit unserer geoffenbarten Religion stehen, durch welche Gott uns zu einer höheren Gemeinschaft mit sich berief.

Ihr neunmal Weisen! richtet getrost euer Teleskop gen Himmel und versichert, es könne keinen Gott geben, denn er sei vermittelst eurer Brillen und Ferngläser nicht sichtbar: Zeigt mir das System eurer scheinbar unumstösslichen Wahrheit und ich will euch zeigen, dass es mehr Dogmen enthält als unsere ganze Bibel. Auch auf der höchsten Stufe der Kultur ersetzt weder das Wissen den Glauben, noch der Glaube das Wissen. Glauben und Wissen stehen in ewigem Konnex zu einander. Kommen wird der Tag, da man erkennen wird, dass der Glaube an den Errungenschaften der Kultur nicht weniger Anteil hat als das Wissen, und dass das Gemüt durch sein Schaffen von Wärme und Kraft, von Edlem und Erhabenem, von Sehnsucht und Befriedigung ebenso wichtig ist wie der Verstand durch sein Forschen nach Regel und Gesetz, nach Ursachen und deren Wirkungen.



Kausalität und Finalität.

Ihr religiös Gesinnten alle, die ihr auch zugleich verstehet was es heisst Gedankenkämpfe zu kämpfen, Herr aller Zweifel zu werden und ernste Selbstbesinnung zu erlangen, frohlocket! Vorüber ist die Zeit, wo jeder seine eigene Weltanschauung nach Belieben anthropomorphisch zurechtschnitzen konnte und seine eigenen Wünsche und Hoffnungen zu Weltprinzipien zu erheben wagte. Die naturwissenschaftliche Weltanschauung, die so stolz und kühn triumphierte und alle Gemüter gefangen zu nehmen drohte, liegt ernstlich siech darnieder; „sie ist wie eine Decke geworden, die zu kurz ist und überdies noch Löcher hat.“ Erwiesen ist, dass noch nach anderem Massstabe gemessen wird als nur nach Raum und Zahl und dass es Effekte gibt, die mit nichten von mechanischer Kausalität abhängen. Ueberwunden ist die Lehre von der starren Notwendigkeit, von der angeblichen Unentrinnbarkeit im Ablauf des Schicksals. Nicht nur die Gemütsnatur des Dutzendmenschen bäumt sich gegen jene physikalische Fatumlehre auf, sondern heute sind es die Naturwissenschaften selbst, die dagegen revoltieren und den Zweck in den Vordergrund stellen.

Die Vorherrschaft der mechanischen Kausalität wurde von Demokritos begründet, Galilei und Hobbes wandelten in seinen Bahnen, und auch auf Descartes und Spinoza übte die Lehre von der rein mechanischen Kausalität einen so grossen Zauber aus, dass sie ihrem Banne erlagen. Diesen grossen Geistern ahmten es dann die Grossen unserer Zeit nach. Alles wurde erklärt als ewiges Sein und Beharren, als ein lückenlos verketteter Ablauf unserer Vorstellungen, oder als starre Notwendigkeit. Wenn jemand es wagte Naturvorgänge nach Zweckursachen zu erklären, so wurde ein solcher Mensch verlacht, verhöhnt und als Laie, der nichts von Sachen der Wissenschaft versteht, abgefertigt. Nun ist es anders geworden. Unter der Führung Ostwald's und Mach's ist die Opposition heute schon zu einer derart mächtigen Bewegung angewachsen, dass auch ohne Prophet zu sein, man doch deutlich voraussehen kann, dass der Kampf zwischen Kausalitäts- und Finalitätslinie mit einem grossartigen Siege der Teleologie enden wird.

Wohl ist es wahr, dass jede Wirkung ihre bestimmte Ursache haben muss, und diese Form der Kausalität gilt sogar in gewissem Sinne unbedingt und ausnahmslos. Doch gibt es noch andere Formen der Kausalität, die nur bedingter- oder gar nur sehr bedingtermassen ihre Giltigkeit haben, wir meinen das Verhältnis von Grund und Folge und von Zweck und Mittel. Hier ist die Möglichkeit gegeben, selbständig Gedankenreihen zu kombinieren, die nicht dem Milieu entnommen sind. Der gemeinsame Zweck des gesamten Menschengeschlechts ist es, der hier den Ausschlag gibt.

In jedem Moment können Dinge geschaffen werden, die aller Schematisierung spotten und den Milieu-Zwang Lügen strafen. Wenn auch psychologisch genommen das stärkste Motiv massgebend ist, so können doch die Motive frei gewählt werden. Erst das Verhältnis von Motiv und Zweck gibt die Richtung des Geschehens an und bestimmt das menschliche Handeln.

Wo wir, wie es oft bei der unorganisierten Materie der Fall ist, alles nach mechanischer Kausalität begreifen können, da wäre es wohl unrecht, wollten wir den Vorteil der Genauigkeit, der uns durch eine solche Erklärung geboten wird, nicht auch wahrnehmen. Wo jedoch Motive eine Rolle spielen, da reicht eine rein kausale Erklärung niemals aus. Da wir selbst organisierte Wesen sind, so interessiert uns naturgemäss die organische Natur weit mehr als die unorganische. Nichts interessiert uns so sehr als das menschliche Zusammenwirken. In der Zweckeinheit des menschlichen Zusammenlebens und Handelns genügt das Kausalverhältnis von Ursache und Wirkung, von Reiz und Empfindung entschieden nicht mehr. Der Mensch ist nicht das mechanische Produkt von Klima und Bodenbeschaffenheit, von Rasse und Umgebung, von Vererbung und Charakter. Wäre der Mensch in seinen Handlungen der mechanischen Kausalität unterstellt, dann freilich hätten jene recht, die den unbedingten Determinismus predigen, und der Verbrecher könnte sich damit entschuldigen, dass er die Prädestination zur Sünde mit auf die Welt gebracht. Zum Glück ist es nicht so. „Der Mensch ist frei geschaffen, ist frei“, und Zweckgesetze sind es,

die unser Leben regeln und auf dem Meere des Daseins uns die Richtung angeben, in welcher unser Lebensschifflein zu steuern hat.

Mag sonst überall alles nach Druck und Stoss sich bewegen, der Mensch aber handelt nach Motiven. Mit wachsendem Bewusstsein des Menschengeschlechts werden immer mehr solche Handlungen gezeitigt, welche den Zwecken am besten angepasst sind. Wenn wir betrachten, wie der Mensch die Tendenz hat weiter zu streben und sich zu vervollkommnen, so werden wir dazu gedrängt nach einem Endzweck zu forschen. Eigentliche Endzwecke kennen wir jedoch nicht, denn was uns heute als Endzweck gilt, ist es uns in zehn Jahren schon vielleicht nicht mehr. In demselben Masse, in welchem das Bewusstsein erstarkt und sich verfeinert, in ebendiesem Masse wird auch der vom Menschen gefasste Begriff der Zweckmässigkeit vornehmer und freier. Je mehr das Bewusstsein des Menschen sich veredelt, umso erhabener wird das Ideal des Menschen. Ueber die Schranken seiner Individualität hinaus strebt der Mensch nach dem Göttlichen hin, und in diesem Streben, das Göttliche zur Geltung zu bringen, liegt relativ genommen der Endzweck seines Daseins.

Es steht also fest, dass das Verhältnis von Motiv und Zweck die Richtung des Geschehens angibt. Trägt nun das Geschehen seinen Zweck in sich oder nicht? Das Geschehen ist ein Zustand der Dinge, der sich offenbar selber nicht genügt. Aus dem Ansich der Dinge kann nie eine Veränderung hervorgehen. Die Veränderung muss vielmehr von aussen hineingekommen sein.

Ueberall wo ein Zusammenhang und eine Anpassung der Dinge besteht, welche in ihrem Wesen selbst nicht begründet ist, können wir dies nicht anders als Zweckmässigkeit nennen. Diese Zweckmässigkeit kann nicht dem Geschehen selbst innewohnen, sondern muss ausser ihm liegen. Wenn es nun aber ein äusserer Grund ist, der die Dinge aneinanderfügt, so kann dies doch nicht anders geschehen, als dass die Dinge zuerst in dem Bewusstsein dieses äusseren Grundes vereinigt wurden. Dieser äussere Grund ist offenbar Gott, und alles zweckmässige Walten in den Gesetzen der Natur ist das Werk seiner gestaltenden Intelligenz.

Schon die allgemeinen mechanischen Gesetze der Bewegung zeigen eine gegenseitige Anpassung aneinander, die aus dem Begriffe derselben nicht abgeleitet werden kann. Schall, Licht, Wärme, das Gesetz der Gravitation, das wundervolle Gesetz der Aequivalente sind Erscheinungen, deren inneres Mass und innere Selbstbestimmung Spuren der höchsten Intelligenz offenbaren.

Und welche unendliche Zweckmässigkeit ist nun erst in der organischen Natur zu beobachten! Dort vollends ist der Zusammenhang der Stoffe derart, dass man ihn nicht als einen in der Natur der Stoffe selbst begründeten ansehen kann. Das organisierende und gestaltende Prinzip in den Organismen kann nie durch blosse Physik und Chemie erklärt werden. Der Saft, der durch die Wurzel der Pflanze zuströmt, formt Zweige, Blätter, Blüten, Früchte, und alle diese Teile sind selbst wieder in der verschiedensten Weise in ihren Zellen und Gefässen differenziert und organisiert. Physikalische

und chemische Gesetze reichen nicht aus, um dies zu erklären. Die zweckmässige Organisation von Pflanzen und Tieren oder, um vom Menschen zu reden, auch nur des menschlichen Auges, ist ohne schöpferische Intelligenz oder Gott schlechterdings nicht zu begreifen.

Wenn enthusiastische Anhänger der Darwin'schen Lehre glauben, dass die ganze Fülle organischer Formen lediglich durch natürliche Zuchtwahl, durch Anpassung und Vererbung entstanden sei, wird jeder ernste Denker nur darüber zu lächeln vermögen. Aus einem Batybius durch Anpassung und Vererbung die ganze Reihe der Organismen ableiten, heisst einfach aus nichts etwas machen. Es ist von vornherein klar, dass die Organismen ein gewisses und wahrscheinlich beträchtliches Mass innerer Ausbildung schon besitzen müssen, damit ihnen eine weitere Differenzierung ihrer Organe im Kampf ums Dasein überhaupt vorteilhaft sei.

Wenn Mensch und Affe zur selben Gattung gehören, weil sie dieselben Organe haben, so sollten sie auch dieselben Leistungen bieten. Da sie jedoch trotz gleicher Organe in ihren Leistungen keinerlei Aehnlichkeit aufweisen, so folgt daraus, dass sie in ihrer inneren Natur ganz verschieden sein müssen. Die Kehle des Affen und die Kehle des Menschen gleichen sich fast ganz. Aber während der Affe stumm ist oder doch nur Schreitöne hervorbringt, hält Jesaias seine Predigten, spricht Homer seine Ilias, Demosthenes seine Reden. — Mensch und Affe haben fast dieselbe Handbildung. Warum hat der Orang-Utang mit seiner Menschenhand niemals einen Apollo von Belvedere geschaffen, niemals einen Rafael gemalt,

niemals eine Beethovensonate gespielt, niemals eine Dampfmaschine erbaut, ja niemals auch nur eine Steinaxt hergestellt? Während der Mensch sich mit dieser Hand, die nach dem griechischen Philosophen Anaxagoras die höchste Vollkommenheit darstellt und Ursache gar der menschlichen Weisheit sein soll, die ganze Natur unterworfen hat, hat der Affe mit derselben Hand nicht einmal einen Stein erwerben können. Wie will man da noch behaupten, dass beide zur selben Gattung gehören?! Wenn Menschen und Tiere die gleichen Organe haben, so folgt daraus nur was schon Maimonides und später Bossuet gefolgert haben, nämlich, dass der Verstand nichts mit den Organen zu tun hat, sondern von einem anderen Prinzip abhängt und dass Gott unter denselben Erscheinungen verschiedene Schätze verborgen hat.

Wenn übrigens die Darwin'sche Hypothese wahr wäre, dass also eine Lebensform langsam, allmählich sich nach einem bestimmten Gesetze in eine andere höhere Lebensform verwandelt und dass alle Geschöpfe von einer einzigen organischen Form, genannt Protoplasma, abstammen, so würde dieser Umstand — wenn wir von dem Ausgleich mit dem biblischen Schöpfungsbericht einen Augenblick absehen — weit entfernt uns von der Religion abzuführen, uns richtig verstanden gerade zur Religion führen. Wie ist denn dann das Protoplasma zu stande gekommen, dieses Protoplasma, von dem alle lebenden Wesen, die auf dem Erdenrund sind, abstammen sollen? Wie unendlich weise muss doch jene Intelligenz sein, die ein Protoplasma hervor-

bringen konnte, das sich nach vorausgesehenem weisem Plan derartig zu entwickeln vermochte, dass das Universum daraus wurde. Wahrlich, wenn die Evolutionisten recht haben, dann muss für unsere menschliche Anschauung der Schöpfungsplan noch unendlich weiser gewesen sein als er es schon ohnehin für uns ist. Dann muss die gestaltende Schöpfungskraft eine so unendlich grosse sein, dass unsere Sprache viel zu arm ist einen Ausdruck dafür zu prägen. Doch dies nur en passant.

Der Physiologe G. v. Bunge schreibt in seinem Lehrbuch der Physiologie des Menschen: „Je eingehender, vielseitiger, gründlicher wir die Erscheinungen unseres Lebens zu erforschen streben, um so mehr kommen wir zur Ueberzeugung, dass Vorgänge die wir geglaubt hatten, physikalisch und chemisch erklären zu können, weit verwickelterer Natur seien und vorläufig jeder mechanischen Erklärung spotten". Darwin und mit ihm viele bedeutende Geister unserer Zeit wollten zweckmässige Resultate aus rein mechanischen Ursachen erklären. Das scheint unmöglich, wenigstens hat es sich als unhaltbar erwiesen. Das Dasein unserer Welt und ihre Entwicklungsgesetze deuten auf Zwecke hin. Vieles, was unter der Form des Mechanismus in die Erscheinung trat, hat sich als Finalität erwiesen, und es ist noch gar nicht so ausgeschlossen, dass es noch gelingen wird alle mechanischen Ursachen in ewige Zweckgesetze aufzulösen, sodass alle Kausalität nur als Spezialfall der Finalität zu begreifen wäre.

Wenn heute auch wieder die Zweckmässigkeitslehre im Aufsteigen begriffen ist, so wissen wir gleichwohl,

dass dies doch nicht ewig dauern wird. Wie bisher das menschliche Denken stets zwischen Mechanismus und Teologie hin und her pendelte, so wird es höchstwahrscheinlich auch in Zukunft sein. Manche Irrlehre noch wird zeitweise die Geister beherrschen und noch lange wird es dauern, bis für alle Menschen die Wahrheit unabänderlich feststeht. Mag jetzt auch immerhin namentlich dank der Forschungen der modernen Biologie die Linie Aristoteles-Leibnitz Trumpf ausspielen, so müssen wir doch darauf gefasst sein, dass zu unserer Kinder oder Enkel Zeit wieder Demokrit, Galilei, Hobbes und Spinoza den Sieg davon tragen. Wir müssen deshalb unter dem Gesichtswinkel der Ewigkeit die Dinge betrachten und allen Gefahren gerüstet gegenüberstehen. Wir müssen unseren Kindern zeigen, dass eine Lehre, wenn sie auch noch so wahrscheinlich klingt und selbst so viele bedeutende Anhänger hatte wie die Darwin'sche Lehre, dennoch eine Irrlehre sein kann, und dass bei aller Freiheit der Forschung die ewig unumstössliche Wahrheit im Standpunkt unserer תורה הקדי zu finden sei.



Wissenschaftliches und Künstlerisches im althebräischen Schrifttum.

Gar häufig hört man sagen, unsere תורה sei nicht mehr zeitgemäss, man könne sich nicht mehr nach den veralteten Satzungen richten, die für frühere Zeiten und für orientalische Gegenden gut gewesen sein mögen, denen aber nimmermehr in heutiger Zeit praktischer Wert beigemessen werden könne. Deshalb ist es wohl der Mühe wert zu zeigen, dass wie von jeher, so auch heute noch und immerdar die Worte dieser תורה neu sind, dass ihre Satzungen wegen des unendlichen Nutzens, den die Menschheit durch sie hat, nie veralten, sondern für alle Zeiten und Verhältnisse ihre Giltigkeit haben.

Man hört zwar hie und da einwenden, man sollte jene, die die Stirn haben sich von unserer תורה abzuwenden und erst Begründungen und wissenschaftliche Beweise haben wollen, wo es sich um einen Akt des „Glaubens" handle, einfach mit Verachtung strafen und keiner Antwort würdigen Dieser Ansicht können wir jedoch nicht beipflichten. Jeder der weiss, wie schwer es ist angesichts aller heutigen Zeitströmungen gesetzestreuer Jude zu bleiben und wie häufig es gerade Eltern und Lehrer sind, die den Kindern mit schlechtem

Beispiel vorangehen, wird jene Abtrünnigen allenfalls bedauern können, sicherlich aber die Pflicht fühlen sie zu überzeugen. Wer mit Verachtung an jenen unschuldig Schuldigen vorübergeht und sich mit dem Gedanken tröstet: mögen die schlechten Zweige getrost abfallen, der Stamm wird um so besser gedeihen, je mehr er von den angeblich unlauteren Elementen befreit ist, versündigt sich gegen הוכח תוכיח את עמיתך. Es ist unsere Pflicht unseren Mitbrüdern zu zeigen: כי היא חכמתכם ובינתכם לעיני העמים אשר ישמעון את כל החקים האלה ואמרו רק עם חכם ונבון הגוי הגדול הזה.

Unsere eigene Ueberzeugung kann dabei an Kraft ja auch nur gewinnen. Solange wir einfach glauben, ohne auch durch Verstandesgründe überzeugt zu sein, liegt die Gefahr immer noch vor, dass wir anderer Meinung werden können. יוחנן כ״ג בן שמנים שנה נעשה צדוקי, Ihr Väter und Mütter, schickt nicht eure Kinder ins Land hinaus, ohne sie vorher gestählt, gewappnet zu haben gegen die Gefahren, die das Leben bietet! Der vielgerühmte Kinderglaube mag ja vielleicht der reinste sein, jedoch der am meisten Schutz bietende ist er sicher nicht. Die Zeiten haben sich in dieser Beziehung geändert und wer die Anforderungen, die an den Geist gestellt werden, nicht erfüllen kann, muss notwendigerweise untergehen. Freilich, wer nur von Verstandesgründen wissen will, der ist auch verloren, denn leicht wird jede andere Meinung, die äusserlich mehr Wahrscheinlichkeit in sich birgt, ihn in seinen Prinzipien wankend machen. Vielmehr müssen Gemüt und Verstand Hand in Hand gehen. Wissenschaft allein erquickt wohl

den Geist, doch das Herz sättigt sie nicht. Der Hunger der Seele wird erst gestillt durch Religion, diesen Genius, den Gott in seinem Erbarmen dem Menschenpilger an die Seite gegeben, und dessen Wirksamkeit, ob auch das Judentum mehr ist als blosse „Religion“, doch die Voraussetzung der jüdischen Pflichterfüllung bildet.

Es kommt vor, dass zu einer Zeit eines unserer heiligen Gesetze nicht richtig verstanden wird, und es dann den Anschein hat, als ob ein derartiges Gesetz keine recht passende Anwendung für unsere Zeit finde. Zu einer anderen Zeit jedoch sind die Lebensverhältnisse derart, dass jedermann leicht die Vorteile dieser selben Satzung einsieht. Da handelt es sich für jeden gewissenhaften Israeliten darum, den weisheitsvollen, naturgemässen Zweck jedes Gesetzes zu jeder Zeit dem andern plausibel machen zu können und nicht nur zu der Zeit, wenn der Vorteil der betreffenden Satzung in die Augen springend und somit ein Beweis der Vortrefflichkeit dieses Gesetzes nicht mehr nötig ist.

Nur einige verhältnismässig unbedeutende, zufällig herausgegriffene Beispiele sollen das Gesagte erläutern.

Sie ist noch nicht so lange her, die Zeit, wo eine superkluge Hyperkritik darüber spottete: „dass es einen mit Aussatz behafteten Kleiderstoff geben und dieser sogar zum Feuertode verurteilt werden könnte“. והבגד כי יהיה בו נגע צרעת בבגד צמר או בבגד פשתים וגו׳ ושרף את הבגד או את השתי או את הערב בצמר או בפשתים או את כל כלי העור אשר יהיה בו הנגע כי צרעת ממארת הוא באש תשרף (ויקרא י״ג). Wer möchte heute wagen noch darüber zu lachen, heute wo es feststeht, dass selbst in Fällen, wo das Schaf

von den Pocken genesen, die Wolle durch das Bindemittel des Wollschweisses den Ansteckungsstoff noch auf Jahre hinaus zurückbehält und ohne richtige Wollkrämpelei ihn gar auf das aus ihr bereitete Fabrikat übergehen lässt! Wer muss da nicht mit Bewunderung auf die Weisheit unseres Gesetzes blicken, welches sagt: „צרעת ממארת היא באש תשרף“ es ist ein auf andere übergehender Aussatz, darum muss es (ein solches Gewand) im Feuer verbrannt werden.

Wer entsinnt sich nicht, dass es erst vor kurzem wie ein Schrei der Entrüstung durch alle Lande ging, als man die Kunde vernahm, was in den Konservenfabriken Amerikas vorginge! Im ganzen Lande gab es Agenten, deren Aufgabe darin bestand, altes, gelähmtes, krankes Vieh ausfindig zu machen, dessen Fleisch in Büchsen eingemacht werden könne. Da gab es Tiere, die mit hässlichen Beulen und stinkenden Geschwüren bedeckt waren — alles wurde zerhackt und gepfeffert, damit es nach etwas schmecke. Die Ratten, die in verwahrlosten Magazinen hausten, brauchten sich wegen ihrer letzten Ruhestätte keine grauen Haare wachsen zu lassen — sie wurden einfach eingewurstet. Damals wurde unwillkürlich der Blick auf die kleinen orthodoxen jüdischen Gemeinden gelenkt, und die, die sonst so lächerlich gemacht wurden, die wegen ihrer sogenannten „Jüdischkeit“ als ungebildete Narren hingestellt wurden, wurden plötzlich von den Zeitungen als Weise gepriesen und ihr Beispiel wurde nachgeahmt. Die Ereignisse hatten ihnen recht gegeben — Lange hält natürlich ein derartiges Lob nicht an. Es ist ja viel

leichter die jüdischen Gesetze zu vernachlässigen als dieselben hochzuhalten, und gar leicht fallen die meisten wieder in das gewohnte Lotterleben zurück. Der ehrliche Denker jedoch wird sich ernstlich fragen, was Rechtens ist und sich nicht von den Zeitströmungen wegschwemmen lassen. Der ehrliche Denker wird mit dem רמב״ם im מ״נ III. Kap. 26 überzeugt sein, dass, so wenig man von der Schönheit, die Gott ins Dasein gerufen, aussagen könnte, dass sie planlos, zwecklos geschaffen sei, es ebensowenig denkbar sei, dass in dem Gottesbuch ein Gesetz vorhanden wäre, das nicht seinen weisen Zweck in sich trage.

Wir wollen hier nicht der Ansicht das Wort reden, dass wir es in תזריע מצורע schon unbedingt mit Krankheitserscheinungen und deren Heilung zu tun hätten. Sicherlich sollen mit den נגעים dem Menschen seine Verirrungen und Vergehen zum Bewusstsein gebracht werden. Doch sicherlich auch sind diese Gottesgesetze so vollkommen, dass ihre segensreichen Folgen weit über den Bereich ihrer Motive hinausragen. — Wir wollen nicht unbedingt der Ansicht huldigen, dass die Speisegesetze, wie sie uns die heilige תורה vorschreibt, nur unserem Körper heilsam seien. Sicherlich ruht die nach den Gottesgesetzen geschaffene Nahrungsauswahl auf der Voraussetzung, dass unser Essen kein bloss physischer Vorgang sei, sondern in sittlicher Hinsicht auf uns einwirke. Doch dürfen wir anderseits auch überzeugt sein, dass die göttlichen Speisegesetze in weisester Art ebenfalls das physische Heil des Menschen im Auge haben.

Kaum eine Zeitung nimmt man zur Hand, in der man nicht im wissenschaftlichen Teil mindestens einen Aufsatz darüber findet, dass Professor X. Y. zu enträtseln vermochte, was diese oder jene Hieroglyphenschrift bezeichnet. Wenn dann festgestellt werden kann, dass irgend eine geringfügige moderne Anschauung schon auf den Tonscheiben von anno dazumal stand, so ergeht man sich in höchster Bewunderung für das altägyptische oder babylonische Schrifttum. Dabei vergisst man jedoch, dass es eine andere Quelle gibt, aus der man zu schöpfen vermöchte, die für die Wissenschaft ergiebiger und wichtiger wäre als alle Hieroglyphenschriften insgesamt, nämlich das althebräische Schrifttum. Viele wissenschaftliche Meinungen, die erst in moderner Zeit geäussert, viele erhabene Gedanken, die erst von den Dichtern und Denkern unserer Zeit gepredigt wurden, sind klar und deutlich schon im althebräischen Schrifttum ausgesprochen. Wohl hat es immer Torabeflissene gegeben, die die Schüler auf solche Stellen aufmerksam machten; auch sind schon Werke über einzelne Zweige der Wissenschaft der altjüdischen Literatur erschienen; doch im allgemeinen trifft es zu, dass von jüdischen Lehrkreisen solchen Bearbeitungen nicht der gebührende Wert beigemessen wurde. Es ist gewiss nicht anzunehmen, dass sich das jüdische Publikum gegen dergleichen Eröffnungen gleichgültig verhält. Jeder muss doch unwillkürlich stolz darauf sein, dass Tora und Talmud echteste Wissenschaft enthalten und durch Befolgung der darin enthaltenen Gesetze der Gesamtwissenschaft Heil erwächst. — Der „theologische“

Wert des althebräischen Schrifttums bewirkte die Meinung, dass dasselbe ein ausschliessliches Studium des Theologen bilde. Wenn ein Knabe eifrig die גמרא lernt, so pflegt seine Umgebung schon zu sprechen: „Soll er denn Rabbiner werden?“ Im Religionsunterricht ist nur der Inhalt der Schriften des hebräischen Altertums, mehr oder minder gut systematisch geordnet, mitgeteilt worden, es wurde vernachlässigt den wissenschaftlichen und ästhetischen Gehalt darzutun. Das muss anders werden. Der Religionsunterricht sollte unbedingt dafür sorgen, dass es jedem ins Leben hinausstrebenden יהודי zur innigen Ueberzeugung wird, dass die Schriften seiner altjüdischen Literatur nicht nur in ethisch religiöser Beziehung wichtig sind, sondern auch in rein wissenschaftlicher und ästhetischer Hinsicht ein überaus bedeutendes Interesse darbieten. Dann wird dadurch auch sicherlich das Gesetz selbst in den Augen seiner jugendlichen Bekenner höheren Wert erhalten.

Wir wissen heute, dass an den Händen leicht Mikroben sich festsetzen, weshalb jeder Arzt nach jedem Krankenbesuch sich sorgfältig die Hände wäscht. Wie weise waren doch unsere רבנים, dass sie geboten haben, sich die Hände zu waschen, sobald man mit blossen Händen Brot geniessen will oder sobald man an einem unreinen Ort war oder nach dem Besuche eines Friedhofs oder nach dem man sich die Nägel geschnitten etc.

So sagen auch unsere Weisen in גמ׳ ברכות, man solle die obere Schicht eines in einem offenen, unbedeckten Gefässe sich befindenden Wassers abgiessen, weil sich an der Oberfläche מזיקין angesammelt haben könnten.

Steht das Wasser die ganze Nacht unbedeckt, so soll es **ganz fortgegossen werden, weil in dieser** Zeit die מזיקן-**Schädlichkeiten in das ganze Wasser gedrungen sein könnten.** — Vielleicht **ist es nicht zu kühn anzunehmen, dass** „מזיקן“ sich mit „**Mikroben**“ **decken, wenngleich unsere Weisen das Dasein dieser schädlichen Wesen kaum erkannt, sondern wohl nur geahnt haben dürften.**

Dr. von Bassewitz macht in der Münchener medizinischen Wochenschrift Angaben über ein von ihm erprobtes Verfahren, die tödliche Wirkung des Schlangengiftes aufzuheben. Er ging bei seinen Versuchen von der Beobachtung aus, dass die Giftschlangen gegen ihr eigenes Gift vollkommen unempfindlich sind. Er kommt zu dem Schlusse, dass die Unempfindlichkeit der Giftschlangen einer entgiftenden Tätigkeit ihrer Leber zuzuschreiben ist. Er hat deshalb aus der Leber der Schlangen eine Art Extrakt hergestellt, welcher überaus wirkungsvoll ist. — Auch die Methode Pasteurs bei der Behandlung der von tollen Hunden Gebissenen beruht darauf, dass im Organismus des tollen Hundes neben dem Gifte auch das Gegengift sei. — Diese Ansicht findet sich schon deutlich in גמ׳ יומא ausgesprochen: „מי שנשכו כלב שוטה מאכילין אותו מחצר כבד שלו“.

Lombroso lehrt, dass jedes Verbrechen in einem Zustand der Geistesverwirrung geschieht; doch auch der Talmud lehrt אין אדם עובר עבירה אלא אם נכנס בו רוח שטות „kein Mensch begeht eine Sünde, es wäre denn der Narrengeist in ihn gefahren.“

Kant lehrt, dass alle Wahrnehmung bloss mittels Zeit und Raum möglich sei. Was ausserhalb der Zeit und des Raumes liegt, ist der menschlichen Wahrnehmung nicht zugänglich. Bar Kapora 'lehrt: „כי שאל נא לימים הראשנים אשר היו לפניך“ למן היום שנברא אתה דורש ואין אתה דורש לפנים מכאן, למקצה השמים ועד קצה השמים אתה דורש וחוקר ואין אתה חוקר לפנים מכאן „denn frage nur die ersten Tage, die vor dir waren,“ d. h. von der Zeit ihrer Erschaffung an unterliegt alles deiner Forschung, aber nicht suche zu erforschen, was vorher war. Von einem Ende (Raum) des Himmels bis zum andern darfst du forschen, aber nicht suche zu erforschen, was darüber hinaus liegt.“ Hier wird klar Zeit und Raum als Grenze des Denkens gesetzt. Der Gedanke, den Kant mit den Worten ausdrückt: „Wenn die Gerechtigkeit untergeht, so hat es keinen Wert mehr, dass Menschen auf der Erde leben,“ wird von den Weisen durch die Allegorie ausgesprochen. Gott wollte das Chaos wiederkehren lassen, wenn die Menschen das Gesetz nicht annähmen. — Auch der kategorische Imperativ ist schon in dem bekannten לא תוכל להתעלם deutlich ausgesprochen.

Wir haben da nur einige Beispiele aus der Medizin und Philosophie, wie sie uns gerade einfielen, herausgegriffen; dieselben liessen sich verhundertfachen. Auch in der Jurisprudenz, Kosmogonie, Geologie, Astronomie, Anthropologie, sowie in allen Zweigen der Wissenschaft lassen sich leicht hunderte von Beispielen dafür finden, dass schon das althebräische Schrifttum sich für wissenschaftliche Probleme durchaus interessierte und dieselben oft löste. Da muss es denn unsere Auf-

gabe sein der Jugend neben dem hohen ethisch religiösen auch den wissenschaftlichen und ästhetischen Wert der altjüdischen Literatur vor Augen zu führen, damit unsere Kinder schätzen lernen, welche köstliche Juwelen ihre Literatur birgt und an diesen Lehren ein Diadem haben in den Tagen des Glücks und eine unversiegbare Quelle der Weisheit und des Rates in allen Lagen ihres Lebens.

Warum sollen unsere jüdischen Gymnasiasten nur Horazische Oden lesen, warum nicht auch Davidische Hymnen? Warum soll der intelligente jüdische Knabe sich nur an der Poesie eines Aeschylus, Sophokles, Euripides und Pindar ergötzen, warum soll er nicht noch mehr entzückt sein von der Poesie des Debora-Liedes? Warum nur Herodot und Livius, warum nicht auch das für den Juden wichtigere und für den intelligenten Menschen mindestens ebenso schöne שופטים und מלכים? Warum Haeckels Welträtsel, warum nicht das durch und durch philosophische קהלת, das Buch der praktischen Lebensweisheit, und warum nicht ברכי נפשי, den 104. Psalm, von dem Humboldt im Kosmos sagt, dass diese Hymne den ganzen Kosmos in wenigen treffenden Zügen abspiegelt? Warum nur Moralsprüche fremder Völker, warum nicht vor allem Sprüche des uns so nahestehenden Talmuds?

Als der französische Dichter Lamartine das Buch Hiob gelesen hatte, rief er aus:

„Homer ist nur ein göttlicher Erzähler, dessen Gesänge die Helden aufmuntern: man kann ihn, wie Alexander der Grosse es getan, unter sein Kopfkissen stecken.

Die indischen Poeten sind nur wunderbare Fabulisten, welche Gott mit phantastischen Formen umkleideten: man kann sie in den Bibliotheken lesen.

Die chinesischen Dichter sind nur sehr weise, aber sehr trockene Theologen: man kann sie zur Zeit des Müssiggangs lesen.

Virgil ist nur ein vollendeter Akademiker Roms, den man in den Akademien lesen kann.

Horaz ist nur ein wollüstiger Sorgloser: man kann ihn im Durchblättern lesen.

Tasso ist der Dichter der Phantasie und der Liebesabenteuer: man kann ihn bei Hofe lesen. Camoëns und Milton sind nur herrliche Echos von Virgil und Moses: man kann sie besser in den Originalen lesen.

Selbst Racine, unser grösster Dichter, ist nichts als der melodischste Symphonienkomponist, den man auf dem Theater hören kann.

Aber Hiob — dieses Buch kann man vor Gott selbst lesen. Die Verse dieses Buches scheinen mit der Majestät, dem Schrecken und dem selbst sichtbaren Schatten Gottes geschrieben. Dieses Buch kann man selbst angesichts des Todes lesen, denn der Todeskampf kann nicht mehr Schauer, der Tod kann nicht mehr Grausen, das Grab kann nicht mehr Finsternis haben als dieses Buch sie enthält. Wo gibt es wohl noch ein Buch wie dies, welches in eurer Hand vom Leben zum Nichts, von der Sonne bis unter die Erde, von der Zeit bis zur Ewigkeit schreitet, und

welches man auf beiden Seiten des Grabes lesen kann! Wenn man im Grabe und in der Ewigkeit liest, so seid sicher, dass man dies Buch dort liest. Es ist das Buch beider Welten.“ So spricht der Christ Lamartine über das Buch Hiob.

Es muss endlich zum Bewusstsein unseres Volkes kommen, dass Bibel und Talmud eine Literatur sondergleichen sind, auf die wir überaus stolz sein können. Wer Bibel und Talmud für einen „überwundenen Standpunkt“ erklärt, der entzieht sich damit die grössten Bildungsmittel der Welt. Wo gibt es Werke so voll von scharfsinniger Weisheit, von praktischer Lebenserfahrung und Menschenkenntnis wie diese? wo gibt es Werke, die neben ihrem historischen, rein wissenschaftlichen und ästhetischen Wert so geistreich wären wie diese?

Wie sagt doch so schön unser Altmeister S. R. Hirsch זצ״ל. Es gibt nur eine Rettung und die heisst „Lernen!“ „(Jeschurun VII, 85). „Was kann der Einzelne für das Ganze schaffen?“ „Lernen soll er!“ (III, 56). „Es ist die Unwissenheit, die uns schlägt, es ist die Unwissenheit, die jeder Irrlehre, jedem Wahn Tür und Tor bei uns öffnet.“

Noch heute hält die תורה הקד׳ die Probe der strengsten Wissenschaftlichkeit aus, wie die der gebieterischsten Anforderungen der Neuzeit. Alles was die Philosophie erklügelt, indem sie mit unsäglichen Mühen jenseits des Meeres der Ewigkeit fährt, das sagen uns alles die Lebensworte der תורה. Dinge, die die bedeutendsten

Denker unserer Zeit als epochemachende Entdeckungen und grossartige Wahrheiten gepriesen, sind schon vor Jahrtausenden von unserer heiligen Tora und später von unseren Talmudweisen ausgesprochen. Alle unsere Gesetze und Institutionen beruhen auf weisesten Grundsätzen. Sollte ein solcher Beweis nicht für alle Fälle möglich sein, so schadet dies nichts. Jeder Verständige muss sich sagen, dass wenn weise Prinzipien 99 Gesetzen zu Grunde liegen, dies sicherlich auch beim hundertsten Gesetz der Fall und nur unsere Unwissenheit schuld daran ist, dass wir die Weisheit des betreffenden Gesetzes nicht erkennen. Die Lehre des Judentums ist die Harmonie zwischen Wissen und Glauben. Dieser Gedanke muss zur Ueberzeugung aller werden — nicht durch Phrasendrescherei, sondern durch Beweise. Eine grosse, riesengrosse Arbeit steht uns bevor. Es soll eine „Umwertung der Werte“ vorgenommen werden. Unsere verlassene Tora, unser geschmähter Talmud sollen in zeitgemässer Form durch die Klarlegung auch ihres wissenschaftlichen und ästhetischen Inhalts in den Vordergrund des Interesses der ganzen Welt gestellt werden. Es hat eine Zeit gegeben — sie liegt nicht so weit zurück — wo der Jude sich seines Namens schämte. Schon heute ist die Zeit gekommen, wo die Mehrzahl der Intelligenten auf den Namen „Jude“ stolz sind. Kommen wird die Zeit, wo man auch stolz auf seine תורה sein wird und wo man es als Schmach und Schande empfinden wird sich nicht nach ihren weisen Gesetzen zu richten. Lerne nur, jüdischer Jüngling, lerne nur, jüdische Tochter, lernet nur getrost eure Wissenschaft,

welche auch immer es sei! Vernachlässigt aber nicht, vor allem das eigene Schrifttum und ganz besonders die תורה zu studieren: Nicht nur Wahrheit und Tugend, sondern auch alle Wissenschaft wurzelt in ihr

בן בג בג אומר הפך בה והפך בה דכלה בה ובה תחזי וסיב ובלה בה ומנה לא תזוע שאין לך מדה טובה הימנה.



„Mosaisches" Gesetz.

Um den Wert des Gottesgesetzes recht zu würdigen, muss man es mit den Gesetzgebungen anderer Völker vergleichen. Die heidnischen Völker hatten grausame und oft schreckliche Sitten und Gebräuche. Bei ihnen erdrückte die Kraft das Recht, sodass der Schwache vollständig schutzlos war. Die Lebenslage der Leibeigenen in alter Zeit ist allbekannt, wie diese und ihre Kinder von ihren Eigentümern gleich dem Viehe geschlagen, ja selbst getötet werden durften. Witwen und Waisen wurden bedrückt, schwächliche Kinder wurden ausgesetzt, ohnmächtige Greise wurden lebendig begraben, Gastfreundschaft suchende Fremde den Götzen geopfert. Vor mehreren Jahren wurde die Welt durch die Auffindung der Gesetze Hammurabis in Erstaunen gesetzt. Es wurde viel von Uebereinstimmung zwischen dem Gesetze Hammurabis und der mosaischen Gesetzgebung gefaselt und Aehnlichkeiten im Ausdruck wurden von pedantischen Philologen schon als Uebereinstimmungen aufgefasst. Gerade die Aehnlichkeiten im Ausdruck beweisen jedoch, dass sich die Thora bewusst in Gegensatz zur heidnischen Gesetzgebung stellte. Und wie gross dieser Gegensatz war, kann man sich nicht besser

vor Augen führen, als wenn man z. B. den letzten Paragraphen (in welchem im Ausdruck Aehnlichkeiten mit unserem Gesetze vorhanden sind) der Gesetze Hammurabis mit dem entsprechenden Gesetze der jüdischen Gesetzgebung vergleicht.

Bei Hammurabi heisst es (282):

„Wenn ein Sklave zu seinem Herrn „Du bist nicht mein Herr“ spricht, schneidet ihm, nachdem man ihn als seinen Sklaven überführt hat, sein Herr sein Ohr ab.“

Vergleiche man damit (שמות XXI, 5—6):

„ואם אמר יאמר העבד אהבתי את אדני את אשתי ואת בני לא אצא חפשי והגישו אדניו אל האלהים והגישו אל הדלת או אל המזוזה ורצע אדניו את אזנו במרצע ועבדו לעלם.“

„Wenn jedoch der Knecht (der nach dem sechsten Jahre freigesprochen werden sollte) erklärt: Ich habe meinen Herrn, mein Weib und meine Kinder lieb, ich mag nicht frei werden, so führt ihn sein Herr zum Gerichte, stellt ihn an die Tür oder den Türpfosten und bohrt ihm das Ohr mit einem Pfriemen durch und er hat ihm dann für immer zu dienen.“

Nach Hammurabis Gesetz wird dem Sklaven das Ohr abgeschnitten, wenn er nicht mehr bei seinem Herrn bleiben will, und zu ihm sagt: „Du bist nicht mein Herr.“ Nach unserem Gesetze jedoch wird dem Knechte das Ohr durchbohrt, wenn er sagt, dass er ewig Knecht sein wolle und sein bisheriger Herr auf immer sein Herr sein solle. Nach Hammurabis Gesetz wird also dem Sklaven aus Mangel an Unterwürfigkeit das Ohr abgeschnitten, nach unserem Gesetz wird gerade aus Mangel

an Freiheitsgefühl dem Knecht das Ohr durchbohrt. Unsere Weisen geben (Kiduschin 22b) als Begründung an: מה נשתנה דלת ומזוזה מכל הכלים שבבית אמר הקב"ה דלת ומזוזה שהיו עדי במצרים בשעה שפסחתי על המשקוף ועל שתי המזוזות ואמרתי לי בני ישראל עבדים עבדי הם ולא עבדים לעבדים והוצאתים מעבדות לחירות והלך זה וקנה אדון לעצמו ירצע בפניהם.

Vergleicht man weiter dasselbe Hammurabigesetz mit dem Gesetz der Tora, so finden wir, dass nach ersterem der Sklave rechtlos ist, nach letzterem jedoch muss man ihn, selbst wenn er freiwillig erklärt Knecht bleiben zu wollen, schier wie einen Herrn behandeln. Bei der analogen Wiederholung (דברים XV, 16) heisst es nämlich טוב לו עמך, woraus unsere Weisen folgern, dass völlige Gleichheit des Knechts mit der Herrschaft in Kost, Kleidung und Wohnung nötig sei. Bei Hammurabi ist es ferner der letzte Paragraph seiner Gesetzgebung, der die Sklaverei behandelt. In unserer Gesetzgebung steht an der Spitze aller Rechtsangelegenheiten das Gebot über den gekauften Knecht. Dem Volke sollen seine Rechtsordnungen gegeben werden und als erste gleichsam wichtigste Verordnung erfolgt das Gebot ובשבעת יצא לחפשי חנם „im siebenten Jahr soll der gekaufte Knecht zur Freiheit unentgeltlich hinausgehen." Unsere Tora ist es, die dem Unglücklichen nach seiner sechsjährigen Sklavenzeit das rettende Wort „Freiheit" zuruft, unsere Tora ist es, die befiehlt, am Sabbath selbst die Sklaven ruhen zu lassen. Das, was man noch vor etlichen Jahrzehnten unter dem Begriff Sklaverei verstand, hat überhaupt nie im Judentum existiert, heisst es doch (שמות XXI, 16): וגונב איש ומכרו

ונמצא בידו מות יומת. „Wer einen Mann stiehlt und ihn verkauft oder ihn in Besitz hat, wird mit dem Tode bestraft.“ Das Wort עבד bedeutet nicht so sehr Sklave, als vielmehr Diener, Knecht. Und dieser Art Knechtschaft unterlagen nur fremde Kriegsgefangene, jüdische Verbrecher für gewisse Vergehen und Arme, die sich freiwillig verkauft hatten. (שמות XXII, 2 und XXI, 2. 5—6), (ויקרא XXV, 39). Letztere beiden Kategorien erhielten jedoch am Ende des sechsten Jahres die Freiheit, wenn sie dieselbe nicht verschmähten. Man gestattete keinerlei Härte den Sklaven gegenüber (ויקרא XXV, 39. 42. 43). Es war verboten, sich eines flüchtenden Sklaven zu bemächtigen und ihn seinem Herrn auszuliefern (דברים XXIII, 16—17). Selbst an den heidnischen Sklaven durfte keine wie immer geartete Grausamkeit ausgeübt werden. Hat ihm der Gebieter Zahn oder Auge ausgeschlagen, so muss er ihn für den verursachten Leibschaden frei ausziehen lassen. „Schlägt jemand seinen Knecht oder seine Magd mit dem Zuchtstocke und er oder sie stirbt unter seiner Hand, so wird es gerächt.“ Auch durfte der hebräische Sklave nicht ohne Hilfsmittel entlassen werden (דברים XV, 14. 15) העניק תעניק לו מצאנך ומגרנך ומיקבך אשר ברכך ד׳ אלקיך תתן לו וזכרת כי עבד היית בארץ מצרים ויפדך ד׳ אלקיך על כן אנכי מצוך את הדבר הזה היום. — Kann es wohl einen grösseren Gegensatz geben als Hammurabis Gesetz und das Gesetz der Tora? Die Tendenz des einen ist Unterordnung und Bedrückung, die des anderen persönliche Freiheit. Wahrlich, die ethische und sozialpolitische Entfernung zwischen Hammurabis Gesetzgebung und unserer Tora könnte

nicht grösser sein, als es gerade bei diesem Sklavengesetz, in welchem die Gelehrten Aehnlichkeiten mit dem Toragesetz finden wollten, klar und deutlich zum Ausdruck kommt.

Man kann wohl sagen, ein Volk besteht durch die Kraft seiner Gesetzgebung. Je minderwertiger die Lehre eines Volkes ist, um so weniger Widerstandskraft wird dem Volke innewohnen und umso eher wird es also zu Grunde gehen müssen. Israel nun besteht gar schon 2000 Jahre ohne Land, hat Entsetzliches durchgemacht, doch alle Stürme der Zeit haben es nicht zu brechen vermocht, es hat seine Eigenart und seinen Glauben bewahrt bis auf den heutigen Tag. Nichts ist natürlicher als sich zu fragen: was ist wohl schuld daran, dass Israel immer wieder aus dem Staub sich zu erheben vermag und in ungeschwächter Lebenskraft fortbesteht? Darauf lässt sich wohl diese oder jene Antwort geben, doch wissenschaftlich genügen muss letzten Endes immer: Israel ist im Besitz der Tora und solange es diese Lehre beherzigt, kann es nicht untergehen. Diese Lehre ist so grossartig, dass die Weisen der Welt sie bewunderten und auch heute noch die vornehmsten Geister darüber einig sind, dass die moderne Gesellschaft bedeutend glücklicher wäre, wollten sich die Menschen nach den sozialen Einrichtungen dieser Lehre richten. Diese Lehre ist so weise, dass jene Menschen, die sich nicht zu dem Gedanken erheben können, dass Gott am Sinai sich offenbart, geradezu gezwungen sind משה רבינו als einen Gottmenschen hinzustellen, indem sie ihm übermenschliches Lob zollen. Vor einiger Zeit hat eine

Pariser Zeitung eine Rundfrage veranstaltet: Wer ist der grösste Franzose des letzten Jahrhunderts? Die meisten Stimmen erhielt Pasteur, der durch die Wissenschaft seinem Vaterlande und der Welt die grössten Dienste geleistet. Wollte man heute die intelligente Welt fragen, welcher Mann der Vergangenheit der Welt die grössten Dienste geleistet hätte, so würden wohl viele Zarathustra, Brahma, Buddha, den Stifter des Christentums, Mohammed, Alexander, Caesar, Aristoteles, Kant, Shakespeare oder gar Tolstoi nennen. Doch die meisten Stimmen würde sicherlich משה רבינו erhalten. Drei grossen Religionen ist er der Dolmetscher des Höchsten, durch den der göttliche Wille gesprochen hat. Den Männern der Wissenschaft ist er der grosse Psychologe und Physiologe, der weise Arzt, der grosse Politiker, Patriot, Philosoph und Staatsmann. Und dass selbst Könige vor Moses in Anbetung niederknieen und ihn als den grössten aller Könige verehren müssen, das hat eine Königin selbst ja erst unlängst ausgesprochen. Carmen Sylva schreibt: „Die Juden sind das einzige Volk, das keinen Verfall erlebt. Sie bleiben fest und stark und einig in sich geschlossen, einander hilfreich, gesund und kinderreich und mächtig. Und das alles verdanken sie dem einzigen Manne, dem grössten Herrscher, den die Welt gesehen, Moses. Er ist ein Herrscher, der sein Volk erst gemacht hat und der es so gebaut hat, dass es allen Stürmen trotzen konnte.“ Wir nehmen es den grossen Persönlichkeiten, die nicht dem Judentum angehören, nicht übel, wenn sie den Ruhm, der unserem Gotte gebührt, auf Moses übertragen. Dem

wissenschaftlichen Denken von heute beliebt es nur nach greifbaren Ursachen zu forschen und jede Metaphysik, welcher Art auch immer sie sein möge, zu verbannen. Man will von nichts anderem wissen, als von dem, was man mit den Augen sehen und mit den Händen tasten kann. Sie wird schon noch wiederkommen, die Zeit, wo es allen Menschen offenbar sein wird, dass es, wie Shakespeare sagt, Dinge zwischen Himmel und Erde gibt, von denen sich unsere Schulweisheit nichts träumen lässt. Sie wird kommen, die Zeit, wo erkannt werden wird der göttliche Ursprung unserer Thora und die ganze Welt voll sein wird von Gotteserkenntnis. Wir aber sind auch heute schon felsenfest überzeugt: שכל התורה המצויה עתה בידינו היא הנתונה למשה רבינו עליו השלום.

Man vergisst, dass kein geringerer als Kant es war, der sagte, dass die religiöse Gesinnung in der Erkenntnis unserer Pflichten als göttlicher Gebote liegt. Es gibt Erkenntniswahrheiten und Willenswahrheiten; erstere lassen sich beweisen, letztere nur fühlen. Glauben und Wissen sind nicht zwei Reiche, die einander bekämpfen, sondern die nebeneinander bestehen. So wenig der Glaube den Verstand negieren kann, so wenig kann der Verstand den Glauben negieren. Würde unsere Ueberzeugung von der Göttlichkeit der Thora nur auf reinem Glauben etwa im Sinne des צדיק באמנתו יחיה beruhen, so wäre auch dies genügend, da ja auch das Gefühl zu überzeugen vermag. Unser Glauben basiert jedoch nicht nur auf Gefühl, sondern auch auf Erkenntnis. Ganz abgesehen von den Gründen, die im Buche Kusari I, 48 u. More III, 50 aufgezählt sind, können wir uns schlechterdings

nicht vorstellen, dass ein Mensch, und selbst wenn es ein Moses gewesen, seiner Zeit soweit voraus sein konnte, als wir es bei dem Geist der Thora konstatieren müssen. „Die einzelnen abgefallenen Aehren, die zurückgelassenen Garbenhaufen, den Rand am Fruchtfelde den Armen, Fremden, Witwen und Waisen zurückzulassen“, „von Armen keine Zinsen und keinen Ueberschuss zu nehmen“, „keine Selbstpfändung in des Schuldners Haus vorzunehmen“, „den obern und den untern Mühlstein nicht zu pfänden“, „ebenso auch nicht das Kleid einer Witwe“ etc. sind Gesetze, die ganz und gar nicht in den Rahmen der Zeit passen, in der sie gegeben sind, sind Gesetze, die nur diktiert sein können vom Geist der höchsten Liebe und höchsten Weisheit. Vergegenwärtigen wir uns, dass es erst 100 Jahre her ist, dass zu London der erste Tierschutzverein gegründet wurde und dass damals, wie aus allen Berichten hervorgeht, das sogenannte gebildete Publikum über diese Gründung in allen Tonarten sich lustig machte! Was sollen wir dazu sagen, wenn es nun in unserer alten, ewigen Thora schon heisst: „verschliesse nicht das Maul dem Ochsen, wenn er drischt,“ „Ihr dürft das Rind nebst seinem Jungen nicht an einem Tage schlachten“, „es ist das Vieh am Sabbattage ruhen zu lassen“ etc.?! An unser Mitgefühl appellieren, uns zu reinen, edlen, wahrhaftigen, heiligen, gottähnlichen Menschen erziehen zu wollen zu einer Zeit, da die ganze Welt im Aberglauben befangen war und dem Wahn Altäre baute, war offenkundig Gottes Werk. Wie viel verdankt doch noch heute die Welt der Thora und wie ist es doch erfreulich zu konstatieren, dass mit

den Fortschritten der Wissenschaft die Lösung der sozialen Frage immer mehr in der Weise erfolgt wie unsere Thora es anstrebte!

Wo unter allen Gesetzbüchern der Welt gibt es eines, das so sehr wie die Thora betont, den Nächsten, ja selbst das Tier zu lieben, durch Arbeit, Wahrheitsliebe, Bescheidenheit, Verträglichkeit das Wohl der Nebenmenschen zu fördern und den Liebesbund der Menschheit herbeizuführen!? Von allen Gesetzbüchern der Welt ist es die Thora, die am meisten den Schutz der Menschlichkeit anstrebt, von allen Staatsordnungen der Welt ist die Thora die einzige, nach welcher selbst dem niedrigsten Menschen noch Freiheit winkt. חביבין ישראל שנתן להם כלי חמדה חבה יתירה נודעת להם שנתן להם כלי חמדה שבו נברא העולם שני כי לקח טוב נתתי לכם תורתי אל תעזובו.



Negaimgesetze und Hygienemassregeln.

Einmal bot sich mir die Gelegenheit mit **Virchow** über Hygienemassregeln im alten Testament zu sprechen und der grosse Gelehrte äusserte sich dabei folgendermassen: „Vor Jahren wähnte ich, die in der Bibel geschilderten Aussatzbestimmungen und andere scheinbar hygienische Verfügungen hätten nichts mit sanitären Massregeln zu tun. Je mehr ich jedoch die Bibel las und je mehr Aufmerksamkeit ich den in Frage kommenden Stellen widmete, desto mehr wurde ich überzeugt, dass wir es hier mit sanitären Gesetzen zu tun haben, die vom Standpunkt der Hygiene aus schier unübertrefflich sind. Ansteckende Krankheiten ernster Natur können auch heute noch nicht besser bekämpft werden als durch ein strenges Isoliersystem.“ — Fragen wir heute nicht-jüdische Aerzte nach ihrer Meinung über die hygienischen Gesetze der Bibel, so hören wir sie fast allgemein mit grösster Hochachtung von den sanitären Einrichtungen im alten Judentum sprechen. Auch in vielen wissenschaftlichen Büchern finden wir ausgeführt, dass der Grundgedanke unserer Reinigungsgesetze zu sein scheine, dass jede Krankheit verhütet, und wenn eine ansteckende Krankheit ausgebrochen sein sollte, der

Leidende isoliert werden müsse. Die Ausdehnung des Uebels soll verhindert werden, indem man den Leidenden erst dann wieder aufnimmt, wenn er rein geworden.

Derartige Urteile müssen natürlich mit grosser Vorsicht aufgenommen werden. Solche Erklärungen könnten nämlich zu späterer Zeit vielleicht eine Ummodelung erfahren und wir müssten uns logischer Weise vielleicht auch einmal das Urteil gefallen lassen: die Thoragesetze stehen in grellem Widerspruch zu jeder Hygiene. Wir sind überzeugt, das Gott in seiner unendlichen Huld und Weisheit uns sein Gesetz der Wahrheit und des Heils gegeben, welches natürlich mit jeder wahren Wissenschaft notwendig und unter allen Umständen übereinstimmt. Die Erklärung, dies oder jenes Gesetz unserer Thora entspreche ganz den Regeln der Hygiene oder sonstigen Ergebnissen moderner Wissenschaft, erschöpfen noch lange nicht seinen Grund. Selbst wenn das Gesetz in Widerspruch zu irgend einer modernen sanitären Erkenntnis stünde, würden weise Gründe genug, selbst Gründe hygienischer Natur, zu einer Berechtigung existieren, mögen diese Gründe zu unserer Kenntnis gelangt sein oder nicht. Dies hält uns jedoch nicht ab, uns innig darüber zu freuen, dass gerade in unserer Zeit auch von wissenschaftlicher Seite der Wert des Gottesgesetzes im allgemeinen und insbesondere in hygienischer Beziehung der hohe Wert vieler Gesetze unserer heiligen Thora erkannt wird.

Wir sehen schlechterdings nicht ein, warum wir, selbstverständlich unter Beobachtung obenerwähnter Vorsicht im Urteil, nicht auch einstimmen dürfen in die

Hymnen, welche die bedeutendsten Männer der Wissenschaft zu Ehren unserer Thora anstimmen, die uns jene נגעים-Verfügungen und andere weise sanitäre Massregeln lehrt.

נגעים sowohl wie andere Krankheiten sind in unseren Augen einerseits aus den Gesetzen und Vorgängen der Natur heraus zu erklären und sind anderseits übernatürliche Fingerzeige Gottes. Einerseits ist es die Nachlässigkeit des Menschen, die die Krankheit zur Folge hat (הכל בידי שמים חוץ מצנים ופחים בבא בתרא קמ״ד), und anderseits werden wir sie als eine besondere göttliche Schickung auffassen müssen.

Der Einfluss des Geistes auf den Körper lässt sich nicht verkennen. Die Geistesvorstellungen, die wir erzeugen, die Gefühle, die uns bewegen, können ihren Einfluss auch auf den Körper erstrecken und das Funktionieren seiner Organe modifizieren. Nach Tausenden zählen jene Leute, welche, obgleich ihnen nicht das geringste fehlt, sich einreden, sie seien schwer krank, und dann gerade durch diese Vorstellung krank werden. Auch alle Suggestion und Hypnose beruht letzten Endes auf derselben Erscheinung. Eine Krankheit muss nicht von aussen verursacht werden und kann dennoch wirkliche Krankheit sein. Auch לשון הרע kann sehr wohl in direktem natürlichen Zusammenhang mit der Strafe צרעת stehen. על שבעה דברים נגעים באין על לשון הרע וכו׳. Derartige Leiden, die sozusagen durch moralische Vergiftung entstanden, können dann naturgemäss auch nur durch moralische Mittel und nicht durch physikalische bekämpft werden, und darum muss der Priester und nicht der

Arzt seines Amtes walten. Jene Ansicht, die meint צרעת sei ansteckend, steht nicht im Widerspruch mit dem hier Ausgeführten, denn wie jedermann weiss, sind auch alle Krankheiten, die durch den Einfluss des Geistes auf den Körper entstehen, im höchsten Grade ansteckend. Selbst das Gähnen, Aufstossen etc. wirkt ja schon ansteckend. Es ist schon vorgekommen, dass auf Grund falscher Einbildungen 30 Mädchen einer Klasse von denselben Arm- und Beinlähmungen erfasst wurden. In solchen Fällen kann man dann ebenfalls kein anderes Heilmittel anwenden, als das, welches die תורה bei צרעת anwendet, nämlich Absonderung.

מה נשתנה מצורע שאמרה תורה בדד ישב מחוץ למחנה מושבו הוא הבדיל בין איש לאשתו בין איש לרעהו לפיכך אמרה תורה בדד ישב וכו׳ (ערכין ט״ז). Warum muss der מצורע ausserhalb des Lagers bleiben? Er hat Zwiespalt zwischen Mann und Frau, zwischen Freund und Freund gebracht, darum muss auch er jetzt ausserhalb des Lagers bleiben. Die gottgesandte Krankheit ist die natürliche Folge der unmoralischen Handlung.

מדה כנגד מדה. Der ekle Charakter, der es wagte לשון הרע zu reden, wird mit ekler Krankheit bestraft. Wer seinen Mund nicht zu zähmen vermochte, unter seinen Mitmenschen Bösrede ausbrachte, wird nun genötigt, ausserhalb des Lagers in Einsamkeit zu leben. Sobald er reuevoll sein Unrecht einsieht, beginnt seine Krankheit zu heilen. Wir verstehen es leicht, warum auf das Laster לשון הרע als Strafe gerade נגע folgt, wieso jedoch aus dem Laster selbst נגע sich entwickeln kann, das wagten wir nur zu vermuten. Das zu wissen

ist ja aber auch gar nicht nötig, sind wir doch überzeugt, dass נגע in allen Fällen eine gottgesandte Krankheit ist. Sobald der Kranke sich in seinem Herzen bessert, bessert sich auch äusserlich sein Leiden, und er muss erkennen, dass Gott allein der grosse Arzt ist, dem wir Leben und Gesundheit verdanken.

Und kann es wohl etwas Schöneres geben als sich bei einer gottgesandten Krankheit als Arzt einen Priester zu wünschen! Wenn wir von der Voraussetzung ausgehen, dass es Gott ist, der die Krankheit als Strafe für ein moralisches Vergehen geschickt, dann muss es der Seelenarzt sein, der die Heilung vollzieht. Auch heute noch gibt es viele Krankheiten, die sich weit besser durch psychologische Kenntnisse heilen liessen als durch rein medizinische. Hier wo es sich um ein rein moralisches Vergehen handelte, welches das Gebrechen zur Folge hatte, könnte der Salbenarzt mit seinen Mitteln ja doch keinen Erfolg verzeichnen. Hier bedarf es des psychologisch gebildeten Gelehrten, des Priesters, der dem Leidenden sein moralisches Vergehen als die Ursache seines Gebrechens vor Augen hält und bewirkt, dass der Kranke Busse tut und so sein Leiden wieder schwindet. Hier also ist gerade der im Auftrage Gottes handelnde Priester der wirkliche Arzt. Uebrigens setzt das Gesetz vom Priester die Kenntnis so feiner Unterschiede im נגע veraus, dass schon diese Fachkenntnis allein den Priester zu einem richtigen Spezialarzt macht.

Da es für unseren Standpunkt feststeht, dass נגעים so wie alle Krankheiten gottgesandt sind, so erstaunen wir nicht allzu sehr darüber, dass eine Krankheit gar

an einem Hause oder gar an einem Gewande zum Ausbruch kommen kann, um auf diese Weise dem Besitzer seine Verirrung klar zu machen. Die Stelle ויקרא Kap. י״ד V. 34 ff. wird von bedeutenden Forschern als sanitätspolizeiliches Gesetz aufgefasst. Wenn nämlich an einem Hause sich grünliche oder rötliche Flecken zeigen, die auch nach dem Herausnehmen der „ausschlägigen" Steine und dem Einsetzen gesunder an der Wand wieder zum Vorschein kommen, so soll das ganze Haus demoliert und der Schutt aus dem Orte weggebracht werden. Diese Mauerflecke werden von den meisten Männern der Wissenschaft für den sogenannten Salpeterfrass gehalten.

Was jene merkwürdige Stelle ויקרא Kap. י״ג V. 13 betrifft „וראה הכהן והנה כסתה הצרעת את כל בשרו וטהר את הנגע. כלו הפך לבן טהור הוא", die an und für sich betrachtet jeder Hygiene entgegensteht, so muss ich dem gegenüberhalten, dass ich in Aussatzlagern Asiens und Afrikas die Meinung vertreten fand, dass die Heilung gewisser Aussatzarten nicht eher beginne, als bis der ganze Körper davon bedeckt ist. Es wurde geradezu mit Sehnsucht der Moment erwartet, wo der Beschauende erklären konnte, der Aussatz sei nun über den ganzen Körper ausgebreitet, sodass die Heilung beginnen könne. Ich hatte den Eindruck, dass es sich dann nur um eine ernste Ausschlagkrankheit handle, etwa wie ein moderner Arzt bei Beginn von Scharlach wohl auch erklären würde: Die Abschuppung ist nicht eher zu erwarten, als bis nicht nur der Hals, die Brust, der Kopf, sondern auch die Arme, der Unterleib und die Beine von dem

Ausschlag befallen sind. Gewissermassen war also die Tatsache, dass der ganze Körper aussätzig wurde, ein gutes Anzeichen, gewissermassen eine Bürgschaft dafür, dass die Krankheit ihren normalen Verlauf nehmen werde. Auch dachte man, dass der Aussatz keine Gefahr der Ansteckung mehr in sich berge, sobald einmal die Abschuppung begonnen, wie denn in manchen Gegenden Aussatz überhaupt nicht, auch nicht seitens der Aerzte, als ansteckende Krankheit betrachtet wurde. Wir sehen also, wie selbst diese scheinbar schwierige Stelle ויקרא Kap. 13, 13 sich vom hygienischen Standpunkte aus rechtfertigen liesse.

Selbst die מועד קטן ז׳ gelehrte הלכה: חתן שנולד בו נגע נותנין לו שבעה ימי משתה לו ולביתו ולכסותו וכו׳ ברגל נותנין לו שבעת ימי הרגל und auch die Tatsache, dass während der Wallfahrtsfeste, also zur Zeit der grössten Ansteckungsgefahr, keine Untersuchung vorgenommen wurde, wird verständlich, wenn wir uns vor Augen halten, dass ja ein moralisches Vergehen die Ursache des Aussatzes war und dass an einem heiligen Freudentage die Stimmung des Gemüts derartig gehoben ist, dass unwillkürlich der Mensch darnach trachtet, das moralische Vergehen wieder gut zu machen, wodurch dann auch die Krankheit schwindet. Eine Analogie dazu finden wir in דמאי פרק ד׳ משנ׳ א׳: הלוקח פירות ממי שאינו נאמן על המעשרות ושכח לעשרן ושואלו בשבת יאכל על פיו wozu ר״ע מברטנורה als Erklärung hinzufügt: דאימת שבת עליו שמתיראים לעבור עבירה ולשקר בשבת יותר מבחול.

Für jeden auf dem Standpunkt der Thora Stehenden ist es doch wohl ausgemachte Sache, dass alle Krank-

heiten, die dem Menschen zustossen, gottgesandt sind. Was ist also letzten Endes für ein Unterschied, ob צרעת „Krankheit“ oder „strafende Gottesschickung“ heisst. Aus dem ורפא ירפא (שמות Kap. כ״א V. 19) folgt, dass der Mensch bei einem Gebrechen sich durch menschenärztliche Kunst heilen lassen dürfe. Was könnte uns also wohl abhalten in den in תזריע und מצורע stehenden Verfügungen neben anderen Gründen auch „Krankheits-, Heilungs- und Vorbeugungsmassregeln“ und in unseren כהנים in diesem Falle im Auftrage des רופא חולים handelnde „im Dienste der Gesundheitspflege stehende Funktionäre zu sehen?!

Wir sind uns wohl bewusst, dass sich bei ganz ausführlicher Erörterung dieser Dinge, die selbst Maimonides z. T. als אות ופלא בישראל betrachtet, vieles „für“ und vieles „wider“ sagen lässt, und dass selbst bei Anwendung aller modernen wissenschaftlichen Erkenntnisse auch heute noch die Abschnitte תזריע מצורע für uns viele Rätsel enthalten. Wir wollten jedoch nur dartun, dass kein zwingender Grund vorliegt, nicht auch in die Lobeshymnen einzustimmen, welche die Gelehrten unserer Zeit unserer heiligen Thora wegen ihrer vollkommenen gesundheitlichen Verfügungen singen. Gottes unendliche Weisheit legte in die Thoragesetze viele Pläne, viele Zwecke, die uns kurzsichtigen Sterblichen bei fortschreitender Erkenntnis allerdings immer klarer werden, aber auch heute noch viel Herrliches in sich bergen, das erst ein kommender Tag ans Licht führen wird. Selbstredend sind die נגעים-Verfügungen nicht etwa als nur hygienische Massregeln aufzufassen, sondern sie ge-

nügen neben den hygienischen auch noch moralischen Zwecken.

Eben weil wir unsere Thora als das nach jeder Richtung hin vollkommene Werk betrachten, wollen wir uns den Glauben nicht nehmen lassen, dass ihre Gesetze auch nach den Regeln der Hygiene in jeder Beziehung als vollkommen betrachtet werden müssen.

Wir wollen nicht darauf eingehen, was für sanitäre Gründe neben den anderen Gründen z. B. massgebend gewesen sein mögen, unter den vierfüssigen Tieren gerade die wiederkäuenden, welche die Klaue zugleich ganz durchgespalten haben, zu erlauben. Es ist ja allbekannt, dass dergleichen Tiere durch ihren Organismus mehr als andere Tiere befähigt sind, die dem Menschen unverdaulichen Pflanzenstoffe zu reinigen und in der Gestalt von Milch und Fleisch zurückzugeben. Wir können deshalb auf dergleichen nicht eingehen, weil irgend ein Grund für dieses oder jenes Gebot oder Verbot die Sache nicht erschöpft, indem für Gottes unendliche Weisheit viele Gründe massgebend waren, dies zu gestatten und jenes zu verbieten. So könnte man ja z. B. auch als Grund angeben, diejenigen Tiere gelten als unrein, welche sich von Aas und Blut nähren und noch andere Gründe mehr. Solche Gründe erläutern wohl ein Gebot oder Verbot, erschöpfen jedoch nicht seinen weisen Inhalt.

Wir wollen auch nicht darauf eingehen, dass ja auch das Unschlitt- und Blutverbot seine gute sanitäre Begründung hat. Längst haben dies bedeutende Forscher erwiesen, wenn auch die Untersuchungen darüber noch

lange nicht abgeschlossen sind, und der eigentliche Beweggrund des Blutverbots wohl nicht eher erkannt werden wird, als bis das Lebensproblem erkannt ist. Wir sehen nur das Grobe, das in die Augen Springende, doch für die Finessen reicht unser Auge nicht aus. Es war nicht schwer zu erkennen, dass das Fleisch des Schweines schädlich ist, selbst wenn das eben getötete Tier nicht krank war, denn wir sehen ja, dass das Schwein alle Arten von Unrat frisst, wie ekel beschaffen dieser auch sein mag. Den geheimen sanitären Grund vieler Gesetze können wir jedoch nicht wissen, wir können diesbezüglich nur Vermutungen hegen. Vermuten können wir, dass z. B. das Gesetz von זב und זבה wie viele Aerzte meinen, mit Syphilis zusammenhänge, wir dürfen uns jedoch nicht gestatten eine solche Meinung apodiktisch auszusprechen.

Wenn also eine gewisse Vorsicht im Urteil über Motive eines Gottesgesetzes ganz am Platze ist, so liegt doch kein Grund zum Schweigen vor, wenn alle Welt die hohe Weisheit unserer Thora in Bezug auf hygienisch-polizeiliche Massregeln preist. Würden die Städteverwaltungen z. B. gemäss dem weisen Thoragesetze דברים Kap. כ״ג V. 13, 14 schon früher gehandelt haben, so hätten sie sich viel Unangenehmes und auch grosse Ausgaben erspart, ja aus der Ausgabequelle wäre eine Einnahmequelle geworden. Nichts verdirbt nämlich die Luft in schädlicherer Weise als die Abfälle (flüssige und feste Ausscheidungen etc.) Wenn man sich nicht um die Entfernung derselben bekümmert, so muss man sich nicht über zahlreiche Sterbefälle, mörderische Seuchen

wundern. Eine der grössten Schwierigkeiten bei der Entfernung der Abfälle ist nun die Verwendung und Verwertung dieser Abfälle, ja auch die Ablagerung derselben. Früher führte man die eklen Stoffe in die Flüsse, verunreinigte diese und verlor auch noch den Wert der Stoffe. Heute werden vermittelst einer Luftpumpe die flüssigen und festen Stoffe des Unrats durch „Abdampfen im Vacuum“ in eine Poudrette verwandelt, ein trockenes, feines Düngepulver, welches so wertvoll ist, dass trotz aller Anlagekosten noch erheblicher Gewinn erzielt wird. Alle massgebenden Behörden sind heute darüber einig, dass Regen und Schnee in den Fluss, die Unratabfälle jedoch in die Erde geleitet werden müssen, um diese zu befruchten und ihr die Elemente zuzuführen, derer sie bedarf. Hätte man in der Thora nachgeschlagen, so hätte man da das weise Gesetz gefunden, dass selbst zu Kriegszeiten der Unrat zugedeckt, in die Erde gegraben werde. ויתד תהיה לך על אזנך והיה בשבתך חוץ וחפרתה בה ושבת וכסית את צאתך. Wenn es schon zu Kriegszeiten geschehen, wie hat man dann in Friedenszeiten wohl erst darauf geachtet, dass das וחפרתה בה erfüllt werde! Mag ein solches Gesetz immerhin als sanitäts-polizeiliches Gesetz aufgefasst werden, zeugt es darum etwa weniger von der höchsten Weisheit?!

Es möge genügen. Weil alle unsere Gesetze Gottes heilige Gesetze sind, so versteht es sich von selbst, dass wir sie genau befolgen müssen, gleichviel, ob wir deren Grund erkennen oder unsere geistige Kurzsichtigkeit uns den wahren Grund verbirgt. Wir sind überzeugt, dass diese Gesetze auch in hygienischer Beziehung unser

Glück bedingen. Schon Tacitus rühmt in seinem „corpora hominum salubria et ferentia laborum, Hist. V. 6“ die Gesundheit und kräftige Konstitution der Palästinenser, und auch heute noch meldet die ärztliche Statistik, dass es unter den Juden am wenigsten Alkoholiker und Verbrecher gibt und sie ansteckenden Krankheiten nicht so sehr ausgesetzt sind wie andere Nationen. Die Wirkung der Gottesgesetze ist eine so immens starke, dass dieselbe — allerdings in fortschreitend geringerem Masse — auch noch bei solchen Juden, die sich nicht mehr nach diesen Gesetzen richten, zum Ausdrucke kommt.

„Wenn du auf die Stimme des Ewigen, deines Gottes hörst und tust, was in seinen Augen gerade ist, und merkst auf seine Gebote, und wahrst alle seine Gesetze: so werde ich alle Krankheiten, die ich über Aegypten verhängt, über dich nicht verhängen; denn ich, der Ewige, bin dein Arzt.“ (שמות ט״ו V. 16).



Naturwissenschaft und Judentum.

Es wird gewiss niemand leugnen, dass durch die Fortschritte der Naturwissenschaft ein grosser und bleibender Gewinn für die Menschheit erzielt worden ist. Dass die empirischen Methoden der Naturwissenschaft sichere Tatsachen zu Tage fördern, das beweisen schon täglich die Resultate der hochentwickelten modernen Technik, die nichts anderes ist als eine praktische Verwertung naturwissenschaftlicher Kenntnisse. Doch ist es eine alte Erfahrung, dass selbst das Gute oft nicht frei von bösen Begleiterscheinungen ist. Diesem Geschick sind auch die Errungenschaften der Naturforschung nicht entgangen.

Sicherlich ist es ein sehr nützliches und löbliches Unternehmen, die Resultate der Naturwissenschaft auch dem grossen Publikum zugänglich zu machen. Man hätte sich jedoch darauf beschränken müssen, nur absolute Wahrheiten, nur das völlig Unzweifelhafte darzubieten. Statt dessen wurden alle Schranken übersprungen, es wurden dem Publikum blosse Hypothesen und unfertige Theorien in populärer Form im Namen der Wissenschaft aufgetischt. Angelegenheiten, welche ausserhalb des Bereichs und der Kompetenz der Naturwissenschaft

liegen, wurden dennoch in deren Namen verhandelt, und mehr noch — die Naturwissenschaft wurde die Wissenschaft schlechthin. Wir haben es traurig weit gebracht. Man muss sich in manchen „gebildeten“ Kreisen fast genieren noch von Religion zu reden, und sobald man dort als religiöser Mensch erkannt wird, hört man die Neunmalweisen schon von „Opfer des Intellekts“ munkeln.

Es dürfte daher von Wert sein, die Schranken der Naturwissenschaft zu erörtern und klarzustellen, wie sich der nüchterne Denker, insbesondere wie sich das Judentum zu den Postulaten der Naturwissenschaft zu verhalten hat.

Dabei läge es nun wohl nahe, ohne weiteres auf der einen Seite Geologie, Descendenztheorie mit Selektionsprinzip, Astronomie, Chemie, Physik und Biologie, auf der anderen Seite den biblischen Standpunkt zu diskutieren. Bevor wir dies jedoch tun, wollen wir zeigen, dass die Stellung des Naturforschers ihre Gefahren hat, und dass nur Männer von echt philosophischem Geist gegenüber den Versuchungen, denen der Naturforscher ausgesetzt ist, stark zu bleiben vermögen. Gar mancher, der sich hinter seinen biblischen Standpunkt verschanzt und — ganz mit Recht — gegen die materialistischen Allüren der modernen Naturwissenschaft zu Felde zieht, würde vielleicht ein krasser Materialist geworden sein, wenn er sich ein wenig eingehend mit Naturwissenschaft beschäftigt hätte הכל כאשר לכל.

Der Naturforscher gewöhnt sich daran, in der ganzen Natur nur Kausalzusammenhänge zu finden. Jedes Phänomen ist verbunden mit einem anderen Phänomen und das eine tritt immer nur dann zu Tage, wenn das andere ihm voranging. Das frühere wird Ursache, das spätere Wirkung genannt. So ist es immer und immer, und je mehr Zusammenhänge, die früher unbekannt waren, aufgedeckt werden, desto grösser ist der Fortschritt der Wissenschaft. Der Naturforscher gewöhnt sich derart an diese Kausalzusammenhänge, dass er schliesslich gar nicht anders denken kann und bei jeder Erscheinung immer gleich nach der sinnlich wahrnehmbaren Ursache fragt. Gilt es nun die grossen Menschheitsprobleme zu erörtern, so gehören diese doch offenbar in ein Gebiet, dem sich naturwissenschaftlich nicht ohne weiteres beikommen lässt. Der Naturforscher kann sich jedoch gar nicht denken, dass auch geistige Kräfte wirksam sein können und dass es eine Ursache geben könne, die seinen Sinnen unzugänglich ist. Deshalb sucht er um jeden Preis physische Kausalzusammenhänge, und wo er keine findet, da erfindet er sie. So wird er immer mehr dazu gedrängt, das ganze Weltgetriebe mechanistisch oder sagen wir geradezu materialistisch aufzufassen. Steckt man noch obendrein tief in der Realistik des Lebens und fehlt es an Zeit zum Nachdenken, so wird man in diesem Punkte stets phlegmatischer und abgestumpfter. Die Begriffe Freiheit, Unsterblichkeit, Gott erscheinen als hohle Schälle, fade und gehaltlos, und Intellekt, Vernunft, Geist nur als Funktionen einer Maschine. Es ist also erklärlich, dass der Materialismus

eine häufige Begleiterscheinung der Naturforschung ist, wenn er auch nimmermehr als Konsequenz der Naturwissenschaft betrachtet werden darf. Der vorsichtige Naturforscher wird in weiser Selbstbeschränkung jederzeit auf seinem eigenen Gebiete bleiben und sich wohl hüten auf andere Gebiete hinauszuschweifen, die ausserhalb seiner Kompetenz liegen. Die wahrhaft Grossen, ein Newton, Pascal, Helmholtz, Du Bois-Reymond, Liebig, Virchow und Pasteur haben die Grenzen ihrer Wissenschaft gut gekannt und nicht mit Hypothesen und unfertigen Theorien geprunkt. Es mussten erst Häckel und Konsorten kommen, um uns das Beste, das, was dem menschlichen Leben allein einen Sinn und einen Wert verleiht, nämlich das Bewusstsein des Höheren, über die blosse Natur Erhabenen nehmen zu wollen. Der nüchterne Naturforscher wird sich von jeder Ueberhebung fernhalten und eine Theorie nur in dem Umfange als sicher gelten lassen, in welchem sie durch wirkliche Erfahrung bestätigt wird. Ueberdies wird er sich hier noch vor Augen halten, dass auch die Erfahrung täuschen kann.

Doch kommen wir nun zu jenen naturwissenschaftlichen Fragen, die so oft den Gegenstand des Streites zwischen Naturforschern und Theologen bilden.

Es ist nicht nötig, dass wir lange bei der Behandlung des Schöpfungsproblems verweilen, denn einerseits ist gerade in letzter Zeit diese Frage von einer berufeneren Feder als der unsrigen behandelt worden, und anderseits sind die geologischen Kenntnisse heute noch viel zu unvollkommen, als dass ein Naturforscher

es wagen dürfte, hier ein apodiktisches Urteil zu fällen. Der Naturforscher hat umsomehr Ursache gerade bei der Behandlung dieser Frage sich jeder Anmassung zu entäussern, als ja heute die vielgerühmte Kant-Laplace'sche Theorie bedenklich ins Wanken geraten ist. Der Grundgedanke des Schöpfungsberichtes ist ja aber, dass Gott die Welt geschaffen. Dieser Gedanke lässt sich selbst von solchen Naturforschern, die ihn nicht für beweisbar halten, wenigstens doch auch nicht bestreiten, wie das ja schon Maimonides auf Grund der Erörterungen des Aristoteles klargelegt hat.

Gehen wir über zur Descendenztheorie mit ihrem Selektionsprinzip, jener Theorie, die die breitesten Schichten der Kulturvölker in hohem Masse beeinflusste. Die Descendenztheorie behauptet, dass die Aehnlichkeiten und Verschiedenheiten, welche in der Klassifikation des Tier- und Pflanzenreiches zum Ausdruck kommen, weiter nichts sind als das Ergebnis einer wirklichen näheren oder entfernteren Blutsverwandtschaft. Fast scheint es, als ob der Erfolg dieser Theorie Recht gäbe. Der Züchter paart verschiedene Formen derselben Gattung und es gelingt ihm durch konsequente, während vieler Generationen durchgeführte Auswahl gewisse Eigenschaften immer stärker hervortreten zu lassen und eine seinem Zwecke entsprechende Rasse zu erzielen. In der Natur soll an Stelle des Züchters der Kampf ums Dasein treten, der durch Ausmerzung der schwächeren Organismen nur diejenigen Formen bestehen lässt, die gewisse nützliche Eigenschaften besitzen. So kommt im Laufe vieler Generationen eine allmähliche Veränderung

der Arten zustande. Diese Vorstellung wurde nun ausgedehnt nicht nur auf die Arten, sondern auch auf verschiedene Gattungen und Familien, ja in extremer Konsequenz auf das ganze Pflanzen- und Tierreich und es wurde behauptet, dass sämtliche Lebewesen sich in einem einzigen Stammbaum auf eine einzige Urform zurückführen lassen. Heute fangen jedoch ernste Naturforscher schon an zurückhaltend zu werden, denn man sah ein, dass über Dinge, die sich der direkten Beobachtung entziehen, nimmermehr durch blosse Spekulation schon ein richtiges Urteil gewonnen werden könne. Wohl ist es wahr, dass bei einer Anzahl von Pilzen und Bakterien Fälle von Vererbung erworbener Eigenschaften nachgewiesen sind. Selbst von Gestaltveränderungen lassen sich Beispiele anführen. Ich selbst machte das De Vries'sche Experiment nach und kultivierte die Pflanze Oenothera Lamarkiana aus der Gattung der Nachtkerzen. Bei jeder Aussaat entstanden nun neben der typischen Mutterpflanze noch andere Oenothera, die, wenn auch nur durch kleine Verschiedenheiten, doch ganz deutlich von der Mutterpflanze abweichen. Ich kam mir anfangs wie der Schöpfer einer neuen Art vor und fühle seither jedem Naturforscher seine Grössenwahn-Anwandlungen nach. Wie viel Mühe ich aber im Laufe der Jahre auch darauf verwandte Neuarten zu erzielen, und wie sehr ich auch die Fortschritte moderner Naturforscher auf diesem Gebiet verfolge, stets handelt es sich nur um Veränderungen im Bereiche kleiner Artgruppen, um die Entstehung sogenannter „petites espèces“, und auch hier mögen die Ursachen schon im Protoplasma bedingt sein.

In allen Fällen pendelt die Variation nur innerhalb gewisser Grenzen, die niemals überschritten werden. Wie kann man darauf gestützt es wagen, die Descendenztheorie auch auf grössere Formenkreise auszudehnen!

Bei oberflächlicher Betrachtung mochte es scheinen, als ob das Neandertal-Skelett, die in der Grotte von Spy (Belgien) und Krapina (Kroatien) gefundenen Skelette, jene Vorläufer des Menschen vor uns erstehen liessen, die die meiste Aehnlichkeit mit dem heute lebenden Menschen haben und als Zwischenglieder zwischen Affe und Mensch in Frage kämen. Man hat sich gründlich getäuscht. Bei genauer Betrachtung und systematischer Untersuchung ergeben sich ganz beträchtliche Unterschiede im Gesichtsschädel. Beim heutigen Menschen verkümmert der Weisheitszahn immer mehr, während beim Neandertal-, Spy- und Krapinaskelett, die drei hintersten Backen- oder Mahlzähne der Grösse und Dicke nach von vorn nach hinten zunehmen. Auch ist im Gegensatz zum Menschen bei ihnen der Unterkiefer sehr hoch, stark und massig, und das Gebiss, dessen Zähne lange und starke Wurzeln haben, gewaltig. Ausserdem stehen bei ihnen die Zähne in ganz anderer Anordnung als beim Menschen, und — was sehr wesentlich ist — fehlt bei ihnen das Kinn vollständig. Anderseits liess sich auch nicht sagen, dass wegen der niedrigen flachen Stirn, der mächtig hervorspringenden Augenbrauenwülste schon eine Annäherung an den Bau des Schimpansen und Gorilla gefunden werden konnte, denn bei genauer Untersuchung ergab sich, dass bei den Affen die Augen recht nahe beieinander stehen und die Nasenwurzel

flach und seicht ist, während beim Neandertal-, Spy- und Krapinaschädel die Augen weit auseinandergerückt sind und die Nasenwurzel stark vertieft und eingesattelt ist.

Wir sehen, dass alles von genauer Untersuchung abhängt und dass unter allen Umständen bei derartigen Betrachtungen Reserve im Urteil geboten ist. — Häckel betrachtet den 1894 von Du Bois entdeckten Pitecanthropus erectus als das missing link, das „fehlende Glied“ in der Primatenkette. Bei genauer Untersuchung kamen jedoch die Gelehrten zu dem Resultat, dass der Pitecanthropus ein echter Affe sei, der in mancher Beziehung sich dem Menschen mehr nähere als der Schimpanse, in anderen Punkten jedoch wieder den niedrigen Affen näher stehe. Es geht eben nicht an, schon aus einem gefundenen alten Schädeldach, einem Oberschenkelknochen und zwei Backenzähnen Schlüsse von ungeheurer Tragweite zu ziehen, oder doch wenigstens nicht, dieselben als apodiktische Wahrheit zu verkünden. In Bezug auf dergleichen Dinge trifft sicher zu was Prof. Schwalbe in seiner Vorgeschichte des Menschen sagt: „Auf keinem Gebiete der Naturwissenschaften wird wohl das Bestreben aus einer Summe von Tatsachen allgemeine Schlüsse zu ziehen, so von der subjektiven Eigenart des Forschers beeinflusst als in der Vorgeschichte des Menschen.“ Oft bilden sich hier auf Grund weniger Tatsachen Meinungen, welche durch die überzeugte Art, mit welcher sie vorgetragen werden, von denen die der Sache ferner stehen, leicht für gesicherte wissenschaftliche Errungenschaften gehalten werden. „חכמים הזהרו בדבריכם“ Die Auffindung von fossilen Formen, die als

gemeinschaftliche Stammeltern verschiedener heutiger Gruppen angesehen werden, beweist gar nichts. Bei der Deutung solcher Formen spielt das subjektive Gefühl des Beobachters die grösste Rolle, und man kann oft ohne Mühe just das Gegenteil von dem herauslesen, was meist der Naturforscher in seinen materialistischen Anwandlungen herausliest. Alle Schlussfolgerungen der Descendenztheorie auf den Menschen sind äusserst gewagt und dürfen nicht den leisesten Anspruch auf naturwissenschaftliche Bestimmtheit machen. Wir haben natürlich alle Freiheit, uns in den uralten Formationen von Funden aus prähistorischer Zeit die schönsten Stammbäume auszusuchen, aber wir kommen damit in das Gebiet der Phantasie. Auch lässt sich letzten Endes für die Entstehung von Organismen die Annahme einer Intelligenz so wenig entbehren wie bei den Produkten menschlicher Erfindung. Der Naturforscher muss sich bewusst bleiben, dass es sich, sobald er über das Gebiet der durch Erfahrung fassbaren Verhältnisse herausgeht, um unbeweisbare Theorien und Hypothesen handelt, und dass die Descendenztheorie in ihrer extremen Durchführung bis auf die letzten Konsequenzen im Grunde nur ein unbeweisbares Dogma ist. Wir gehen hier gar nicht darauf ein, dass es nicht schwer wäre zu zeigen, dass die einer gemässigten Descendenztheorie zu Grunde liegenden Beobachtungen mit dem auf eine Stufenfolge der Organismenproduktion hinweisenden biblischen Schöpfungsbericht übereinstimmen. Uns schien wichtiger hier zu demonstrieren, dass die Fragen nach der Entstehung der Arten sich nicht so einfach lösen lassen wie

es anfangs schien, und dass der ehrliche Naturforscher im Gegensatz zu den Häckelianern mit einem abschliessenden Urteil zurückhaltend, sehr zurückhaltend sein muss.

Es hiesse den Gegenstand nicht richtig behandeln, wollten wir hier nicht auf das Urzeugungsproblem eingehen.

Man machte Aufgüsse von Fleisch, kochte sie, verschloss sie und sah, dass sich trotzdem kleinste Wesen in Scharen darin entwickelten. Man nahm nun an, dass diese Wesen ohne Eltern, direkt aus den organischen Stoffen des Aufgusses entstanden seien. Ursprünglich konnten sie nicht darin sein, denn sonst hätten sie durch das Kochen zu Grunde gehen müssen, und dass etwa unsichtbar in der Luft schwebende Muttertierchen Eier hineingelegt hätten, liess sich nicht annehmen, denn die Flasche oder der Topf waren fest geschlossen. Woher kommen also jene Wesen? Sind es neue Wesen oder blosse Nachkommen von Wesen, die in der Welt existiert haben seit dem Augenblick, wo diese in ihrer Vollständigkeit aus Gottes Hand hervorgegangen war? Und wenn es wahr sein sollte, so sagte man, dass aus zerfallenden Leibern von Tieren und Pflanzen Lebewesen entspringen, so liesse sich ja auf dieselbe Art alles Leben um uns her, ja auch unsere Existenz erklären. Wozu bedarf es da noch der Annahme eines Schöpfers? Auch wir haben uns in dieser Weise ohne Zutun eines weisen Schöpfers entwickelt, nur unter anderen Umständen und in unvergleichbar längerer Zeit, auch wir haben unendliche Reihen von Entwicklungszuständen durchgemacht. — Wer weiss, wie es heute um das Ur-

zeugungsproblem stünde, wenn nicht Louis Pasteur uns Aufklärung verschafft hätte. Pasteur bewies absolut klar, dass, wenn die reine Luft von der Infusion abgeschlossen oder gewöhnliche Luft von den Keimen befreit wird, von denen sie voll ist, keine Gärung und keine Verwesung stattfinden könne, und dass nur, wo Gärung und Verwesung vorhanden sind, aus Samen und Eiern, mit denen ständig die Luft geschwängert ist, Lebewesen sich entwickeln können. Pasteur und nach ihm andere bedeutende Forscher haben dargetan, dass auch im Reiche der kleinsten Lebewesen die Arten genau so scharf getrennt sind wie im übrigen System der Organismen. Es gibt keine Urzeugung in irgend einer Form, denn nur aus einer lebenden Zelle kann sich eine lebende Zelle entwickeln. Am Anfang des Anfangs müssen also schon so viele Arten von Zellen geschaffen worden sein als es in der Pflanzen- und Tierwelt Arten gibt. Man wollte die Bibel lächerlich machen durch die Darlegung, dass ihr למינו-System falsch sei, dass unmöglich von Uranfang an schon verschiedene Arten gewesen sein könnten. Vielmehr habe sich eine Art erst aus der anderen entwickelt, aus dem Bazillus wurde ein Schimmelpilz und hieraus eine Hefe u. s. w. Alle Versuche in dieser Richtung sind jedoch kläglich gescheitert, alle Beweise für einheitliche Stammesentwicklung versagten, und immer mehr wird die Wissenschaft auf die Annahme einer vielstämmigen Entwicklung hingedrängt, ganz so, wie die Bibel es uns lehrt. Nach unendlichen vergeblichen Studien kommt man wieder auf den Standpunkt der Bibel zurück, dass alle Formen

des Lebens aus der Hand des Schöpfers stammen, der „ein jegliches nach seiner Art schuf".

Wie steht es mit den Einwänden gegen die angeblich ptolemäische Weltanschauung der Bibel? Die Naturforscher selbst strafen sich ja Lügen, denn sie selbst sagen ja täglich: „die Sonne geht auf, die Sonne geht unter." Wie hätte Gott wohl zu den Menschen und durch Menschen in einer Sprache reden können, die sie nicht verstanden hätten! Mögen Wellhausen-Delitzsch mit den Naturforschern hinsichtlich dieses Irrtums Hand in Hand gehen — es kann nicht lange währen, bis dieser Irrtum, der für die Irrtümer der modernen Bibelkritik typisch ist, als pedantische Spielerei allgemein verspottet wird. Immer mehr wird erkannt werden die ewige Wahrheit der Bibel und deren Schönheit. Der Zukunftskampf auf theologischem Gebiete wird ein Kampf gegen die Bibelkritik sein, ein Kampf ganz anderer Art, wie er heute geführt wird. Es wird ein Kampf des wissenschaftlichen und poetischen guten Geschmacks gegen jene pedantische Geschmacklosigkeit sein, die sich heute wissenschaftliche Theologie nennt. Jedes Kind wird dann die Worte, „Sonne, stehe still zu Gibeon und Mond im Tale Ajalon" im Sinne des דברה תורה כלשון בני אדם auffassen, und man wird sich klar darüber sein, dass die Form des Ausrufs naturgemäss dem ganzen Stile der volkstümlichen Darstellung entsprechen musste.

Es bliebe noch übrig die Wunderfrage zu behandeln. Wir haben dies schon ausführlich in einem früheren Artikel „Erkenntnis und Offenbarung" getan unter besonderer Berufung auf Hermann Lotze, der in seinem

Werk „Mikrokosmos“ das, was wir Wunder nennen, für durchaus möglich hält. Es ist der Mangel an Wissen, der an allem schuld ist. Ein Wunder widerspricht nicht der Natur, sondern nur dem, was wir von der Natur wissen. Uebrigens ist die Wunderfrage ja recht eigentlich eine historische Frage und geht den Naturforscher nur insofern an, als er sich fragen muss: Ist jenes durch unverdächtige Zeugen beglaubigte Wunder naturwissenschaftlich annehmbar? Selbst für den Fall, dass dies nach dem heutigen Stand der Naturwissenschaft verneint werden müsste, muss sich der Naturforscher sagen, dass die Naturforschung noch lange nicht am Rande ihrer Weisheit angelangt ist und dass noch manche naturwissenschaftliche Grundanschauung ins Wanken geraten wird. Vielleicht wird eine wirklich ausgereifte Naturwissenschaft auch die Wunder verstehen, die heute mit ihr unvereinbar erscheinen. Die Auffindung der Eigenschaften des Radiums war eine ununterbrochene Kette von Widersprüchen gegen die uns bekannten Grundsätze der Physik und Chemie. — Als 1790 die Municipalität von Juillac in der Gascogne eine mit der Unterschrift von mehr als 300 Augenzeugen versehene Urkunde über den dortigen Steinfall der Pariser Akademie einsandte, begleitete ein namhafter Gelehrter den eingereichten Bericht über dieses Ereignis mit der Bemerkung, man müsse so unglaubliche Dinge lieber wegleugnen, als sich auf Erklärungen derselben einlassen, während ein anderer es sehr lustig fand, dass man über eine solche Absurdität ein authentisches Protokoll erhalten könne, und ein

dritter den törichten Bürgermeister, der in aller Form solch ein Märchen zu Protokoll genommen, tief bemitleidete. — Heute weiss jedes Kind, dass es vom Himmel herabgefallene Steine, sog. Meteore gibt. — Sehr wahrscheinlich haben wir noch einmal mit anderen Voraussetzungen zu tun als den uns heute bekannten. Vielleicht geht dann auch der Naturforschung das Licht für das auf, was wir heute noch Wunder nennen, was uns heute aber auch Wunder sein soll, d. h. eine Erscheinung, welche durch gewöhnliche Kausalzusammenhänge nicht fassbar ist, um eben hierdurch auf causa causarum, auf Gott selbst aufmerksam zu machen. — עשרה דברים נבראו בערב שבת בין השמשות. Selbst solche Dinge, die ein plötzliches Eingreifen in die Ordnung der Natur erheischt hätten, hat Gott in seiner Weisheit vorausgeschaut und deren Vorbedingungen von vornherein in die Schöpfung gelegt.

Noch andere Probleme gibt es, mit denen der Naturforscher sich als Mensch, nicht aber in seiner Eigenschaft als Naturforscher zu beschäftigen hat. Gott, Unsterblichkeit, das sind keineswegs naturwissenschaftliche Probleme, sondern sind die grossen Menschheitsfragen, die allerdings durch religiöse Erfahrung in sehr bestimmter Weise beantwortet werden können. Dass ein persönlicher Gott die Quelle alles Naturwirkens sei und nicht ein blindes Fatum; dass die Naturgesetze der lebensvolle Ausdruck eines Gottes der Ordnung sind und nicht von Ewigkeit her vorhandene Regeln unbekannter Art; dass das menschliche Leben nur die materielle Erscheinungsform eines übersinnlichen Wesens

ist, dessen Nachweis auch dem Mikroskop entgeht — das ist unsere felsenfeste Ueberzeugung, die wir philosophisch verteidigen können. Dies gehört jedoch nicht hierher, denn es ändert ja nichts an der Forschungsweise der Naturwissenschaft. Der Naturforscher hat es immer nur mit dem „was" des Zusammenhangs, aber nie direkt mit dem „woher" und „wozu" zu tun.

Wir haben uns zu zeigen bemüht, dass man Naturforscher und doch zugleich auch gesetzestreuer Jude sein kann. Kein einziges empirisches Resultat der Naturwissenschaft wird uns in religiöser Beziehung negativ entscheidend beeinflussen können, und man wird auch als moderner Naturforscher mit voller Würdigung aller wissenschaftlichen Errungenschaften freudig und entschieden zur jüdischen Weltanschauung sich bekennen dürfen.

Aber schlecht müsste es wahrlich um unser Judentum bestellt sein, wenn wir dasselbe nur darauf stützen, dass es mit den Ergebnissen der Naturwissenschaft oder überhaupt der Wissenschaft in Einklang gebracht werden könne. Wie schrecklich wäre es, wenn das, was das Leben lebenswert macht, wenn das, was uns den eigentlichen Wert, den Adel gibt, wenn unser Pflichtbewusstsein und unsere Pflichterfüllung abhängig sein sollten von den jeweiligen Systemen der Naturerkenntnis, von Modetheorien, von jeweiligen Stimmungen oder von Schülern, die aus Mangel an Intelligenz auf die Worte des Meisters schwören! Das Judentum hat stets nur rein sittliche Zwecke im Auge, und die grössere oder geringere Richtigkeit einer Ansicht von irgend einem

Naturgesetz hat nicht im geringsten mit dem sittlichen Berufe des Menschen zu tun. Gleichwohl genügte, wenn es darauf ankam, das Judentum noch stets auch den strengsten Anforderungen der Wissenschaft und genügt ihnen auch noch heute. Nie hat der Naturforscher das Recht, eine Bibelstelle oder eine religiöse Erkenntnis schon deshalb zu verwerfen, weil sie auf Grund des momentanen Standes seiner Erkenntnis nicht begreiflich ist.

Dem Himmel sei Dank, dass viele Naturforscher heute schon anfangen, ihre Theorienkenntnis kritisch auf die Grundlagen zu prüfen. Freilich gibt es nicht wenige, Häckel allen voran, die nicht sehen wollen und deren Theorien nun als willkommene Stütze für den theoretischen und praktischen Materialismus begrüsst werden. Es ist begreiflich, wenn ein Blinder die Existenz des Sonnenlichtes leugnet, aber falsch bleibt es darum nicht minder.



Ignoramus und seine Konsequenzen.

Wir sind in der Wissenschaft weit vorwärts gekommen. Viele Rätsel, die früher für unlösbar galten, sind gelöst, und in der Kenntnis der Natur und im Verständnis ihres Wesens sind bedeutende Fortschritte gemacht worden. Die Grösse, die Stellung und das Gewicht des Neptun waren durch Rechnung schon bekannt, ehe der Planet selbst noch entdeckt war, und der Chemiker Mendeljew hat gar ein System der noch zu entdeckenden Elemente aufgestellt. In der Tat sind inzwischen einige dieser „noch zu entdeckenden Elemente" entdeckt worden und wurden genau so befunden wie sie Mendeljew nach spezifischem Gewicht und Wahlvermögen festgelegt hatte. Und nun gar die Entdeckung der Existenz Dutzender von Strahlenarten, die früher für uns einen unmöglichen Begriff dargestellt hätten, oder die Lehre von den elektrisehen Wellen oder der drahtlosen Telegraphie und anderem mehr! Zweifellos ist, dass man viele Dinge, die uns heute noch als „Zufall" vorkommen, mit der Zeit als gesetzmässige Vorgänge erkennen wird, und dass es noch viel Neues geben wird, von dem sich unsere Schulweisheit noch nichts träumen lässt.

Verkennen wir jedoch nicht, dass wir im Grunde genommen mit jedem Tage deutlicher erkennen, wie

wenig wir wissen. Wir werden wohl n i e im Stande sein, Materie und Kraft einerseits und das Bewusstsein anderseits zu erklären. — Kraft, Leben, Licht, Wärme, u.s.w. sind Worte, von denen jedes ein Geheimnis ausdrückt. Um nur eines dieser Beispiele herauszugreifen: Zwanzig Millionen Meilen von uns entfernt finden gewaltige chemische Prozesse statt, und diese chemischen Prozesse wirken in Gestalt von Licht- und Wärmestrahlen durch den kalten Weltraum bis herab auf die Erdenkugel, lassen uns in jeder Minute ungeheure Mengen von Energie zukommen, die allein das organische Leben ermöglichen. Warum staunen wir nicht über dieses grosse Wunder? Sehr einfach! Weil es uns durch den alltäglichen Anblick zur Gewohnheit geworden ist. — Und ist nicht auch das Wesen der magnetischen und elektrischen Erscheinungen in tiefes Dunkel gehüllt? Die Natur ist eine Sphinx, die uns nicht leichte Rätsel zu lösen aufgibt. Wir besitzen Mikroskop und Chemie, und gleichwohl können wir nicht einmal die Natur der Befruchtung erklären. Geheimnis bleibt uns also selbst ein Akt, den Milliarden von Pflanzen, Tieren und Menschen seit Erschaffung der Welt vollziehen. Wir verstehen nicht einmal das Wesen einer unschuldigen „Erkältung", seitdem festgestellt worden, dass der Einfluss der Kälte nur den Boden für die Wirksamkeit der eigentlichen Ursache vorbereitet, selbst aber nicht unmittelbar krank machen kann. — Digitalis und Antipyrin, Diuretin und Atropin und vor allem Opium und Morphium vermögen viel. Doch bei einer einmal ausgebildeten Atrophia granularis cum

hypertrophia cordis wird keine Kunst der Welt der Niere ihr altes Gewebe wiedergeben oder das hypertrophische Herz kleiner machen können. Niemals wird man die emphysematös geblähte Lunge zur Norm zurückführen, niemals die sklerotischen Herde bei Sklerose des Hirns und Rückenmarks wieder in normales Gewebe zurückverwandeln können. Allen Respekt vor eurer Kunst, ihr Aerzte! Aber ihr heilt nicht, sondern schafft nur die Verhältnisse, welche die Bahn frei machen für das Wirken natürlicher Ausgleichungen. Wer kann die Kraft begreifen, die diese natürlichen ohne unser Zutun sich vollziehenden Ausgleichungen besorgt? Der Verlust der einen exstirpirten Niere wird durch entsprechende Volumenzunahme der anderen funktionell gedeckt. Die drohende Stauung des Darminhalts oberhalb einer verengten Stelle des Darmlumens wird durch die rasch, innerhalb einer Woche bereits zur Entwicklung gelangende Muskelzunahme der Darmwand hintangehalten. Wer kann dies alles voll begreifen, wer wagt es angesichts dieser Tatsachen in nicht geklärten Dingen ein apodiktisches Urteil abzugeben?! — Theorien können oft noch so fest gegründet scheinen und doch falsch sein. Wir leben in einer Zeit mit scharfem kritischen Gewissen und haben so Gelegenheit zu beobachten, wie gar manche Lehre, die uns einst fast als heiliges Gesetz vorgetragen wurde, entweder schon in die Rumpelkammer gewandert ist oder doch auf dem besten Wege ist dahin zu wandern. Ich verzeihe dir, Physikprofessor, dass du auf Newtons Gesetz der Schwerkraft schwurst und dass du mir die Lehre von den Elementen als

heilig und sicher predigtest. Du wusstest es ja nicht besser, schon deine Lehrer waren betrogene Betrüger und du warst noch nicht bei den Curies und bei Ramsey in die Schule gegangen. — Wir leben in einer grossen Zeit. An unserem Gürtel hängen nicht Skalps erschlagener Feinde, aber wir rühmen uns, altehrwürdigen Hypothesen den Todesstoss versetzt zu haben. Auch die alte Kant-Laplace'sche Theorie von der Entwicklung des Sonnensystems wird nun wohl den Weg alles Irdischen antreten müssen. Was bleibt dann noch von unseren kosmischen Theorieen übrig, wenn sie nicht mehr ist? Es bildet sich ein Sonnensystem aus einem ungeheuren Teil fein verteilten Stoffes, Planeten werden infolge der Wirkung der Zentrifugalkraft abgeschleudert, Monde bilden sich auf ähnliche Weise usw. Das war ja alles so einfach, so einleuchtend. Und als gar Plateau demonstrierte, dass eine in einer alkoholischen Lösung schwebende Oelkugel, sobald sie in beschleunigte Rotation gesetzt wird, Sonderkugeln abschleudert, da schwand vollends jeder Zweifel und das Weltbild war fertig. Warum vergass man denn aber ganz, dass es auch nicht-rechtsläufige Kometen gibt? Die Kant-Laplace'sche Hypothese geht einfach von der Voraussetzung aus, dass es nur rechtsläufige Weltkörper gebe. Erst aus dieser Voraussetzung heraus konnte Laplace auf Grund von Wahrscheinlichkeitsüberlegungen die wichtigsten Teile seiner Theorie aufbauen, und Plateau selbst meinte, sein Experiment sei nur eine passende Veranschaulichung für den Fall, dass die Kant-Laplace'sche Theorie zutreffe, könne aber nicht als Beweis dafür angesehen

werden. 1786 wurde die neue mécanique céleste so fest gegründet, dass es scheinen konnte, dem Erkenntnisgebiete sei nichts wesentlich Neues von gleicher Bedeutung mehr vorbehalten, und erst unserer Zeit werden die Augen geöffnet über die Widersprüche, die sich aus der Kant-Laplace'schen Theorie ergeben, und erst wir erkennen, dass selbst Kants Erklärung, die nichtrechtsläufigen Kometen seien eben fremde Gäste im Sonnensystem, doch in Wirklichkeit keine Erklärung ist.

Wir erkennen zwar Wahrheiten, aber die Endlichkeit und Beschränktheit unserer menschlichen Vernunft hat zur Folge, dass es eine Grenze gibt, wo unser Wissen ein Ende hat. Nur das vollkommenste Sein und der Grund und Ursprung alles Seins hat in sich den lauteren Quell der Wahrheit, nicht wir. Infolge der Beschränktheit unseres Erkennens halten wir zuweilen den Schein für Wahrheit und überdies wird unser Urteil auch bei bestem Wollen mehr oder minder von Stimmungen, Neigungen und Leidenschaften beeinflusst.

Wir wollen jedoch deshalb nicht die Hände in den Schoss legen und mutlos von einer Unmöglichkeit des Erkennens sprechen, sondern rüstig vorwärts schreiten auf der Bahn der Erkenntnis. Wenn wir an der Grenze unseres Wissens angelangt uns mit schwerem Herzen dazu entschliessen, mit Du Bois-Reymond „ignorabimus", „wir werden es nicht wissen", oder was wohl noch richtiger ist, „ignoramus", „wir wissen es nicht", auszurufen, so spricht aus uns nicht die Stimme der Verzweiflung, sondern wir berühren nur das Goethe'sche Wort: In der Beschränkung zeigt sich erst der Meister.

Wir wollen aus der Vergangenheit für die Zukunft lernen, uns zu hüten vor den Quellen allen Irrtums, vor verkehrter Geistesbildung, vor dem Vorurteil und dem Einfluss der Neigungen und Leidenschaften. Zumeist ist es Ungeübtheit im Urteilen, im Unterscheiden und Erklären, Denkträgheit, Mangel an Aufmerksamkeit, Hang zur Zerstreuung, Ueberspanntheit der Einbildungskraft u. dgl., die ein umsichtiges Untersuchen und Erwägen verhindern. Heil uns, denen die göttliche Lehre gegeben, und denen der Quell der Wahrheit erschlossen ward, dass wir vor Irrtum gefeit sind in den grossen Menschheitsfragen. Wir wollen jedoch hier diesen Punkt ausser acht lassen und nur mit erkenntnistheoretischen Gründen operieren. Wenn es gilt den Irregeleiteten zu überzeugen, dann müssen wir ihn mit seinen eigenen Waffen zu schlagen suchen. Wir müssen ihm zeigen, wie er entweder einer einseitigen Anschauungsweise sich hingibt und dadurch den Blick zur Beurteilung der anderen Gebiete verloren hat, oder eine durch Erziehung, Stand, Zeit- und Parteigeist eingegebene Meinung hegt, oder aus Interesse, Eigennutz u. dgl. sich eine falsche Ansicht aneignete oder Stolz und andere Leidenschaften mitsprechen lässt.

Unser Professor für Naturgeschichte hat uns in der Schule Lehren als Wahrheit verkündet, die heute als Irrtum klargestellt sind, die jedoch damals von mir als unbedingt richtig betrachtet wurden, nicht weil ich ihre Wahrheit einsah, sondern einfach deshalb, weil ich die Autorität des Herrn Professor unbedingt anerkannte und auf die Worte des Meisters schwor. Wem denn soll der

Knabe Glauben schenken, wenn er nicht einmal den Worten des Lehrers trauen darf?! Und wenn nun gar, wie es leider oft genug an unseren Gymnasien und Hochschulen der Fall ist, solche Lehrerweisheiten in Widerspruch mit den Lehren unserer תורה stehen, was dann —?! Deshalb, erwachsener Schüler, Vorsicht im Urteil und noch einmal Vorsicht! לא תתורו אחרי לבבכם ואחרי עיניכם, die Regungen des Herzens und die Täuschungen der Sinne sind die eigentlichen Irrlichter für den Verstand. Möge dein Wille stets von einem lauteren Streben nach Wahrheit geleitet sein, damit in zweifelhaften Fällen das Urteil zumindest suspendiert werde und du dich nicht verführen lassest, den Schein für Wahrheit zu erklären!

Aber auch ihr Lehrer: חכמים הזהרו בדבריכם שמא תשנו תמצא שם שמים מתחלל. Seht euch vor mit euren Worten, dass ihr nur objektive Wahrheit vortraget, dass ihr selbst in den profanen Wissenschaften, aber erst recht in religiösen Angelegenheiten nicht Anlass zu Missverständnissen gebet und ganz gewiss nicht Dinge als objektiv wahr hinstellt, die nur eure subjektive Ansicht sind. Selbst die besten Köpfe werden leicht geblendet und verführt. Ein einzelner spricht eine neue Idee aus, gedankenlose Nachbeter greifen sie auf, brüllen sie als Schlagwort auf die Strasse hinaus, und bald beherrscht das für die Idee geprägte Schlagwort eine kleine oder grössere Gemeinde und gewinnt Gewalt über die Entwicklung. Wenn dann das Schlagwort hinwegkritisiert wird, tritt die Beschämung ein, man errötet über seine eigene Kindlichkeit und vergisst den alten Irrtum schnell

genug, um einem neuen in die Hände zu fallen. Seid nicht Sklaven des Zeitgeistes, damit nicht die Theorien, die ihr auf eure Schüler übertraget, diesen zum Verderben gereichen und so Fluch auf euer Haupt kommt! Das Falsche findet schnell genug Verbreitung, das Richtige nur schwer und man täusche sich nicht damit, dass man vielleicht meint, es schade wenig, einigen Schülern eine falsche Theorie beigebracht zu haben, wenn man doch anderseits tausend herrliche wahre Ideen verbreitet habe. Weit gefehlt! Es ist ein altes Exempel: Wenn ein Mensch zwanzig Jahre hindurch jegliches Jahr durch sein Beispiel oder absichtlich nicht mehr als einen einzigen Mitmenschen mit irgend einer Idee oder gar auf dem Gebiet heiliger Pflichten irreführte, und jeder dieser unglückseligen Verführten jährlich wiederum nur einen einzigen auf seinen Abweg brächte, so würde die Anzahl der Irregeleiteten, die alle jenen ersten gewissenlosen Frevler zum Urheber ihres Fluches haben, nach zwanzig Jahren — wer hätte es wohl für möglich gehalten — über eine Million betragen.

Geben wir uns Mühe, ein freies, unabhängiges Urteil zu gewinnen, nicht wie die Menge derer, die einfach gedankenlos nachplappern, was sogenannte Zeitphilosophen predigen. So wie das Altertum die Philosophie more dialectico trieb, das Mittelalter more theologico, die Neuzeit bis Leibnitz more geometrico, Kant und seine Schule more critico, die Naturphilosophie der Gegenwart more biologico, so ist die Erklärung aller Dinge der Mode unterworfen. Machen wir uns deshalb los von jeder Modephilosophie und betrachten wir

vielmehr die Dinge unter dem Gesichtswinkel der Ewigkeit!

Wir haben Merkwürdiges schon erlebt und werden Wunderbares noch erleben. Warte nur ab, lieber Freund, und erwäge sorgfältig bevor du urteilst! Du hast einen Freund, der huldigt dem Skeptizismus, einen, der schwört auf den Dualismus, und einen, der liebt den Kritizismus, einen, der ist ergeben dem Mystizismus, und einen, der zieht den Eklektizismus vor, und noch einen, der hat sich wieder einem anderen „mus" ergeben. Ist da ein einfacher junger Handlungsbeflissener oder Gymnasiast, er ist wirklich gar nichts weiter; um sich aber ein Air zu geben, schliesst er sich der Partei des Atheismus an. Nun ist er doch wenigstens etwas und sein „mus" hört sich recht imposant an. — Dein Freund, der dem Skeptizismus huldigt, warum spricht der denn so viel und laut und macht sich so sehr bemerkbar? Wenn der Zweifel an allem sein letztes Wort ist, so ziemt ihm das Schweigen. — Dein Freund vom Positivismus ist immer bestrebt, die Wissenschaft auf die in der Erfahrung gegebenen Tatsachen und deren Gesetzmässigkeit zu gründen, übersieht aber, dass dem Verstande ein blosses Beobachten empirischer Faktoren ohne die sie verknüpfende philosophische Hypothese nicht genügt, ja dass er ohne metaphysische Begriffe überhaupt nicht operieren kann. Der Begriff der ewigen Bewegung, der Unendlichkeit der Materie, ja der Begriff „Gesetz" selbst ist im Munde des Positivisten eine Inkonsequenz. — Dein Freund dualistischer Richtung meint, seine Anschauung entspreche den Phänomenen der Er-

scheinung, dem Gegensatz von Körper und Geist, Kraft und Stoff, usw. am besten, er übersieht aber, dass als metaphysische Lehre der Dualismus dem zwingenden Bedürfnisse des menschlichen Geistes nach einer einheitlichen Weltanschauung entgegensteht. — Der Kritizismus wiederum behandelt die Begriffe Gott, Freiheit, Unsterblichkeit als Postulate der praktischen Vernunft, um sie dem im Gebiet der reinen Vernunft herrschenden strengen Determinismus zu entziehen. Dadurch verwickelt er sich aber ebenfalls in fatale Widersprüche. — Dein dem Mystizismus ergebener Freund rühmt sich, in besonderer Beziehung zu Gott zu stehen, doch seine angebliche Erkenntnis wurde ihm nur im Zustand der Extase und ist jeder wissenschaftlichen Analyse unzugänglich. Und dein weiterer Freund, der eklektisch Angehauchte, begnügt sich damit Brocken der Wahrheit in den bereits vorhandenen Weltanschauungen zu finden, er stellt die widersprechendsten Systeme mit der Behauptung, dass jedes eine Seite der Wahrheit repräsentiere, kritiklos nebeneinander, was natürlich keine geschlossene, einheitliche Weltanschauung ergeben kann.

Jeder deiner Freunde trägt seinen Rock nach einem anderen Schnitt und alle diese Schnitte sind mehr oder minder der Mode unterworfen. Alle Theorien enthalten Wahrheiten und Mängel. Und wenn man nun doch fragt, mein Lieber, welcher Richtung du huldigst, was wirst du antworten? Gib nur getrost zur Antwort, du hältst es mit der תורה הקדושה. Man wird vielleicht ein Hohngelächter anstimmen, in dem Wahn, du „glaubest“

in dem Sinne, dass du den Autoritätsdusel mitmachest und Unwahrscheinliches für wahr hältst. In der Regel wird von den Rationalisten unter „Glauben“ blindes Meinen, unbegründetes Fürwahrhalten verstanden. Dies ist aber ein grosser Irrtum, wahrer Glaube ist vielmehr ein vernünftiges Fürwahrhalten, das auf innerer Ueberzeugung beruht. Freilich huldigen wir unbedingt einer Autorität, aber keiner geringeren als der Gottes. Uebrigens beruhen ja Geschichte, Natur, Länder- und Völkerkunde, historisches und positives Recht zum grössten Teil auf Glauben. Wenn die Vernunft des Menschen noch so weit sich entwickelt haben wird, immer wird doch das meiste, was man weiss, durch den Glauben vermittelt sein. Wir haben oben darzulegen versucht, wie vielen Irrtümern der Menschengeist unterworfen ist und welches Unheil dadurch erwächst, dass man unbedingt auf die Worte sogenannter Autoritäten gibt. Sind wir jedoch überzeugt, dass ein Gott ist, der allmächtige, allwissende, absolut wahrhaftige Urheber aller Dinge, so ist der Glaube an diese göttliche Autorität ja nur ein rein vernünftiger Glaube, dem unbedingte Wahrheit innewohnt.

Goethe sagt: „Wir stecken in lauter Wundern und das letzte und beste der Dinge ist uns verschlossen.“ Wenn aber demnach schon im Bereich des Natürlichen so viele Geheimnisse uns umgeben, darf man es dann anders erwarten auf dem Gebiet des uns von Gott Ueberlieferten? Verstünden wir jetzt schon alles, was Gott uns offenbarte, dann wäre die Offenbarung für uns eine Offenbarung, die nichts mehr offenbarte. Darum

sind wir von der Hoheit auch solcher Gesetze überzeugt, für die uns eine plausible Erklärung fehlt, da sie von dem allwissenden, allwahrhaftigen Gotte uns zum Heile gegeben wurden.

Wie der Mensch in der Erfahrungswelt für die Wirkungen Ursachen sucht und findet, so schreitet er auch zur letzten Ursache aller Dinge fort, erkennt also das Dasein Gottes und damit zugleich seine religiös-sittlichen Beziehungen zu Gott. Und wenn der Mensch im Selbstbewusstsein seine bewussten Tätigkeiten unmittelbar erfasst, so vermag er auch wohl aus der Beschaffenheit derselben die Natur der ihnen zu Grunde liegenden Ursache zu erfassen und somit die Geistigkeit der Seele zu erkennen. Die Seele wird getrieben der mächtigen „Ursache aller Ursachen“ sich zuzuneigen, ihr zu huldigen.

Was so selbst unabhängig von jeder Offenbarung als Religion in die Erscheinung tritt, das ist nicht erdacht, es ist mit der Einrichtung unserer Natur uns gegeben, ist nicht unser Werk, ist das Werk einer Vorsehung. Immer mehr werden wir inne, dass es eine Macht gibt, die uns ins Dasein ruft und aus ihm abruft, wann und wie es ihr gefällt, die Macht, in deren Auftrage wir selbst wollen, handeln, unser Leben führen sollen.



Reisebetrachtungen.

Oft schon hatte ich die Absicht, alle Notizen, die ich mir auf einer grossen Reise gemacht, zu verbrennen, konnte mich aber nie dazu entschliessen, es auch zu tun. Ich finde nämlich beim jedesmaligen Durchlesen meiner Aufzeichnungen vieles, was mir interessant genug erscheint, es zu erzählen und mit meinen Mitmenschen zu besprechen.

Der geneigte Leser wird vergebens von mir eine eigentliche Reisebeschreibung erwarten. Ich werde mich hüten Beschreibungen zu liefern, die schon viele vor mir schrieben, oder Winke zu geben, die schon in den bekannten vorzüglichen Reisehandbüchern stehen. Meine Aufzeichnungen bestehen nur entweder aus den Erzählungen von merkwürdigen Begebnissen oder aus Beobachtungen und Betrachtungen.

Ein „Abenteuer" in der Eisenbahn.

Auf der Reise nach Triest teilte ich das Eisenbahn-Coupé mit einem sehr gesprächigen Herrn. Obgleich es Nacht war und ich gern ein wenig geschlafen hätte, war ich, um nicht unhöflich zu sein, gezwungen auf die übrigens interessanten Gespräche einzugehen. Schon

graute der Morgen, da ging mit dem Herrn eine Veränderung vor. Er wurde nicht etwa schläfrig, wohl aber immer einsilbiger und zog sich schliesslich ganz in seine Ecke zurück. Dies war mir nur angenehm. Nun konnte ich wenigstens mit Andacht mein Morgengebet verrichten. Ich hüllte mich in meinen grossen Reisemantel, streifte unter demselben den Aermel auf, legte die Arm- und Kopftephilin, wandte mich gegen das Fenster an der rechten Seite und verrichtete leise mein Gebet. Von Zeit zu Zeit blickte ich verstohlen zu meinem Nachbarn an der linken Seite hinüber. Der aber stand an seinem Fenster, blickte in den herrlichen Morgen und schien sich nicht im geringsten um mich zu kümmern. Ein paarmal allerdings kam es mir so vor, als ob mein Nachbar auch nach mir schaue, und ein eigenartig banges Gefühl beschlich mich dann, welches mir fast die Andacht raubte. Doch wenn ich den Blick zur Seite streifen liess, bemerkte ich stets, wie mein Nachbar mir den Rücken kehrte. So mögen wohl 25 Minuten verstrichen sein, als plötzlich deutlich das Wort „Echoood" an mein Ohr drang. Ich wandte mich. Im selben Augenblick drehte auch er sich um, denn niemandem anders als ihm war dies Wort in Andacht entfahren und er wollte nun wohl sehen, ob es mir aufgefallen sei oder nicht. Man kann sich vorstellen, wie wir uns erst einen Augenblick verdutzt anschauten, an unseren תפלין uns als Juden erkannten und nun weiter unser Gebet ungeniert laut verrichteten.

Ich muss gestehen, dass ich mich in jener Stunde vor mir selber schämte. Es kam mir recht verächtlich

vor, dass mich die Gegenwart eines Menschen überhaupt genieren konnte, wo es doch galt vor dem allmächtigen Schöpfer sein Gebet zu verrichten. Im Orient kann man es oft genug beobachten, dass Menschen der verschiedensten Nationen frei und völlig unbefangen öffentlich ihren Kultus ausüben. Es mag wohl nicht richtig sein sich auffallend zu benehmen und die Aufmerksamkeit der Menge auf sich zu lenken, wo dies zu vermeiden ist. Ich kann mir nicht denken, dass ein Mensch andächtig sein Gebet verrichten kann, wenn er dabei von der Menge angegafft und auch z. T. verspottet wird, und ein Gebet ohne Andacht kann wahrlich keinen rechten Wert haben. תפלה בלא כונה כגוף בלי נשמה. Deshalb ist es, wo es möglich ist, unzweifelhaft besser, auch auf der Reise in Privatzimmern zu beten. Wo dies jedoch nicht gut zu ermöglichen ist, soll man, wenn auch nicht auffällig, so doch ungeniert תפלין legen und beten. Mögen auch Spötter unter den Zuschauern sein, so finden sich unter den Gaffern doch auch immer genug Personen, die sagen: „Lasst ihn doch sein Gebet verrichten,“ „davor kann man nur Respekt haben“ etc.

Manchmal kommt es auch vor, dass man von Nichtjuden nach der Bedeutung des תפלין-Legens gefragt wird. Es wäre ganz verfehlt, wollte man dies als Spott auffassen und die Antwort darauf schuldig bleiben. Ich fand noch regelmässig, dass die richtige Antwort jedwedem gegenüber grossen Eindruck macht. „Knüpfe sie zum Zeichen an deine Hand und sie seien zur Stirnbinde zwischen deinen Augen.“ Im Arm sitzt die Körperkraft und mit dem Legen der Arm-תפלין dokumentieren

wir, dass wir die ganze Körperkraft in den Dienst Gottes stellen wollen. Im Hirn ist der Sitz des Denkens und mit dem Legen der Kopf-תפלין drücken wir symbolisch aus, dass wir unser ganzes Denken in den Dienst Gottes stellen wollen. Es ist nicht nötig erst eingehend die ד׳ פרשיות zu erklären, es genügt darauf aufmerksam zu machen, dass in den Gehäusen auf Pergament geschrieben der Satz steht ואהבת את ד׳ א׳ בכל לבבך ובכל נפשך ובכל מאדך: תפלין-legen heisst: sein ganzes Ich in den Dienst Gottes stellen. Ein guter Christ hat vor einem Juden, der sein Gebet verrichtet oder sonst eine religiöse Handlung vollzieht, nur Hochachtung.

Schiffsstimmungen.

Es blieb mir keine Zeit, Triest zu besichtigen. Um aber wenigstens einen kleinen Ueberblick zu erhalten, stieg ich schnell die steilen Strassen hinauf. Von der Höhe aus sieht man, wie in herrlich geschwungenen Linien sich die mit Weingärten, Orangen und zahllosen Villen gezierten Berge ausdehnen, die nach Süd und Ost die Stadt umschliessen; tief unten liegt das Strassennetz mit seinem Menschengetümmel, der Hafen mit seinen zahllosen Dampfern und das blaue Meer.

Wir schweigen von dem ersten Anblick der Adria, von dem alle, die ihn genossen, entzückt sind. Wir übergehen auch die herrliche Fahrt nach Alexandrien, auf der es so viel reizende Bilder von einzigartiger Schönheit zu sehen gab. Nicht aber wollen wir unterlassen zu schildern, was unser Schiff selbst für einen

hochmalerischen Anblick darbot, nachdem wir Korfu passiert hatten.

Korfu ist die einzige Stadt, bei der wir auf dem Wege nach Alexandrien anlegten. In Korfu vermehrte sich unsere Passagierzahl ganz bedeutend. Da lagen nun auf dem Mitteldeck Griechen in ihrer faltigen Fustanella, Spanier, Türken mit Turbanen auf den Häuptern, einige Araber und auch eine grosse Anzahl Glaubensgenossen waren anwesend. Auf verhältnismässig kleinem Raum waren nun so viele in ihren Sitten und Anschauungen grundverschiedene Menschen zusammengedrängt. Wie gross dünkt sich doch mancher von ihnen in seiner Stadt! Hier ist nicht Platz dazu, sich breit zu machen. Hier fühlt sich jeder nur als Nummer, als ein Glied des grossen Ganzen, und ist in seinem eigenen Interesse genötigt, Frieden zu halten. Wie schön wäre es doch, wenn nicht nur jetzt durch die Not gedrungen, sondern für immer Frieden unter diesen Menschen wäre, wenn jede Feindschaft aufhören würde zwischen Jude und Christ und Türken und Griechen. Mit בך בחר ד׳ א׳ להיות לו לעם סגולה מכל העמים ist ja nicht eine Verwerfung der übrigen Menschheit ausgesprochen, vielmehr liegt die Erklärung in dem „ihr sollt mir ein Priesterreich sein“ ואתם תהיו לי ממלכת כהנים. Wir erweisen uns nur dann als auserwähltes Volk, wenn wir imstande sind, für eine höhere Idee auf weltliches Glück zu verzichten, für eine höhere Idee zu leben und zu sterben. Die Erwählung Israels ist nur der Anfang jener Zukunft, wo viele Völker sich Gott anschliessen und Ihm zum Volke werden ונלוו גוים רבים אל ד׳ ביום ההוא והיו לי לעם. „Sind wir

nicht alle Kinder eines Gottes," trägt Er nicht mit gleicher Liebe das ganze Weltenall an Seinem Vaterherzen! Das Ziel der weltgeschichtlichen Erziehung der Menschheit wird wahrlich nicht sein, dass alle Menschen Juden oder Christen oder Muselmänner werden, vielmehr wird das Ziel sein, dass alle Menschen in Wahrheit brave Menschen werden, die Gott allein als den Herrn verehren und nach seinen Gesetzen handeln.

Während ich diese Zeilen schreibe, bricht die Nacht herein. Im Mondschein glitzert vor uns das weite, weite Meer und dort oben sehen wir das sternenfunkelnde Himmelsgewölbe. Da funkelt es, da glitzert es, da leuchtet es bald freudig ins Herz und froh ins Gemüt, bald auch beschleicht uns stille Wehmut. Ja, dort oben über den Sternen ist wohl die Wahrheit und der ewige Friede, das stille Glück, nachdem wir auf Erden vergeblich uns sehnen.

Was ist's? Zuckt da nicht ein Feuerschein am Himmel, flackert da nicht ein Leuchten auf und verschwindet? Es ist nur eine Sternschnuppe, die gefallen. Woher kommt sie, wohin geht sie? Warum leuchtet es, wenn es doch gleich in Finsternis versinkt? Ist's nicht auch so im Leben des Menschen und im Leben ganzer Völker? — kurze Freude und rasche Vergänglichkeit.

Und diese Männer und Frauen hier auf dem Schiffe? In wenigen Stunden schon hat das Schiff die meisten an ihr Reiseziel gebracht. Dann machen sie sich wieder den Raum streitig, auf dem sie stehen, dann verbittern sie einander wieder das Leben durch Hass und Unduldsamkeit. Wie sie nach dem Glückstempel rennen und

jagen! Und wenn sie glauben, Fortuna ganz nahe zu sein, kommt plötzlich der stille Freund — setzt seinen Hobel an und hobelt alles gleich. —

Allmächtiger, lehre uns unsere Tage zu zählen למנות ימינו כן הודע. Lass uns nicht von hinnen gehen, ohne den Zweck unseres Daseins erreicht zu haben, lass uns unsere Erdenzeit verbringen im glücklichen Bewusstsein treu erfüllter Pflicht!

דע מאין באת ולאן אתה הולך ולפני מי אתה עתיד ליתן דין וחשבון.

Obgleich unser Schiff noch weit vom Hafen Alexandriens entfernt war, konnte man doch schon bald das ganze Häusermeer dieser Stadt sehen. Und ganz vorn am Meer bemerkte man deutlich das vizekönigliche Schloss, das alle anderen Gebäude überragt. Dort hatte ich in Amtsangelegenheiten zu tun. Beim Betreten Alexandriens war ich mir wohl bewusst, dass ich hier in einer Stadt bin, die in vielfacher Beziehung schon Orient genannt werden kann. Die Gefühle, die den Menschen in solcher Stunde überkommen, sind ganz eigener Natur und werde ich in einem nächsten Gespräch noch darauf zurückkommen. Hat man Geschäfte welcher Art auch immer zu erledigen, so kann man nicht zu gleicher Zeit sich in Gefühlsduseleien verlieren, weshalb ich mir vornahm, zuerst meine Angelegenheit zu erledigen und erst dann die Stadt zu besichtigen. Die Persönlichkeit mit der ich zu verhandeln hatte, war eine der angesehensten der Stadt. Als unsere Unterredung zu Ende war, entschuldigte sich der Herr, mich nicht, seiner sonstigen

Gewohnheit gemäss, zu sich laden zu können: es habe ihn nämlich vor 14 Tagen einer seiner besten Freunde besucht, der nun gefährlich erkrankt sei. Er habe ihn der besseren Pflege halber zu sich genommen, die Krankheit sei jedoch schlimmer geworden und nun liege der Freund auf den Tod erkrankt, die Aerzte hätten gar schon jede Hoffnung aufgegeben. Merkwürdig sei, so erzählte mir weiter der Würdenträger, dass der Kranke schon den ganzen Tag nach Juden begehre und was für Einwände man ihm auch mache, so wiederhole er doch stets, man solle ihm doch nur den einen Gefallen tun, Juden zu ihm zu führen. Dies sei jedoch sicherlich nur eine Wahnidee des im Delirium Daliegenden, an die der Fiebernde morgen schon nicht mehr denken werde. Ich hörte erstaunt zu und gab mich zu noch grösserem Erstaunen des hohen Herrn als Juden zu erkennen. Nun ging es eilends zu unserem Leidenden. Ich bat mir aus, das Krankenzimmer allein betreten zu dürfen. Da lag ein schöner Mann, der aller Schätzung nach in den besten Jahren sein musste. An dem schweren Röcheln erkannte man bald, dass man es mit einem Schwerkranken zu tun habe. Eine Viertelstunde dauerte es, bis er die Augen aufschlug. Ich stellte mich an sein Bett und sagte יהודי אני. Welche Zauberwirkung doch diese zwei Worte ausübten! Der Kranke strahlte vor Freude, richtete sich mit aller Kraft auf und bat mich, ihm die ודוי und שמע ישראל vorzusagen. Er erzählte mir, wie er, um in Russland vorwärts zu kommen, sich habe taufen lassen, wie er gar in den Adelstand erhoben worden, von Würde zu Würde stieg; wie jedoch die

Gewissensbisse ihm keine Ruhe liessen, wie er schon oft daran gedacht, zum Judentum zurückzukehren, ihn äussere Umstände jedoch daran hinderten; wie diesmal jedoch der Sensenmann ernstlich drohe, und so wolle denn auch er Ernst machen. Ich wachte die ganze Nacht bei dem Kranken und gegen Morgen hauchte er mit den שמות auf den Lippen in meinen Armen seinen Geist aus.

O, du reicher, armer Graf, wie sehr bedaure ich dich! Ist nicht der Aermste in Israel noch viel reicher als du! Du rolltest mit Mühe das Fass den ganzen Berg hinauf und als du ganz oben warst, erkanntest du, dass deine Arbeit vergebens gewesen. Ein ganzes Leben lang jagtest du nach den Gütern dieser Welt und als du in deren Besitz warst, erkanntest du, dass du ärmer seist als der ärmste Bettler. „Tu' nicht, als wenn du Tausende von Jahren zu leben hättest. Der Tod schwebt über deinem Haupte. So lange du noch lebst, so lange du noch kannst, sei ein rechter Mensch."

Warum vergisst man denn so leicht die Lehre unserer Weisen בכל עת יהיו בגדיך לבנים „Zu jeder Zeit sollen deine Kleider weiss sein"?! Nehmen wir an, wir wüssten mit Bestimmtheit, unsere Lebenszeit dauere nur noch einige Tage. Würden wir da nicht die kurzbemessene Spanne Zeit so gut wie möglich ausnutzen, um unsere Angelegenheiten zu ordnen. Es würde da wohl nur wenige Menschen geben, welche diese letzten Tage nicht besser anwendeten als alle, die ihnen vorausgegangen sind. Welche Scham würden wir doch empfinden müssen wegen der Vergangenheit, und welche

Verzweiflung würde uns ergreifen bei dem Gedanken, dass uns nur noch so kurze Zeit bleibt, begangenes Unrecht wieder gutzumachen.

Sokrates, Seneca, Marc Aurel u. a. haben die löbliche Absicht gehabt, uns dahin zu erziehen, dass wir den Tod mit Festigkeit ertragen. Epikur, Lucretius, Nietzsche u. a. wollten uns hingegen gar dahin bringen, den Tod zu verachten; doch das ist Selbsttäuschung. Die Vernunft ist in diesem Falle zu schwach, uns von dem zu überzeugen, was wir wünschen. Alles, was die Vernunft für uns tun kann, ist „bonne mine au mauvais jeu" zu machen. Jeder Mensch, der sich je vergangen, findet, wenn er es wagt dem Tode ins Antlitz zu schauen, dass dieser etwas Grausiges an sich hat. Und darum bereut, wie unser russischer Graf, so mancher erst auf dem Totenbett sein Unrecht. Wenn man jedoch gewappnet mit תורה und מצות zu jeder Zeit für die Ewigkeitsreise bereit ist, wie sollte einer da im vierzigsten Jahre nicht ebenso bereit sein, dem Rufe des Schöpfers zu folgen, wie im achtzigsten?!

„Jubelnd steigt auf die Seele
Und atmet froh die angeborne Luft;
Die Luft, die uns mit edlem Ehrgeiz nährt
Und Aetherflammen in dem Busen weckt,
Schnell alles Göttliche in uns entzündet,
Dass kein Gedanke mehr hienieden zaudert."

Orient.

Wenn der Cicerone die Stelle zeigt, wo man mit dem einen Fuss in Hamburg und mit dem anderen in Altona steht, so findet man dies interessant; oder fährt man mit dem Schiff da vorüber, wo der Main in den Rhein sich ergiesst, sodass man halb im Main und halb im Rhein sich befindet, so ergötzt sich daran das Gemüt und wir empfinden eine gewisse Freude. Wenn dies nun schon bei so geringen Eigentümlichkeiten örtlicher Natur der Fall ist, um wie viel mehr müssen seltsam freudige Empfindungen uns erst anwandeln, wenn es sich darum handelt zu beobachten, wie zwei Kulturen sich berühren. Man kann sich also leicht vorstellen, mit was für Gefühlen man eine Stadt wie Alexandrien oder noch besser wie Kairo betritt, welches von Alexandrien aus schon in wenigen Stunden mit der Eisenbahn zu erreichen ist.

In Kairo berühren sich nicht nur Luxus und Elend, dort berühren sich auch alle Rassen, alle Religionen und alle Systeme der Welt. Da wandern auf dem Trottoir Europäer, Egypter, Nubier, Sudanesen, Beduinen, Fellachen, Türken, Araber, Neger, verschleierte Haremsfrauen an uns vorüber und auf dem Strassendamm sieht man glänzende Equipagen und Reiter, Eseltreiber, Kameelzüge, Händler und Ausrufer, elektrische Trams, Automobile, Trauerzüge und Hochzeitszüge, alles in buntem Wechsel dahineilen. Man geht, man kommt, man ist in ständiger Bewegung, man hört alle Sprachen

der Welt sprechen. Man sieht weite lange Kleider neben kurzen engen, lange ernste Bärte neben geschorenem Kinn, herrische Mienen neben lächelnden Zügen, Hüte neben Turbanen, Pantoffeln neben Stiefeln, dunkle Farben neben schreiendbunten, Märchen-Paläste neben armseligen Hütten. Staunend steht man still und es ist einem zu Mute, als ob man über Tausend und eine Nacht eingeschlafen sei.

Was speziell uns יהודים am Orient interessieren und ihn uns so anziehend machen muss, ist, dass wir dort zum grossen Teil verwirklicht finden, was sonst als rein jüdische Lehre und Auffassung betrachtet und nicht allzuhäufig geübt wird. Es gibt ein altes Sprichwort: „Wir haben die Massechte und sie den Derech-Erez“, d. h. wir haben die Abhandlungen über alle Pflichten und stehen den anderen, die diese Abhandlungen nicht haben, in Befolgung dieser Pflichten oft zurück. Oft genug müssen wir beschämt uns sagen, dass wir nicht so gerecht, nicht so edel und schön gehandelt haben würden als der Orientale es aus freien Stücken tat, während uns die Religion dazu verpflichtet hätte. Wir wollen nicht verhehlen, dass das orientalische Leben auch seine Schattenseiten hat, und es gibt wohl kaum jemanden, der den Orient bereist und dies nicht verspürt hätte. Aber auch abgesehen von der Liebe, die jeden Juden mit dem Orient als der Heimat seiner Ahnen naturgemäss verbinden muss, ich persönlich ziehe rein objektiv betrachtet, den Orient dem Occident vor, und es scheint mir der Morgenländer glücklicher und sympathischer als der Abendländer. Wo gäbe es wohl in unseren Gegen-

den Menschen von solch ausserordentlicher Genügsamkeit, wie der Talmud sie uns schildert, und wie die Orientalen sie noch heute aufzuweisen haben. Es gibt dort Menschen, deren tägliche Nahrung nur aus wenigen Datteln, etwas Mehl, gerösteten Getreidekörnern oder Reis besteht und die ein höheres Alter erreichen als wir. Und was ihre Gastfreundschaft betrifft, so findet sich dergleichen auf der ganzen Erde nicht. Die Araber blicken wie wir auf Abraham als ihren Stammvater hin und sind in Bezug auf Gastfreundschaft seine würdigen Nachkommen. — Bei aller Bestechungsmöglichkeit ist es doch für den Orient typisch, dass ein Richter, mit 200 Piaster bestochen, schliesslich zum Unschuldigen sagt: „Und du armer Mensch, der du keinen Zeugen hast, der für dich sprechen könnte, nimm diesen Beutel hier, die 200 Piaster, die darin sind, sind dein eigen.“ Wir haben ebensowenig Grund, auf den Orientalen verächtlich herabzusehen, als er uns gegenüber Grund dazu hat. So wie er Ursache genug hat, uns zu achten, so haben wir alle Ursache ihn zu schätzen. Könnte nicht mit Recht der Japaner und Chinese stolz darauf sein, dass er Porzellan, Seide, Pulver, Kompass, Buchdruckerei, Kanalbrücken und Schiffsbau lange vor den Europäern kannte, und was Japan in der Kriegskunst versteht, hat ja hinlänglich Russland am eigenen Leibe verspüren müssen! Könnte nicht mit Recht Arabien sich rühmen, niemals von fremden Eroberern bezwungen worden zu sein, ganz abgesehen von seinem ausgedehnten Handel mit Kaffee und Balsam, Baumwolle und Perlen, Pferden und Kameelen?

Und wo gibt es einen Teil der Erde, in dem mehr die Lehre כל מה דעבד רחמנא לטב הוא דעבד „alles, was vom Himmel geschickt wird, ist zum Guten" verwirklicht würde, als im Orient!? Dem Orientalen ist der Gedanke in Fleisch und Blut übergegangen, dass wir Menschon nicht wissen können, was uns zum Heile gereicht. Hält doch oft der Mensch dies oder jenes, das ihm zukommt, für sein Glück, und endlich stellt sich heraus, dass es sein Unheil war; umgekehrt widerfährt oft dem Menschen ein Leid, wenn auch noch so gross, und doch kann Gott es ihm zu seinem Besten so gefügt haben. Zwar ist gerade Lehre des Judentums חייב אדם לברך על הרעה כשם שמברך על הטובה (ברכות נ״ד) „der Mensch ist verpflichtet, für die unangenehmen Ereignisse ebenso Gott zu preisen, wie für die angenehmen"; aber ohne unseren Glaubensgenossen im Occident zu nahe treten zu wollen, wie gering ist die Zahl derer, die mit ganzem Herzen diese Pflicht erfüllen! In der ersten משנה des vierten der so vielgelesenen פרקי אבות steht der schöne Satz: איזהו עשיר? השמח בחלקו „wer ist reich zu nennen? der zufrieden ist mit seinem Anteil"; aber wie gering ist dennoch die Zahl unserer Glaubensgenossen, die mit ihrem Anteil zufrieden sind?! Es ist eine Charaktereigenschaft der meisten stets zu klagen und auf das vermeintlich bessere Los anderer sehnsüchtige Blicke zu werfen. Charakteristisch ist, dass man gar zu sagen pflegt: „Man kann dem Juden keinen grösseren Aerger bereiten, als indem man ihm seinen Gefallen tut." Zufriedenheit, Zufriedenheit, die ist es, die so häufig mangelt. Man sieht nur die Lichtseiten des anderen

Berufes und nur die Schattenseiten des eigenen. Der Kaufmann will seinen Sohn nicht gern Kaufmann werden lassen, denn dieser Beruf sei zu sehr dem Zufall ausgesetzt: vielmehr sollte sein Sohn Handwerker werden, denn Handwerk habe immer einen goldenen Boden. Der Handwerker wiederum klagt, dass alles von den Fabriken produziert werde und wünscht deshalb, dass sein Sohn im Handel oder in einem anderen Berufszweig sein Glück versuche. Der Arzt empfindet es als lästig, nachts aus dem Bett geklingelt zu werden und will seinen Sohn Rabbiner werden lassen und der Rabbiner wiederum klagt über die geringe Autorität, die heutzutage der רב geniesst, und empfiehlt seiuem Sohn den ärztlichen Beruf. So ist niemand recht zufrieden, jeder wünscht sich etwas anderes, und hätte er diesen anderen Beruf eingetauscht, so würde er bald erkennen, dass er auch darin nicht ganz glücklich sein könnte. Hiermit im Zusammenhang steht, dass die meisten unserer Glaubensgenossen, wenn man nach ihrem Ergehen fragt, über schlechte Zeiten klagen. Bei einiger Untersuchung würde man merken, dass auch die Väter und Grossväter schon dieselbe Klage hatten. Haben wir gar Anlass zur Freude, dann vollends können wir uns oft nicht fassen, nicht beherrschen, werden stolz, übermütig oder leichtsinnig.

Da ist der Orientale ganz anders. Er sieht der Freude wie dem Schmerz mit Gleichmut entgegen. Wir lassen uns vom Unglück niederbeugen und von einem Schmerz das Leben verbittern, werden durch Ungemach zu Pessimisten, dort wo der Orientale sagt „Mahlisch“

= „es schadet nichts". Und mag hundertmal Fortuna rufen „Mahfisch" = „es gibt nichts", lächelnden Antlitzes übertönt der Genügsame des Schicksals „Mahfisch" mit einem „Mahlisch, Mahlisch", „es schadet nichts, es schadet nichts". Und bestimmt der Himmel, dass er, der Reiche, sein ganzes Vermögen verliere, so verliert er deshalb doch noch nicht seinen Frohmut, und so wie wir Juden selbst bei schmerzlichen Ereignissen sagen sollen und zum Teil wohl auch sagen גם זו לטובה, so sagt stets in solchen Fällen der Mann des Orients: „So musste es kommen", „so war es geschrieben", „allah akbar": „Gott ist gross!" Selbst der Sterbende verrichtet noch ruhig sein Gebet und seine Waschungen, spricht „allah kerim" = „Gott ist barmherzig", und geht dahin in Frohmut und Frieden, ähnlich wie der fromme Jude mit אחד auf den Lippen und Freude und Friede im Herzen seinen Geist aushaucht . . .

Wir machen einen Ausflug. Bilder von eigenartiger wundervoller Schönheit ziehen an dem Auge vorüber. Palmen und Sykomoren, kleine Dörfer, schlanke Minarets einer Moschee, eine einsame Pyramide, zeigen sich unseren Blicken, Störche und Flamingos beleben die Ufer des Stromes. Doch was wäre dies alles, wenn nicht auch Menschen dort zu finden wären, Menschen, so herzensgut und lieb, dass wir mit Freuden sie Brüder nennen. Wenn in fremdem Lande, in fremdem Erdteil aus wildfremder Menschen Mund der Ruf „Salem Aleikum", „Friede sei mit euch", an unser Ohr dringt, kann da dieser Ruf etwas anderes auslösen als Freude und Liebe?! Lässt dieser Ruf „Salem Aleikum" nicht in

uns das Gefühl aufkommen, dass wir hier in fremdem Lande nicht fremd sind, dass wir hier vielmehr daheim sind, dass dieser Mann da, der uns Frieden bietet, unser Bruder ist, dass alle Menschen Kinder Gottes sind?! Es bereitet hohen Genuss, diese Menschen zu sehen und sie sprechen zu hören; sie lachen nicht so viel, sondern sind ernster und ihr Streben nach Gold ist nicht so gross wie man es in Europa findet. Im Innern des Herzens jedoch sind sie frohen Sinnes, denn sie verbringen ihre Tage in trautem Glück und inniger Zufriedenheit.

O, könnten doch auch wir jenen Reichtum erringen, der in dem שמח בחלקו, in dem „Zufriedensein mit seinem Anteil" liegt! Wozu auf das Glück anderer eifersüchtig sein? Wahrlich, jeder hat seine Last zu tragen, mancher sein Päckchen und mancher seinen Packen. Möge jeder dem Orientalen gleich mit dem Stand zufrieden sein, den ihm Gott gegeben. Freilich müssen wir alle vorwärts streben, doch in dem uns angewiesenen Kreise sollen wir uns dann auch glücklich fühlen. Der Himmel gab jedem Menschen besondere Neigungen und Anlagen, sodass mancher mit Freude gar das Schwierigste erwählt und so seinen Mitmenschen zum Heile gereicht. In seiner Art ist der Bäcker so viel wert als der Astronom, und es gibt Fälle, in denen er noch weit wichtiger ist. Nicht der Lokomotivführer allein bringt die Eisenbahn vorwärts, auch der Heizer ist dazu nötig, der die Kohlen in die Glut wirft, und der Bergmann ist nötig, der die Kohlen zu Tage fördert. Die eine Hand wäscht die andere und nur auf gegenseitige Hilfe baut sich wahres

Glück auf. Wozu stolz sein auf Wissen? Der Orientale beherrscht nicht Künste und Wissenschaften in unserem Sinne und doch kann er durch Empfindung und durch grossartiges Naturverständnis allein oft ein höheres Wissen erlangen und jedenfalls dadurch ein höheres Glück erringen, als es durch reine Wissenschaft schlechthin hätte geschehen können. Wozu stolz sein auf Reichtum und Ehren? Auf dem Posten stehend, den uns das Schicksal anvertraut, sind wir alle von gleichem Wert. Der Weltenlenker hat jedem seine Rolle im Weltenschauspiele gegeben, dem einen eine bedeutsamere, dem anderen eine untergeordnetere, der eine ist Schauspieler, der andere nur Statist auf dem Welttheater. Gar mancher ist mit seiner Rolle nicht zufrieden und begehrt eine höhere, um zu spät zu erkennen, dass keine andere Rolle für ihn geeignet war als die, die ihm der oberste Lenker zugewiesen hatte. Und je nachdem wie wir unsere Rolle spielen, werden wir mit Beifall geehrt oder ausgepfiffen. Wenn das Theater aus ist, so gehen wir alle gleicherweise nach Hause; wenn das Schachspiel zu Ende gespielt, wird König und Bauer in denselben Kasten geworfen. Nur was wir gewirkt, bildet dann noch den Unterschied und je nach dem Grade, in dem wir uns Mühe gegeben, erringen wir dann חלק לעולם הבא. בן הא הא אומר לפום צערא אגרא

Durch das rote Meer.

Wir hatten den Suezkanal, dieses Meisterwerk der Ingenieurkunst, bewundert, und nun ging die Reise weiter durch das an erhabenen Erinnerungen so reiche Rote Meer, dessen Farbe übrigens schön blau ist. Zu beiden Seiten steigen gewaltige Gebirgsmassen auf, bald auch wird der kuppenförmige weitgestreckte Sinai sichtbar. Ob dieser Berg wirklich der הר סיני ist, möchte man bezweifeln, denn die Gegend erscheint überaus kahl, ohne Spur vegetativen Lebens. Auch ist ja der Berg höher als viele seiner Nachbarn, während nach unserer Tradition der הר סיני als der kleinste unter diesen Bergen dargestellt wird. In der Tat lauteten auch die Antworten auf meine an Gelehrte gerichteten Fragen verschieden. Manche bezeichnen den Dschebel Musa (Mosesberg), 2232 m, manche den Serbal, 2031 m, als den Horeb. Auf die neuen epochemachenden Ausgrabungen und Funde, die man in diesen Gegenden gemacht und die übrigens die Offenbarung am Sinai bestätigen, will ich an dieser Stelle nicht eingehen, weil die Entdeckungen noch nicht zum Abschluss gekommen sind.

Im Busen von Suez ist die Temperatur erträglich, denn dort weht fast ständig ein kräftiger Nordwind. Weiter nach Süden jedoch werden die Winde von dem glühenden Boden der arabischen Wüste erwärmt und die Schwüle wird derart drückend und die Luft so sehr mit warmer Feuchtigkeit gesättigt, dass man glaubt in einem

Dampfbade zu sein. Man hat den Wunsch, so rasch wie möglich aus diesem merkwürdigen Gewässer zu entkommen. Wenn man schliesslich Land gewahrt, so sind dies kahle öde Felsen. Wohin das Auge blickt, ist alles wüst. So stellt man sich den Boden vor, wo einst Sodom und Gomorrha lagen. Nicht umsonst heisst der Eingang zum Bahr-el-Ahmar Babelmandeb (Tränentor), denn wahrlich, Unglück in Fülle hat sich dort schon ereignet und die Gefahren und Strapazen einer Fahrt durch das Bahr-el-Hidschas sind gross. Obgleich alle Reisenden unseres Schiffes leichteste Leinenkleidung trugen, war doch nicht einer darunter, der nicht stark unter der Hitze zu leiden gehabt hätte. Freilich war es August, gerade die heisseste Jahreszeit in jener Gegend. Selbst dem asiatischen Schiffsvolk unseres Dampfers machte die Hitze grosse Beschwerde. Es waren da Vertreter aller süd- und ostasiatischen Völkerschaften, braune Fellachen, helle Araber, schwarze Ismaelis und Gallaneger, bräunliche Hindus, Malaien, Siamesen und Chinesen. Man glaubte schier ein ethnographisches Museum mit lebendigen Exemplaren vor sich zu haben.

Am meisten zu bemitleiden sind die Maschinenheizer. Die Temperatur steigt bei den Dampfkesseln zuweilen bis auf 50°. Europäer würden schon nach wenigen Minuten ohnmächtig werden, aber auch die Neger müssen alle 15 Minuten abgelöst werden, sie werden schweisstriefend auf Deck gezogen, um sich — nicht etwa im Schatten — sondern unter den Strahlen der glühenden Sonne zu erholen. Man kann sich in unserem lieben Europa von einer derartigen Hitze überhaupt gar keinen

Begriff machen. Schweisstriefend steigt man in ein Bad und kaum hat man dasselbe verlassen, so ist die Haut schon wie ausgetrocknet und gleich darauf steht man wieder schweisstriefend da. An Schlafen ist nicht zu denken, allenfalls befindet man sich in einer Art Betäubung. Die Kleider kleben fest am Leibe und scheinen mit der Haut eine Verbindung eingehen zu wollen. Damals stellte sich bei allen auf dem Schiffe mit Ausnahme meiner Wenigkeit ein eigentümliches Hautübel ein. Ein masernartiger Ausschlag bedeckte den ganzen Körper und bewirkte ein unaufhörliches Jucken. Die Engländer nennen diesen Ausschlag „prikly heat“, die Deutschen „roter Hund“. Man konnte nicht begreifen, dass ich der einzige sei, der von dieser Krankheit verschont geblieben und man meinte, ich müsse zumindest diese Krankheit schon einmal gehabt haben. Der Kapitän führte es dann darauf zurück, dass ich mich des Fleischgenusses enthielte. Ich selbst glaube, dass es auch damit in Zusammenhang stand, dass ich so wenig Wasser wie möglich und dann auch nur abgekochtes trank. Auch schützt das thoragemässe Leben den Körper gegen Krankheit und sonstiges Ungemach in hohem Grade. Mässigkeit ist eine der ersten Bedingungen für den, der durch heisse Gegenden reisen oder dort gar längere Zeit weilen muss.

Erlebnis in des Teufels Punschkessel.

So nennen die Engländer die Stadt Aden nicht nur wegen der schauerlich wilden, zackigen, schroffen Kegelberge, die sie rechts und links umgeben, sondern vorzüglich wohl wegen des entsetzlichen Klimas und des dort herrschenden Wassermangels. Aden, ein englischer Besitz, ist überaus bedeutsam als vortrefflicher Hafen in unmittelbarer Nähe des roten Meeres und wegen seiner Lage in der Mitte zwischen Bombay und Suez. Arabiens Export, namentlich in Kaffee, geht jetzt fast ganz via Aden. Auch als starke Festung und Waffenplatz ist Aden für die Engländer ungemein wichtig, denn dort ist der Eingang des roten Meeres. Am allerwichtigsten ist es aber wohl als internationale Kohlen- und Wasserstation für alle Handelsschiffe und Vergnügungsdampfer der asiatischen Linien. Ich ging mit einem Herrn, den ich auf dem Schiffe kennen gelernt hatte, den vier Meilen weiten Weg vom Hafen nach der Stadt. Dieser Weg durchschneidet in tiefen Schluchten und Tunnels mehrere Gebirgszüge, ist zum Teil durch Felsen gesprengt, und geht in Schlangenwindungen bergauf, bergab wie ein richtiger Bergpass. Je höher wir kamen, um so wunderbarer wurde der Ausblick auf Hafen, Meer und Gebirge. Alle 20 m weiter aufwärts hatte man ein anderes grandioses Bild. Eben gingen wir durch eine schöne Schlucht und in breitem Felskessel wurde schon die Stadt Aden sichtbar, da sauste ein verhältnismässig kleiner Felsstein, der sich wohl abgebröckelt, von der

Höhe nieder und fällt just auf das Haupt des neben mir gehenden Unglücklichen. Zwei Tage pflegte ich den Bewusstlosen, am dritten Tage gab er, ohne das Bewusstsein wieder erlangt zu haben, den Geist auf. Wiewohl dies nun ein Vorgang ist, der sich ebensogut in jeder Grossstadt jeden Tag abspielen kann und also durchaus nichts Charakteristisches an sich hat, konnte ich ihn doch nicht unerwähnt lassen, weil er gar zu gewaltig auf mich, den Zuschauer, wirkte. Ich habe oft genug mein Leben in die Schanze schlagen müssen und oft genug dem Tode ins Antlitz geschaut, selten wirkte jedoch ein Ereignis so nachhaltig auf mein Gemüt wie dieses, worauf man sich weder vorbereiten, noch worauf man gefasst sein konnte. Unwillkürlich denkt man: hätte mich der Stein nicht ebensogut treffen können? Man erkennt, wie wir Menschen in jedem Momente vom Schutz des Himmels abhängen: „In Bereitschaft sein ist alles.“

Zu den grossartigsten Bauwerken der Welt zähle ich in Aden die sogenannten Tanks, riesige Wasserbehälter, die in der Schlucht zur Ansammlung des Regenwassers terassenförmig hintereinander liegen. An den schiefen Felsenwänden ringsum finden sich dachrinnenartige Kanäle, die, wenn es regnet, alles Wasser in die Tanks führen. In Aden gibt es selten Regen, wenn es jedoch regnet, so hat man es gleich mit Wolkenbrüchen zu tun und die Tanks füllen sich schnell und versorgen auf Monate die Stadt mit Wasser. Sind die Tanks leer, so behelfen sich die Bewohner mit destilliertem Wasser, welches in einer grossartigen Anstalt im Hafen aus Seewasser hergestellt wird.

Wenn wir ein Glas frisches Brunnenwasser trinken, so denken wir wohl kaum daran, dass es viele Gegenden gibt, in denen diese Gottesgabe zu den Delikatessen gehört. Erst wenn man eine Zeitlang gutes Wasser entbehrt hat und dann in eine Gegend kommt, wo es solches gibt, weiss man diesen Genuss richtig zu würdigen. So sagt ja auch בן זומא:

„Wie viele schwere Arbeiten musste der erste Mensch verrichten, bis er Brot essen konnte, er musste pflügen, säen, ernten, Garben binden, dreschen, wehen, reitern, mahlen, beuteln, kneten, backen und dann erst konnte er Brot geniessen; ich hingegen finde jeden Morgen alles schon für mich getan und das Brot zum Genusse bereit. Wie viele schwere Arbeiten hat der erste Mensch verrichten müssen, bis er ein Kleid zur Bedeckung des Körpers hatte, er musste scheren, die Wolle waschen, walken, spinnen und weben, dann erst hatte er Stoff zu einem Kleide, und ich finde beim Erwachen alles dieses für mich getan."

Jedesmal wenn wir einen Segensspruch über eine Speise sagen, sollten wir uns das Unlustgefühl vergegenwärtigen, das wir empfänden, wenn wir die Speise entbehren müssten. Wir empfinden dann um so mehr die Freude des Genusses und unser Segensspruch ist dann ein wahrer inniger Dank an den gütigen Spender. Wir sollten nicht blind und taub das Leben geniessen und glauben, alles müsse so sein wie es ist, sondern sollten die Genüsse, die der Himmel uns schenkt, mit dem Bewusstsein ihres Wertes zu kosten lernen. Dann werden

wir bessere Gottesdiener sein als es sonst der Fall wäre und wahrlich auch mehr Freude am Leben haben.

Seltenes Zusammentreffen

Es war in C. Ich hatte eine Einladung zum Abendessen beim Konsul nicht refusieren können, weil dies der Sache, der ich diente, leicht geschadet hätte. Um jedoch die Ablehnung der Speisen nicht allzu auffällig zu machen, pflegte ich bei solchen Gelegenheiten mich vorher an den Koch mit der Bitte zu wenden, mir nur Tee etc. zu bereiten, da der Magen nicht ganz in Ordnung sei. Als ich nun auch hier so verfuhr, erstaunte ich nicht wenig, als der Koch mir sagen liess, zufällig habe vor einer halben Stunde eine für heute abend eingeladene Dame mit derselben Bitte sich an ihn gewandt. Ich war natürlich begierig, jene Dame kennen zu lernen. Interessant war, wie die Dame ihrerseits neugierig zu mir herüberblickte, als sie mich dieselben Dinge essen sah, die ihre Nahrung bildeten. Eine Unterhaltung zwischen uns beiden kam an jenem Abend nicht zustande. Erst viel später wollte es der Zufall, dass ich die Dame, Madame S. aus Bombay, in ihrem Heim aufsuchen durfte. Es war eine überaus gebildete Frau, die selbst im Talmud recht belesen war und die in der Tat aus denselben Gründen wie ich zu jener Ausrede Zuflucht genommen hatte.

Ein Suckothfest in der Wüste.

Ein Auftrag berief mich wieder nach nördlicheren Gegenden. Die ernsten Feiertage nahten und ich sehnte mich darnach, dieselben unter Glaubensgenossen zuzubringen, was auch geschah. Da erhielt ich מוצאי י״כ ein Telegramm, das mich an einen Ort berief, wohin mein Weg durch die Wüste führte. Nun war ich zwar in Besitz eines Vertrages, dass ich meine Feiertage halten dürfe, war also im verbrieften Recht ev. bis über Suckoth hinaus an Ort und Stelle zu bleiben. Meine Mission drängte jedoch sehr und ich konnte, wenn ich mich sofort auf die Reise begab, vielleicht noch vor Suckoth am Zielpunkte eintreffen. Heute würde ich mich wohl kaum noch einmal auf solche Wagnisse einlassen, in jugendlichem Uebermut begeht man jedoch zuweilen einen unklugen Streich. Uebrigens führte ich Lulav und Ethrog und alte Hadassim schon seit 14 Tagen mit, um für alle Fälle gerüstet zu sein. Die Sache ging schief. Durch mehrfachen unfreiwilligen Aufenthalt war ich um einen ganzen Tag zu spät und so dazu verurteilt, mit meinen Untergebenen in einem Dorfe am Rande der Wüste über Suckoth zu weilen. Mit Absicht nenne ich keine Namen, denn sie tun nichts zur Sache, und ich betrachte es hier lediglich als meine Aufgabe, die Eindrücke und Empfindungen wiederzugeben, die ich an diesem für mich so eigenartigen Suckothfeste hatte.

Anfangs erschrak ich heftig bei dem Gedanken, fern von jedem jüdischen Milieu in der Wüste mein Suckoth-

fest feiern zu müssen, allmählich jedoch wurde mir dieser Gedanke immer vertrauter. Haben nicht auch, sagte ich mir, unsere Väter in der Wüste in Suckoth gewohnt? Schliesslich fand ich die Sache einerseits durch ihre Neuheit und anderseits durch den Umstand, dass ich mich in der gleichen Lage wie unsere Väter in der Wüste befand, sogar ganz interessant. Uebrigens war nicht lange Zeit, sich Stimmungen hinzugeben. Ich suchte mir einen recht idyllischen Platz aus und baute dort meine סוכה so gut es ging. Dies war leichter als man sich wohl vorstellen möchte, denn wer jene Gegenden bereist, führt ohnehin für sich und sein Gefolge Zelte mit sich. Ich versichere, dass ich nie in meinem Leben ein schöneres Suckothfest erlebt, wie dazumal.

Eine Lampe oder ein Wachslicht durfte ich nicht anzünden, denn es würde die gefürchteten Stechmücken angezogen haben. Statt dessen hatte ich im Laub der סוכה an 50 Käfer untergebracht, die unter dem Namen lampyris splendidula wegen ihres phosphorartigen Leuchtens bekannt sind. Der Abend nahte, das Fest begann. Am Himmel stand der Mond und das Heer der Sterne, und auch diese verbreiteten milden Schimmer in der Suckoh. Es war einem zu Mute, als ob der Himmel mit seinen Millionen Augen in die Suckoh hineinschaue.

Wenn man sein festes Haus verlässt, um in die Festhütte zu ziehen, so bezeugt man ja auch sonst damit das unbegrenzte Vertrauen auf unseren Schöpfer, der reich machen kann und arm, und der uns für die Zahl unserer Erdenjahre zu Verwaltern seines Gutes bestellt hat. Hier erlebte ich jedoch die Bedeutung der Mizwath

Suckoh in besonderer Weise. Ich hatte kein festes Haus, wo ich vor der Unbill der Witterung oder vor Räubern oder wilden Tieren Schutz finden konnte, ich hatte nichts als meine Suckoh. Durch das Laubdach hindurch sah ich Sterne, die viel hundertmal grösser sind als die ganze Erde, und ich fühlte so recht einerseits die Nichtigkeit meines Seins, anderseits die fürsorgende Waltung Gottes für alle seine Geschöpfe. Als unsere Vorfahren auf ihrem Zuge durch die Wüste wanderten, da schaute die Herrlichkeit Gottes auf sein Volk herab, und auch ich einsamer Wüstenwanderer stand, das fühlte ich, unter dem Schutze des Allmächtigen, der jeden meiner Schritte lenkt, jede meiner Taten kennt. Ich bin einsam, fern von meinen Brüdern, in öder Wüste, preisgegeben allen Gefahren. Doch ich bin nicht allein und verlassen, denn Gott ist mit mir ד׳ לי לא אירא. Gott sieht mich ja, sieht ja selbst die Träne, die ich darob vergiesse, dass ich fern von der Heimat, fern von Gesinnungsgenossen und Glaubensbrüdern dieses schöne Fest feiern muss.

Dinge, die man sonst gar nicht oder doch nur ganz wenig beachtet, traten plötzlich mächtig in den Vordergrund. Unsere Vorfahren hatten in der Wüste kein Brot und Gott gab ihnen Brot; sie hatten kein Wasser und Gott liess ihnen aus dem Felsen Wasser fliessen. Es ist die Vorsehung, die herabschaut auf den Menschen, jeden seiner Seufzer hört, über ihn wacht, ihn schützt. Nicht diese vier Wände sind es, die mir Schutz bieten und nicht dieses Blätterdach, nein, die wahre סוכה, das ist der Schutz, den der Himmel mir angedeihen lässt vom

ersten Tag meines Daseins an bis zum letzten. Die Vorsehung ist es, die unsichtbar, aber wohl merkbar über uns und allen Geschöpfen wacht „wie der Adler über seinen Jungen“.

Die Vorsehung offenbart sich in allem, im Grossen und Kleinen, und wer schauen will, gewahrt die himmlische Macht überall, gleichviel ob in der Wüste oder in unseren Gegenden. Wenn man auch nur zwei Blätter desselben Baumes miteinander vergleicht, auf die Aehnlichkeiten und die Unterschiede in den feinen Verästelungen achtet, so kann man stundenlang bewundernd sich an deren Anblick freuen und nicht genug über ihre grosse Zweckmässigkeit staunen. — Es gibt Dinge, die haben wir alle in den Schulen gelernt, auch geglaubt und sie haben uns vorübergehend interessiert; den grossen pädagogischen Wert, der ihnen innewohnt, erkennen wir jedoch nicht eher als bis wir eine gewisse Erfahrung besitzen und darauf angewiesen sind, jene Dinge genauer zu betrachten. Gleich am ersten Tage hatte ich ein Schauspiel, wie es an imponierender Kraft wohl seinesgleichen sucht, ein Schauspiel, das man wohl in allen Ländern der Erde sehen kann, das aber hier in der freien Natur der Wüste ganz besonders die Aufmerksamkeit auf sich lenken musste. Ich entdeckte in der Nähe der Suckoh eine tote Ratte und wollte sie mit dem Fusse bei Seite stossen, da gewahrte ich unter dem Aase eine Unzahl von Käfern, die die Erde fortscharrten, sodass die Leiche sich langsam senkte und senkte, bis sie nach längerer Zeit ganz im Boden verschwunden und mit Erde überdeckt war. Es waren die unter dem Namen negro-

phorus vespillo bekannten, auch bei uns vorkommenden Totengräberkäfer, die vermöge eines ungemein scharfen Geruches, dessen Sitz in den keulenförmigen Fühlern zu suchen ist, Aas schon aus weiter Ferne wittern, den Boden darunter wegscharren und so selbst ansehnliche Tiere unter die Erde bringen. Mag dies immerhin darum geschehen, weil sie Eier in das Aas legen wollen, das den auskriechenden Larven zur Nahrung dienen soll: niemand wird die ungeheure Zweckmässigkeit, die hier zum Ausdruck kommt, bestreiten können und niemand wird umhin können die sich hier offenbarende גבורות ד׳ zu bewundern. — Nimmt man solch ein Totengräberkäferlein zur Hand, so lässt es einen knarrenden seltsamen Ton vernehmen und strömt einen übelriechenden Saft aus. Der Oberflächliche hält sich schnell die Nase zu und geht seines Weges, ohne sich um das „warum“ zu kümmern. Der Denkende jedoch merkt bald, dass durch Reibung des fünften Hinterleibringes an den Rändern der Flügeldecken der knarrende Ton als Schreckmittel gegen Feinde erzeugt wird und der moschusartige Geruch den Gegner abhalten soll nahezukommen. Die Augen offen halten — voilà l'affaire. Wir sind von lauter Wundern umgeben, unser eigenes Leben ist ein solches Wunder und der Himmel wacht ständig über uns und allen Geschöpfen.

Allgemeine Betrachtungen.

Unsäglich sind die Mühen des armen Wanderers, der einen Kamelritt durch die Wüste machen muss, oder der gar, wie es bei mir der Fall gewesen, dazu verurteilt ist, durch wilde Gegenden zu Fuss mit Trägerkarawanen dahinzuziehen. Um nicht zu sehr persönlich zu werden, unterlasse ich es, von den vielfachen Gefahren zu sprechen, denen ich mit meiner Truppe ausgesetzt war und aus denen Gottes Güte uns befreite. — Je trauriger jedoch die Reise ist, um so grösser ist die Freude, wenn der müde Wanderer eine freundliche Oase gefunden, wo ihm Erquickung wird und Ruhe von den Strapazen der zurückgelegten Reise. In gewissem Sinne sind auch unsere Feste solche Oasen. Das סכות-Fest, das ich in der Wüste gefeiert, bedeutete für mich Vergessen aller Strapazen, war mir Stärkung und Ermutigung.

Zum Glück werden Wüstenreisen für den europäischen Reisenden immer seltener, denn die meisten bedeutenden Plätze der Erde liegen ja schon im Eisenbahnnetz. Anstatt 20—25 Kilometer pro Tag legen wir 35—45 Kilometer pro Stunde zurück und auch in finsterer Nacht fahren wir durch die Einöden der Wildnis und haben nichts mehr zu schaffen mit Dornengestrüpp und Brennesseln, Raubwild, Schlangen und giftigen Insekten. Wir machen es uns im train de luxe bequem, haben elektrisches Licht, Speise- und Schlafwagen, und während wir durch die heissesten Teile der Erde fahren, nehmen wir vielleicht im Badesalon eine Douche. —

Draussen auf der Meereswüste schwimmen mit grosser Geschwindigkeit gewaltige Dampfer, die die Verbindung zwischen Kontinent und Kontinent herstellen. Solch ein Ozeanriese gleicht einer kleinen Stadt. Man ahnt kaum, wie viel Wünschen und Fürchten, Glück und Leiden diese schwimmende Stadt in sich birgt und von Land zu Land trägt. — „Stiller Ozean“, — „la mer pacifique“ nennt sich das grösste der Meere, trotzdem zuweilen die furchtbarsten Stürme auf ihm wüten. Doch bei schönem Wetter scheint das Meer in der Tat in unendlicher Ruhe und man möchte vermuten, dass diese Ruhe sich gar den Bewohnern der auf dem Meeresrücken schwimmenden Stadt mitteilen würde. Mit nichten! Auch das Meer mit seinem erhabenen Schweigen gewährt nicht Ruhe dem Ruhelosen, der einer vielleicht bangen Zukunft entgegenfährt. Das bange, zage Menschenherz, das den Frieden nicht in sich trägt, wird ihn nimmer finden, auch über Land und Meere nicht. „Erkenne Dich selbst!“ Suche den Frieden in Dir! Wenn Du ihn gefunden, wirst Du ruhig sein, selbst wenn des Meeres Wogen noch so sehr Dein Lebensschifflein umtosen.

Je leichter nun das Reisen gemacht wird, um so oberflächlicher wird das Urteil über die durchreisten Länder sein. Wir dürfen nicht vergessen, dass die meisten Reisenden keineswegs ethnographische oder anthropologische Studien im Sinne haben, dass sie also naturgemäss auf ganz andere Dinge achten als auf die Gewohnheiten und Sitten der Völkerschaften, die sie kennen lernen. Aber auch der aufmerksame Beobachter derselben ist vielen Irrtümern ausgesetzt, denn er ist ge-

neigt, nur das Auffallende festzuhalten und das Alltägliche entweder zu übersehen oder zu vergessen. Vielfach ähnelt das Urteil dem jenes Engländers, der in eine fremde Stadt gekommen, sich am Bahnhof vom bedienenden, kleinen, rothaarigen, etwas stotternden Kellner ein Glas Bier geben liess und nun schon in sein Reisebuch schrieb: Die Leute dieser Stadt sind klein, rothaarig und stossen mit der Zunge an. In der Regel sieht man bei Volksstämmen anfangs nur die schlechtesten Elemente, da es gerade diese sind, die sich dem Reisenden aufdrängen. Nur dann lässt sich ein Volksstamm richtig beurteilen, wenn man in Berührung mit vielen Eingeborenen gekommen ist und diese innerhalb ihrer Stammesgenossenschaft kennen gelernt hat. Ein Einblick in die Lebensweise der orientalischen Völker lässt uns viele Stellen der Bibel in hellerem Lichte erblicken, die uns ohne die lebendige Anschauung keine klare Vorstellung bieten.

Wenn es bei Jesaja 54, 2 heisst: „Erweitere den Raum deines Zeltes und die Umhänge deiner Wohnungen spanne auseinander, halte nicht ein, zieh lang deine Seile und deine Pflöcke befestige“, so wird man aus dem blossen Text nur schwer ein deutliches Bild gewinnen können. Wer aber solche Zelte schon gesehen, die vermittelst Pfählen und Stricken befestigt sind und leicht erweitert werden können, dadurch, dass man nur die Stricke verlängert, die Pflöcke verstärkt und mehr Bedeckung hinzufügt, für den hat das Verständnis dieses Verses keinerlei Schwierigkeiten.

Auf meinen Reisen war ich wohl kaum in einem Lande, in dem ich nicht auch Glaubensgenossen angetroffen hätte, und wo es irgend ging, suchte ich mit ihnen Berührungspunkte. Dabei hatte ich, wie man sich wohl denken kann, merkwürdige Erlebnisse, die jedoch wegen ihrer persönlichen Natur den Leser nicht sonderlich interessieren können. Auch hängen viele dieser Erlebnisse mit der für den gesetzestreuen Juden wichtigen Nahrungssorge zusammen und es muss auf die Dauer wohl unangenehm wirken, immer wieder die Essenfrage erörtert zu sehen. Eine kleine Episode muss ich gleichwohl zum Besten geben, weil sie mir lehrreich scheint. In K. lud mich sehr dringend ein jüdisches Ehepaar zu Tische, und als ich ablehnte, meinte die Dame, bei ihr könne ich ruhig essen, sie sei eine Hamburgerin und in Hamburg sei man ja bekanntlich sehr fromm. Ich willigte ein, mitzugehen, um mir wenigstens Eier u. dgl. bereiten zu lassen. Unter keinen Umständen hätte ich Fleisch dort gegessen, da ich mich zu jener Zeit des Fleischgenusses überhaupt enthielt. Während ich nun in der Küche bin, sehe ich wie die Madame eben angekommenes Fleisch, statt es כשר zu machen, in den Topf wirft. Auf meine erstaunten Fragen erfuhr ich bald, dass diese Frau keine Ahnung vom Fleisch-Koschermachen hatte, einfach deshalb, weil — in Hamburg das Fleisch schon vom Metzger כשר gemacht wird. Sie erinnerte sich nun mit knapper Not, dass die Mutter ihr am Hochzeitstage gesagt habe, dass Fleisch in K. anders zu behandeln sei als in H. und dass es $^1/_2$ Stunde in Wasser und 1 Stunde in Salz liegen müsse, um כשר

zu sein, aber wer achtet wohl auf solche in einem Moment freudiger Aufregung erteilte Lehren. Also, ihr jüdischen Mütter, unterrichtet eure Töchter in den jüd. Pflichten, bevor sie ins Leben hinaustreten, damit ihr nicht in die Lage kommt, bittere Enttäuschungen zu erleben!

Auch in den Ländern des Orients muss man mit dem internationalen Judenhass Bekanntschaft machen. Nicht nur gesittet sein wollende Europäer beleidigen uns, auch elende Somalijungen wagen unsere Brüder zu misshandeln, und „ente Jahudi“ (Du Jude!) ist eines der ärgsten Schimpfworte, welches der Eseljunge seinem Esel gegenüber gebraucht. Mag es nun in Marokko, Algier, Tunis oder Persien, mag es in Russland oder gar in Deutschland sein, überall kann man konstatieren, dass der Jude in bemitleidenswerter Stellung ist, überall ist der Jude geknechtet, in jedem Lande nach seiner besonderen Art. Ja, auch in Deutschland hat der Antisemitismus es durchgesetzt, dass die deutschen Bürger unseres Glaubens in ihren bürgerlichen Rechten arg verkürzt worden sind. Und will man etwa einwenden, dass in verschiedenen Ländern wie Italien, Frankreich, Holland, England oder gar Amerika der Jude wahrhafte Gleichberechtigung geniesse, so muss ich demgegenüber behaupten, dass dies nur sehr relativ der Fall ist, denn die Juden vieler Länder, in denen die angebliche Gleichheit herrscht, stehen mehr oder minder unter der Last des Fluches: „ihr werdet untergehen unter den Völkern“, d. h. jüdischer Geist wird ganz bei euch geschwunden sein, ihr werdet ganz so sein wie die anderen Völker

und von diesen aufgesogen werden. Geheimes Grauen überkommt uns, wenn wir lesen was מכות כ״ד der grosse רב in Bezug auf diesen Vers sagt: אמר רב מסתפינא מהאי קרא „ich fürchte mich sehr vor Erfüllung dieses Verses". Was will es heissen, dass der Körper geknechtet ist, solange der Geist noch frei, ist nichts verloren. Aber wenn der Geist in Hochmut nichts mehr wissen will von den Lehren des Judentums, wenn der jüdische Geist sich immer mehr verliert, dann ist die Strafe weit furchtbarer als sonst irgend eine. Gern erträgt Israel des Leibes Fessel, „meinen Rücken bot ich dar den Schlägen", (Jes. 50, 6) wenn nur der Geist frei blieb. Die Feinde sprechen, wir wollen deinen Geist, deine Seele knechten: „Beuge dich, dass wir über dich wegschreiten", (Jes, 51, 23), wir wollen über dich zur Tagesordnung schreiten. „Da machtest du deinen Körper gleich der Erde, der Strasse gleich für Vorübergehende". Du zogst vor, Israel, deinen Körper zu beugen, nimmermehr aber beugtest du den Geist, dein Geist blieb frei und ungebeugt.

Bedauernswert sind die Juden jener Länder, in denen noch heute der Antisemitismus Früchte zeitigen kann, bedauernswerter jedoch sind die, in deren Ländern allerdings wahre Toleranz herrscht, wo aber unter der Sonne der Rechtsgleichheit alles spezifisch jüdische Geistesleben dahingegangen ist. Bei ersteren führt das antisemitische Wirken roher Kräfte dazu, dass das Solidaritätsgefühl der um ihres Glaubens willen Angegriffenen sich geltend macht und man sich immer fester um den Glauben der Väter schart, bei letzteren artet

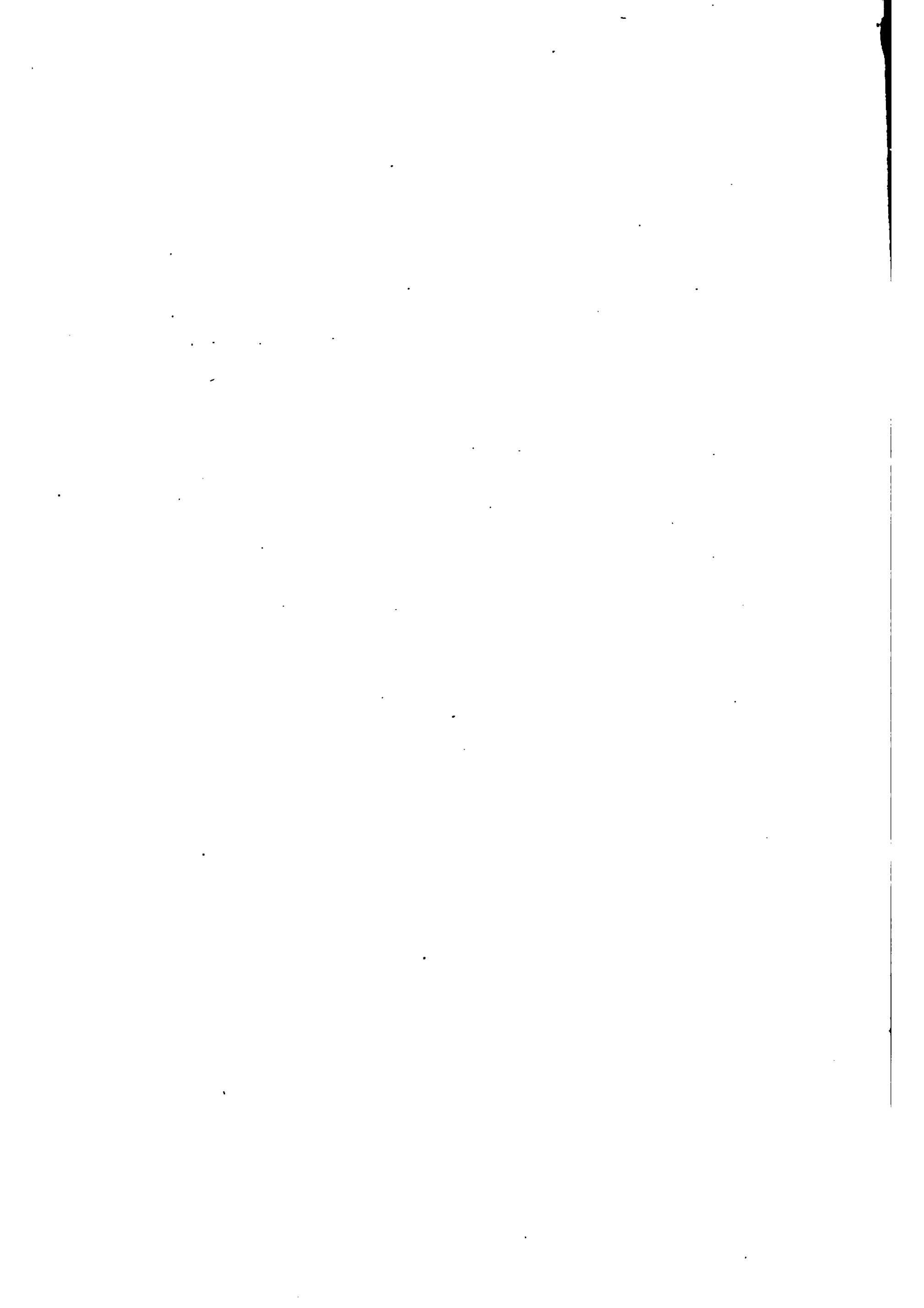
die Freiheit zumeist in Uebermut aus, sodass ein Judentum gezeitigt wird, dem nichts mehr heilig ist und das letzten Endes sich selbst verzehrt. Wir sind eben noch immer im Golus und nur auf fernen Bergesspitzen zeigt sich das erste Morgenrot der Hoffnung. „Und der Ewige wird dich unter alle Völker von einem Ende der Erde bis zum anderen zerstreuen". (דברים 28, 64). So ist es uns prophezeit worden und so ist es in Erfüllung gegangen, und uns bleibt nur übrig zu bitten, „Gott möge uns sammeln von den vier Enden der Erde", Gott möge uns Einheitspunkte geben, dass wir nicht vollends zu Grunde gehen und nicht weiter Verheerung anrichte der Fluch: „ihr werdet untergehen unter den Völkern, und verzehren wird euch das Land eurer Feinde". Man bedenke recht, was es bedeuten will, unter allen Völkern der Welt zerstreut zu sein. Wer dies richtig ermisst, wird die Grösse der Gefahr erkennen müssen. Es liegt in der Natur des Menschen, dass man, sei es bewusst oder unbewusst, in dem Lande wurzelt und den Geist des Landes empfangen hat, in dem man die Tage der Jugend und der Arbeit verlebte. Es ist Sprachforschern noch heute möglich, bei den Nachkommen derjenigen Juden, die vor Jahrhunderten aus Deutschland verdrängt worden sind, festzustellen, ob deren Vorfahren einst in Schwaben, in der Pfalz, am Ober- oder am Niederrhein wohnten. Mag man sich noch so sehr von seinem Milieu emanzipieren, stets bleibt Muttererde kleben. Es handelt sich ja, wie Petrarca das Geburtsland nennt, um „das Nest, wo man so süss genährt wurde, das teure Vaterland, worauf man gebaut, die gütige fromme Mutter,

das Land, das der Eltern Staub birgt". Wer ein wenig Weltgeschichte studiert hat, wird ermessen können, dass wir da natürlicherweise tausendmal und abertausendmal schon hätten zu Grunde gegangen sein müssen. Was ist es, was uns die Kraft gab allen Leiden und Schicksalsstürmen zu trotzen? Es ist die תורה הקדושה, die uns alle verbindet, eint. Mögen wir immerhin zerstreut sein an allen vier Enden der Welt, die Gesetze der תורה sind es, die unser starkes Bindemittel ausmachen. Je weniger man diese Gesetze hält, umso mehr reisst man sich los vom alten Bunde und verliert die Eigenschaft Jude zu sein. Daran ändert nichts, dass auch der vom gesetzestreuen Judentum abgefallene Jude unter Umständen an der Kolonisation Palästinas regen Anteil nimmt und auf diese Weise dazu beiträgt ein Einheitsband um ganz Israel zu schlingen. Mit Freude lässt sich konstatieren, dass dank der Strömung, die in unseren Tagen herrscht, viele Juden, die sich sonst ihres Namens schämten, sich nunmehr auf ihr edleres Selbst besonnen haben, ihre Sprache erlernten, den Wert ihrer Gebete und Gesetze erkannten und Juden in ihrem Sinne wurden. Sicherlich ist indirekt viel Gutes gewirkt worden und wird weiter Gutes bewirkt werden dadurch, dass man alle Juden auf dem weiten Erdenrund mit *einer* Sehnsucht, mit *einer* Hoffnung zu erfüllen strebt. Aber man erkenne wohl, dass alle Bedingungen einer wahren Existenz und alle Endziele unseres Volkes nur im Festhalten an unserer תורה wurzeln. Mag es ein russischer Jude sein oder ein ungarischer, ein persischer oder ein palästinischer, mit denen ich weder Sprache noch äussere

Formen des Lebens teile: sobald ich sehe, dass er die Sabbatgesetze hält, dass er sich nicht über die Speisegebote hinwegsetzt, und dass er die jüdischen Keuschheitsgesetze beobachtet, sind jene Juden trotz aller Differenzierungen und Eigenarten meine lieben Brüder. Sobald ich jedoch die Wahrnehmung mache, dass jene angeblichen Juden und wären es selbst die leiblichen Brüder, vom Gesetz abgefallen sind, so sind sie, und mögen sie sich hundertmal Juden nennen, durch eine tiefe Kluft von mir geschieden, sie sind nicht meine Brüder mehr. Wohl sind wir nach Raschi, Semag, Maharil wegen אעפ"י שחטא ישראל הוא in ethischem Sinne verpflichtet, auch für die Wohlfahrt des vom Gesetz abgefallenen Juden zu sorgen und ihn trotz des Abfalls noch als Bruder zu betrachten. In nationalem Sinne haben wir jedoch keine Gemeinschaft mehr, ja, wir stehen uns fast wie zwei Gegensätze gegenüber, denn was uns ohne Land heute zur Nation unter den Nationen macht, ist ja nur unser Religionsgesetz. Wenn wir das Band, das alle Juden des Erdenrunds umschlingt, recht festigen wollen, so können wir dies nicht besser, als indem wir uns in unser Gesetz vertiefen und es erfüllen. Auf diesem Wege werden Einheitspunkte geschaffen, welche wertvoller sind, als alle anderen Bestrebungen und auch wertvoller sind als alle angeblich charakteristisch-jüdischen Grundzüge. Das erkannten unsere Väter wohl und darum haben sie in freudiger Begeisterung Jahrtausende hindurch Not und Tod für unsere תורה ertragen. Wahrlich, das ist kein Menschenwerk, sondern aus jeder Zeile spricht die Gottheit heraus מאת ד' היתה

זאת היא נפלאת בעינינו. Und auch wir wollen erkennen und beherzigen, dass die תורה unser Schutz ist, Richtschnur im Glück, Zuflucht in Tagen des Missgeschicks, Hort zur Zeit unseres Lebens und Heil in der Todesstunde; sie ist es, die unseren Ruhm und unser Glück bildet für und für.



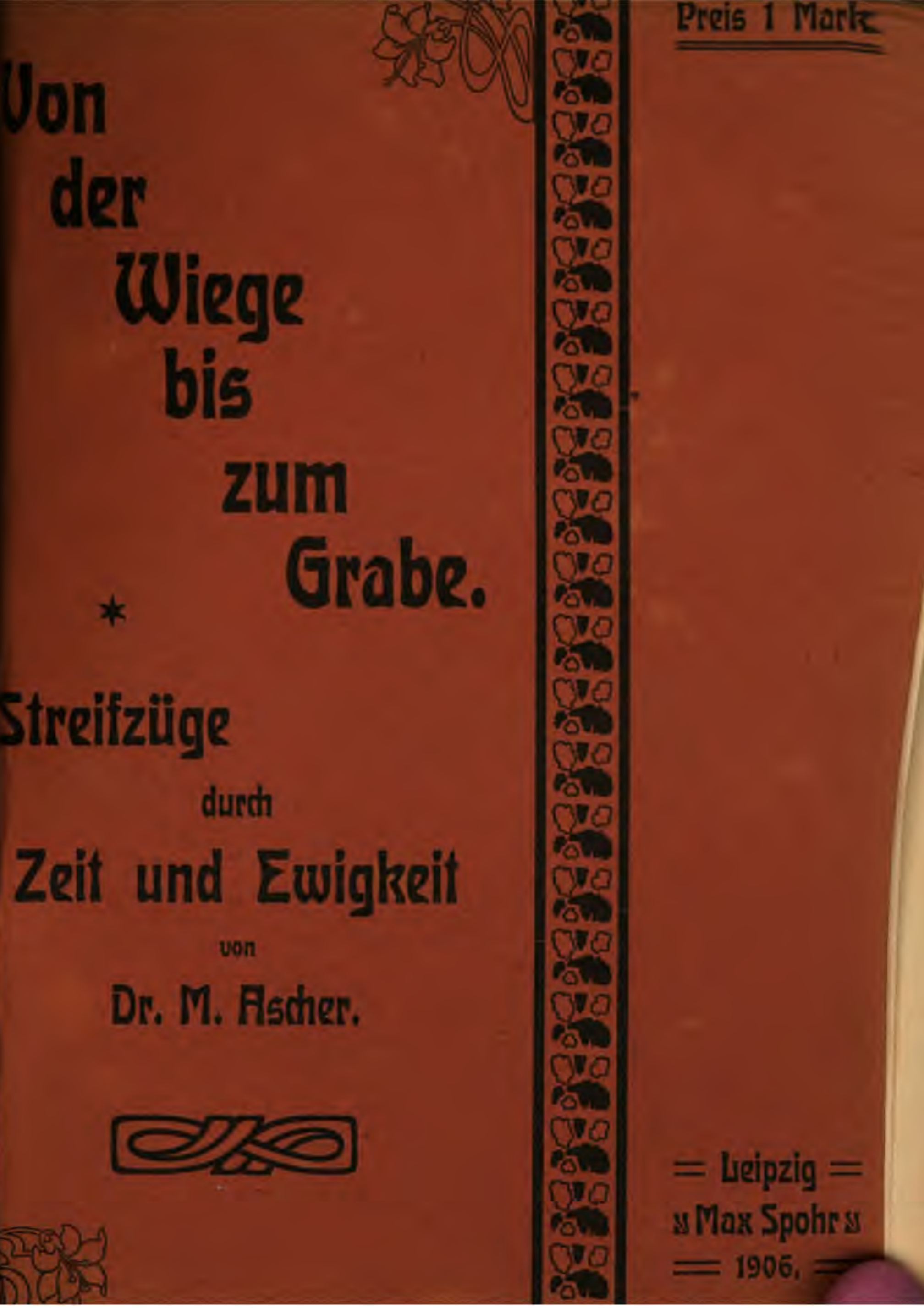




on
de

Str

Z



Preis 1 Mark

Von der Wiege bis zum Grabe.

*

Streifzüge durch Zeit und Ewigkeit

von

Dr. M. Ascher.

Leipzig
Max Spohr
1906.



Von der Wiege bis zum Grabe

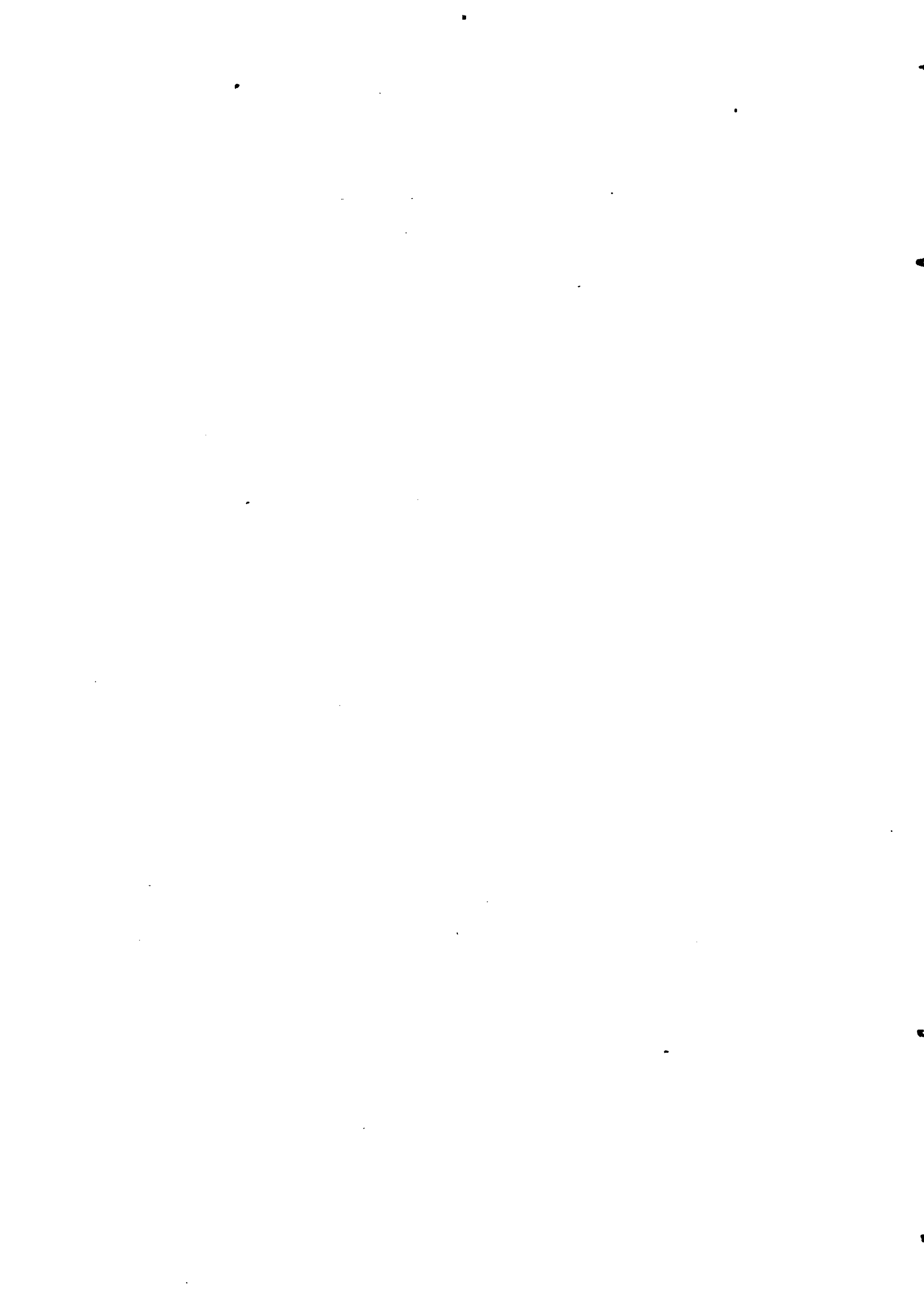
Streifzüge durch Zeit und Ewigkeit

von

Dr. M. Ascher.



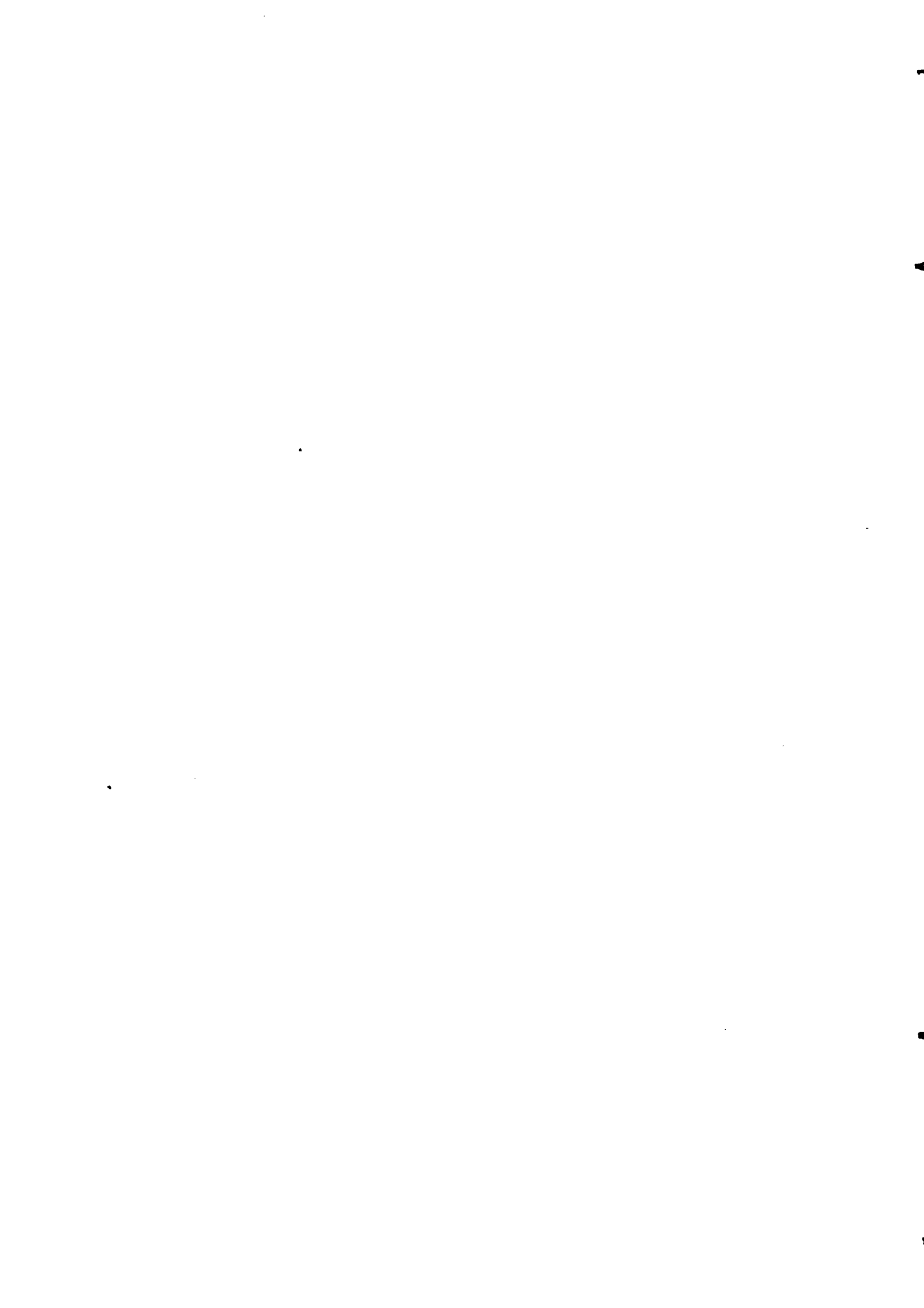
Leipzig
Verlag von Max Spohr.
1906.



Dem Andenken

meines mir unvergeßlichen Vaters

gewidmet.



Inhaltsverzeichnis.

Einleitung.

Dieses Werkchen behandelt in populär philosophischer Form wissenschaftliche und religiöse Probleme. Hier ist es am Platze, kurz anzugeben, welch innerer Zusammenhang zwischen den einzelnen Betrachtungen herrscht, die an und für sich ein geschlossenes Ganzes darstellen.

Es kann für den Menschen im allgemeinen nichts Wichtigeres geben als Erziehung, welche die Vorbedingungen zu allem Guten und Nützlichen schaffen soll (Kap. I. Einiges über Erziehung). — Es genügt nicht eine sogenannt gute Erziehung gegeben zu haben, man muß in der Erziehung der Kinder, die sich später im praktischen Leben betätigen sollen, auch soweit wie möglich den Bedürfnissen des praktischen Lebens Rechnung tragen (Kap. II. Stellungnahme zu einer alten pädagogischen Streitfrage). — Die Tendenz des Einzelnen ist Macht anzusammeln, sei es Macht an Geist oder Macht durch Reichtum. Das natürliche Mittel dazu ist die Not, die erfinderisch macht (Kap. III. Armut ist Macht). — Alles Wollen gelangt nicht ans Ziel, sobald Unentschlossenheit im Spiele ist (Kap. IV. Entschließe Dich!). — Wenn einem selbst die höchsten idealen Ziele vorschweben, so bleibt man doch mehr oder minder vom Essen abhängig. Die richtige Art und Weise des Essens bildet einen nicht unwichtigen Faktor zur Erlangung wahrer Behaglichkeit (Kap. V. Die Philosophie des Essens). — Es ist seltsam genug, daß selbst die größten Männer, ja diese noch mehr als die Durch-

schnittsmenschen, ihre Steckenpferde haben (Kap. VI. Kleinigkeitskrämerei). — Das darf uns nicht zurückhalten, nach Weisheit zu streben, nach Wahrheit zu forschen. Der Tor hat gar keine Ahnung, welche Wonne es ist, eine Wahrheit zu entdecken (Kap. VII. Heúreka). — Der Himmel hat die uns glücklich machende Wahrheit nur leicht verdeckt, nicht tief vergraben, wie manche Bücherwürmer meinen (Kap. VIII. Warum in die Ferne schweifen, sieh', das Gute liegt so nah'). — Leider ist es nur relative Wahrheit, mit der wir uns zufrieden geben müssen, denn wir sind alle mehr oder minder in Täuschungen befangen (Kap. IX. Selbsttäuschungen). — Auch können wir uns nicht ganz von Vorurteilen frei machen und täuschen dadurch unbewußt andere (Kap. X. Ungerechte Wertungen). — Nicht einmal in der Moral gibt es eine objektive Wahrheit (Kap. XI. Ein harter Kampf). — Gar viele Dinge gibt es, die dazu angetan sind, uns nicht zu gefallen. Hart nimmt uns das Schicksal mit (Kap. XII. Schicksal). — Oft hat man mit Weisheit eine Sache erklügelt und mit Tatkraft daran gewirkt, da tritt etwas Unverhofftes dazwischen und alle Berechnung ist über den Haufen geworfen (Kap. XIII. Kleine Ursachen, große Wirkungen). — Wir hoffen immer das Beste, hoffen und hoffen und wissen gleichwohl, daß fast alle Hoffnungen eitel sind (Kap. XIV. Hoffnung). — Zumeist ist das Urteil des Menschen Produkt seiner Stimmung und nur die wenigsten sind vollkommen Herr ihrer Leidenschaften. Viele Stimmungen liegen zwischen Lachen und Weinen und bei den meisten Menschen schwanken die Weltanschauungen nach den jeweiligen Stimmungen (Kap. XV. Weltanschauung). — Die Menschen glauben zu schieben, doch sie werden geschoben (Kap. XVI. Determinismus und Willensfreiheit). — Wir haben keine Ursache, groß und wichtig zu tun und uns etwas auf unsere Menschheit einzubilden, die Erkenntnis unserer Klein-

heit lehrt uns vielmehr bescheiden sein (Kap. XVII. Erkenne dich selbst!). — Wir verzagen nicht und verzweifeln nicht, denn wir fühlen uns als Geschöpfe Gottes. Wir wollen nichts von Aberglauben und Wahn wissen, sondern beurteilen alles, selbst die höchsten Begriffe, nach den Regeln des gesunden Menschenverstandes. Vermittelst dieser Regeln finden wir, daß so, wie die Wissenschaft ihre Berechtigung hat, auch die Religion vollauf notwendig ist (Kap. XVIII. Wissenschaft und Religion). — Wir erkennen Gott und anerkennen ihn (Kap. XIX. Gott). — Alles Elend dieser Welt hört auf Elend zu sein, sobald wir überzeugt sind, daß es eine ewig ausgleichende Gerechtigkeit gibt (Kap. XX. Unsterblichkeit).



I.

Einiges über Erziehung.

Zu einer rechten Entwicklung des Geistes ist eine fast notwendige Voraussetzung, einen gesunden Körper zu besitzen. Daher ist von Geburt des Kindes an auf die Körperpflege große Sorgfalt zu verwenden. Wie häufig haben Mangel an Lust und Freudigkeit zum Lernen, Unaufmerksamkeit, schläfriges abgespanntes Wesen, Mangel an Denkkraft und dergleichen ihren Grund in ungenügender Ernährung, schlechter Luft, mangelhafter Bewegung und sonstigen Mängeln der Pflege! Und wie bald zeigt es sich bei einem Kinde, welchem eine bessere Pflege zu teil wird, daß auch sein Geistesleben an Lebhaftigkeit und Munterkeit zunimmt!

Bei der Wahl der Nahrungsmittel ist die Altersstufe zu berücksichtigen. Im ersten Kindesalter sind die zuträglichsten Nahrungsmittel Milch und Brot, Fleisch ist auch für die zweite Hälfte des nichtschulpflichtigen Alters weniger zuträglich. Nur ganz allmählich soll das Kind an die Kost der Erwachsenen gewöhnt werden und alles essen lernen, was ein bürgerlicher Tisch bietet. Es ist besonders darauf Wert zu legen, daß die Nahrung der Kinder eine möglichst reizlose sei. „Der Europäer frißt alles", sagt der mäßige Orientale mit Verachtung. Alle Speisen und Getränke, die uns verleiten ohne Hunger zu essen und ohne Durst zu trinken, wirken nachteilig auf Leib und Geist. „Wer mäßig ist im Essen, ist sein eigener Arzt". Die Araber der Wüste, deren Tagesnahrung eine Handvoll Durrah und Datteln, und auch

die kräftigen Alpenbewohner, auf deren Tisch nur sehr selten Fleisch kommt, widerlegen die angebliche Unentbehrlichkeit der Fleischkost. Eine geeignete Mischung von Mehlspeisen, Hülsenfrüchten, Obst, Gemüse sind dem Menschen überhaupt ebenso zuträglich, wenn nicht noch zuträglicher als die Fleischkost. „Wenn wir", sagt ein englischer Arzt, „unsere Kinder im frühzeitigen und freien Gebrauch von Fleischspeisen erziehen, sie an starkgewürzte Nahrung und überreichlichen Tisch gewöhnen, wenn wir sie Thee, Kaffee, Wein und Bier trinken lehren, wenn wir ihren Körper durch Federbetten, weiche und entnervende Kleidung schwächen, kurz, wenn wir sie in all jenen entwürdigenden Gewohnheiten des Luxus, der Trägheit und Sinnlichkeit erziehen — dann haben wir kein Recht zu klagen, wenn sie die Gelegenheit zur Sünde benutzen, wenn sie frühzeitig ein Opfer von Leidenschaften werden." Eine Tatsache ist, daß die Millionäre meist Kinder haben, welche schwach an Geist und Körper sind. Dies ist nicht etwa auf Degeneration bei den Eltern zurückzuführen, vielmehr erklärt es sich zumeist aus der verweichlichten Erziehung, welche die Kinder erhalten. Whitney kaufte seinem Sohne eine Wiege um 40 000 Franken, und drei Wärterinnen aus altadeligen englischen Familien mußten den Kleinen bedienen. Astor hatte schon als kleines Kind zwei Köche, sechs Reitknechte, zwei Kammerdiener und eine Gouvernante. Was Wunder also, wenn da die Kinder anders werden als die Eltern es sich vorgestellt!

Mit einfacher, genügsamer Kost sollen die Eltern ein gutes Beispiel geben. Jene Eltern, die ihren Kindern frugale Kost geben, während sie selbst in Gegenwart der Kinder lukullische Mahlzeiten halten, handeln entschieden unrecht. Es ist ja richtig, daß Kinder nicht alles haben dürfen, was sie sehen, sondern an Enthaltsamkeit gewöhnt werden müssen, aber Übungen in Entsagung bieten sich für die Kinder noch genug bei anderen Gelegenheiten. Unmöglich

kann es auf heranwachsende Kinder günstig einwirken, wenn sie auf dem Teller der Eltern bessere Bissen wahrnehmen als ihnen gegönnt sind. Einen tiefen Eindruck aber wird es auf das Kinderherz machen, wenn die Mutter sich eher selbst das Beste versagt, um es dem heranwachsenden Kinde zu geben.

Wenn Eltern und Erzieher in ihrer Lebensweise wahre Vorbilder sind, so wird es nur selten vorkommen, daß die Kinder die ihnen gegebenen Lehren nicht beherzigen. In der Erziehung der Kinder erziehen wir zugleich auch uns. Soll die Erziehung der Kinder eine erfolgreiche sein, so müssen wir selbst nach den Prinzipien einer richtigen Erziehung leben. Wenn Vater und Mutter sich einfach kleiden, mäßig essen, schlafen, lernen und arbeiten, so werden die Kinder dasselbe tun. Es empfiehlt sich mehr, die eigenen Fehler offen einzugestehen, als sie den Kindern zu verschleiern und sich als idealen Menschen hinzustellen. Kinder sind sittlich viel scharfsichtiger als Erwachsene: sie erkennen bald die Heuchelei der Eltern, verlieren alle Achtung vor ihnen und das Interesse für ihre Belehrungen. Will man geistigen Einfluß auf Kinder ausüben, so ist die erste Bedingung Wahrheit. Freilich müssen auch die Eltern nach Kräften sich bestreben ein gutes, musterhaftes Leben zu führen. Es ist nicht nur schwierig, sondern geradezu unmöglich, die Kinder gut zu erziehen, wenn man selbst schlecht ist. Aber das Gute in den Herzen der Menschen weckt Gutes und übt immer seine Wirkung aus. Die Seele der Kinder ist eine unbeschriebene Tafel, sozusagen eine weiche Wachsmasse, die allen Eindrücken sich darbietet. Es kann alles und jedes durch das vorbildliche Beispiel eingeprägt werden. Zwar ist die Erziehung an die Anlagen der Kinder mehr oder minder gebunden, allein sie vermag einen großen Einfluß auf die Entwicklung der vorhandenen Anlagen auszuüben. Nur muß die Lehre der Bibel beherzigt werden: „Erziehe den Knaben nach seiner besonderen Art!" (Prov. XXII. 6). Die Erziehung

muß sich stets nach der Natur des Kindes und seiner Entwicklung richten, d. h. eine naturgemäße sein.

Je einfacher die Eindrücke beim Kinde sind, desto klarer und einheitlicher entwickeln sich die Vorstellungsmassen. Eine Zerstreutheit kann dann nur in geringem Grade und nur nebensächlich aufkommen. In einfachen Verhältnissen aufgewachsene Kinder vom Lande sind fast immer gründlicher empfänglich und weniger oberflächlich als solche Stadtkinder, die unter einem Wust künstlicher Spielsachen und in überfüllten Salons ihre freie Zeit verbringen. Es gibt heute leider fast keinen Luxusgegenstand, der nicht schon als Spielware nachgebildet ist und auf den Weihnachtsmarkt kommt. Braucht man sich da noch darüber zu wundern, daß es in unserer Zeit so viele beklagenswerte blasierte Kinder gibt?! Geschmacklose Spielsachen sind gewiß nicht die einzige Ursache der Blasiertheit der Kinder, jedenfalls sind sie aber ein Mittel mehr, welches dazu angetan ist, den zarten Blütenstaub von der Seele des Kindes abzustreifen.

Man meine nicht etwa, Spiele seien etwas Überflüssiges: dieselben sind für die Erziehung der Jugend sogar von hoher Bedeutung. „Das Spiel verhütet die üblen Launen und die Langeweile, und im Spiele mit anderen Kindern lernt das Kind einerseits sich in ein Ganzes fügen, andern sich unterordnen, verträglich und gerecht sein, anderseits aber auch befehlen, seine Kraft und Geschicklichkeit fühlen und geltend machen, sodaß das Spiel auch die Unternehmungslust, die Willenskraft und den Mut stählt.“ —

Wie viel hängt doch davon ab, ob die Jugendzeit des Kindes harmlos in ungetrübter Fröhlichkeit dahinfließt, oder ob es schon frühe durch Kummer und Sorge hindurchgehen muß! Wer nicht ein froher, heiterer Knabe war, der wird schwerlich ein heiterer Mann; es ist vielmehr wahrscheinlich, daß ein gewisser Zug von Schwermut seinem ganzen Wesen haften bleiben wird. Man muß es sich deshalb angelegen

sein lassen, den Kindern die jugendliche Harmlosigkeit und Heiterkeit zu bewahren, sie dabei aber weder körperlich noch geistig verzärteln und verweichlichen. „Freudigkeit gibt Stärke, während die Trübseligkeit sie nimmt. Kinderfreuden tragen ihre hohen Zinsen für das ganze Leben.“

Dem Kinde muß eine gewisse Freiheit gewährt werden. „Es trägt einem Knaben oft mehr ein, Prügel selber auszuteilen, als sie zu erhalten vom Hofmeister; desgleichen, mehr sie von seinesgleichen als von oben herab aufzufangen.“ Natürlich darf das überwachende Auge des Erziehers dem Spiel so wenig, wie irgend einer Beschäftigung des Kindes fehlen, doch sei die Bewachung möglichst unauffällig und diskret. Als Maßstab möge man sich nehmen: Je unreifer das Kind noch ist, desto sorgfältiger muß es beaufsichtigt werden; je selbständiger es wird, desto mehr Freiheit ist ihm zu gewähren. Überhaupt muß alles aufgeboten werden, zu ermöglichen, daß das heranwachsende Kind seine Individualität immer mehr entfalten könne.

Nur die Liebe der Erzieher vermag auch im Kinde Liebe und Vertrauen zu wecken. Diese Liebe muß jedoch, wenn sie nicht in Weichlichkeit ausarten soll, mit der Fertigkeit im Wollen und Handeln verbunden sein. Versprechungen und Drohungen führe man stets aus; nichts ist der Autorität gefährlicher als das Nichteinhalten gegebener Versprechen. Nur vor Eltern mit festem Willen hat das Kind wahre Achtung und Ehrfurcht.

Viele Eltern treiben die Liebe zu den Kindern, oder sagen wir in diesem Falle besser, den Egoismus, so weit, daß sie in ihren Kindern Wunderkinder erblicken oder dieselben à tout prix zu Wunderkindern ausbilden wollen. Da werden dem mittelmäßig begabten vierjährigen Knirps schwere Gedichte oder schwere Rechnungen oder die Hauptstädte Europas u. dgl. m. solange eingeochst, bis er dieselben beherrscht. Nun muß der Ärmste seine Kunst allen Besuchern

zeigen, wird von jedermann als Wunderkind angestaunt, bis er selbst daran glaubt. Man sollte gar nicht glauben, welch traurige Folgen oft durch derartige Spielereien gezeitigt werden. In weitaus den meisten Fällen sehen wir nämlich solche Wunderkinder in späteren Jahren hinter ihren Altersgenossen zurückbleiben, der vorzeitig überanstrengte Geist erschlafft und verkümmert; das Gehirn, das in seiner Entwicklung noch lange nicht für die Masse der ihm zugemuteten Kenntnisse reif ist, wird überreizt und verliert seine Elastizität. — Es hat allerdings auch Wunderkinder gegeben, bei denen an die vorzeitige Reife eine normale Entwicklung sich anschloß. Wir brauchen nur an manche unserer berühmten Virtuosen und Komponisten erinnern, die in der Tat schon in früher Jugend Phänomenales leisteten, und die zum Glück nicht durch spätere Verkümmerung ums Leben kamen, so Mozart, Beethoven, Rubinstein u. a. m. Unter den Dichtern und Denkern ragen als Wunderknaben hervor Melanchthon, Goethe, Shelling u. a. m. Solche Fälle, in denen der Geist nicht auf Kosten des Körpers sich in abnormer Weise entwickelt, sind sehr selten. — Die berühmtesten historischen Wunderkinder der Neuzeit wurden beide 1721 geboren. Der eine, Bavatiers mit Namen, zu Schwabach in Franken geboren, lernte mit drei Jahren lesen, im achten Jahre las er schon die Bibel in der Ursprache und sprach perfekt fünf Sprachen. In demselben Tempo ging es bis zum fünfzehnten Lebensjahre weiter, sodaß jeder meinte, ein zweiter Salomo oder Aristoteles werde der Welt erstehen. Doch der Körper war den Strapazen des Geistes nicht gewachsen, Bavatiers siechte hin und starb im zwanzigsten Jahre. — Das zweite Wunderkind, namens Heineken, bekannt unter dem Namen „der Wunderknabe von Lübeck“, wurde nur fünf Jahre alt, ohne auch nur essen und kauen gelernt zu haben. Dafür verstand er meisterhaft die Bibel, die Arithmetik, die Weltgeschichte, die Philosophie, die Jurisprudenz und beherrschte

verschiedene Sprachen. Als man kurz vor seinem Tode seinen schwachen Körper mit wohlriechenden Kräutern beräucherte, rief er aus: „Ja, ja, vita nostra fumus!" — Bei diesen beiden Wunderkindern hatte sich der Geist in phänomenaler Weise entwickelt, doch der Körper hatte die Rechnung zu begleichen. Beide waren zu ihrer Zeit die größten Berühmtheiten, doch heute spricht fast kein Mensch von ihnen, denn sie haben der Welt nichts geleistet. Wahre Wundermenschen sind aber nur solche wie Mozart und Goethe, die nicht nur in ihrer Jugend in phänomenaler Weise Geist in sich aufnahmen und verarbeiteten, sondern ihn auch im Jünglings- und Mannesalter durch wunderbar produktive Tätigkeit zum Heile der Menschheit verausgabten. Von solchen Menschen wird man reden, solange die Welt steht. — Man hüte sich also, der Natur vorzugreifen. „Natura non facit saltus." Die Natur macht keine Sprünge. Die Organe des Kindes sollen nur das aufnehmen, wozu sie die Reife haben.

Das Wichtigste in der Erziehung der Kinder besteht aber, wie schon bemerkt, in immer größerer Erkenntnis der eigenen Fehler und Befreiung von ihnen. Der Eltern und Erzieher Wort und Beispiel sind die Stützen, an welchen des Kindes noch schwankender Wille sich festhält und aufrankt; an ihrem Charakter bildet sich sein Charakter.



II.

Stellungnahme zu einer alten pädagogischen Streitfrage.

Neulich bat mich ein Nationalökonom und Naturforscher, ihm einige Stellen aus Darwin, Spencer und Mill zu übersetzen, da er selbst des Englischen nicht genügend kundig sei. Er habe es am Gymnasium als fakultativen Gegenstand nicht mitlernen brauchen und später notdürftig sich selbst gelehrt. Dagegen hatte er viertausendundfünfzig Stunden ohne Hausarbeit nur für Latein und Griechisch in der Schule verwandt. Ja, über viertausend Stunden ohne Hausarbeit studiert der Gymnasialabiturient Latein und Griechisch, der Mediziner dagegen verwendet, selbst wenn er sechs Semester lang täglich einen ganzen Vormittag die Kliniken besucht, für die verantwortungsvolle Praxis noch nicht dreitausend Stunden. Und was hat der Abiturient von seinen viertausend Stunden Latein und Griechisch? Er hat die sogenannte klassische Bildung genossen. Als ob das besondere Fach Griechisch schon die Bildung zuführe! Man kann der beste Lateiner oder Grieche und doch dabei ein roher, gemeiner Kerl sein. Wenn man statt Latein und Griechisch jedoch die großen Kulturgedanken in sich aufnimmt, so wird der moralische Vorteil, den man dadurch errungen, nie spurlos verschwinden können. Virchow sagte: „Daß die alten Sprachen einen idealen Zweck hätten, ist doch nur eine Einbildung verstockter Philologen.“ Wenn man den grammatischen Unterricht der

klassischen Sprachen noch wenigstens eine geistige Gymnastik nennen könnte! Es bleibt sich aber wahrlich ganz gleich, ob ich laudo, laudas, laudat oder je loue, tu loues, il loue sage und niemand wird beweisen können, daß bei dem ersteren Wort die geistige Gymnastik eine größere sei als bei dem letzteren. Übrigens ist nach neueren Forschungen in keiner Sprache das Auswendiglernen grammatischer Regeln als Denkarbeit zu betrachten, vielmehr nur als Einpauken von Worten ohne inneren Zusammenhang. — Wenn man noch wenigstens soweit käme, daß man die Schönheiten der alten Sprachen erkennen, in ihren Geist eindringen und sich darin vertiefen könnte! Die meisten jedoch kommen nur soweit, daß sie ein wenig Rezept- und Apothekerlatein naschen und an hundert lateinische Sprichwörter bei Gelegenheit anwenden können. Was das Griechische betrifft, so hat man gar so wenig gelernt, daß man es bald von selbst vergißt. — Auch sind zahlreiche namhafte Gelehrten der Meinung, daß viele Stellen der Bibel schöner und wichtiger seien, als alle griechisch-römischen Klassiker zusammengenommen. Mit welch hinreißender Schönheit wird da das Meer in seiner furchtbaren Hoheit, der Sturm, der Kampf der Elemente, Donner, Blitz in ihrer erhabenen Schauerlichkeit, das Sternenzelt in seiner majestätischen Pracht, die ganze Tierwelt, geschildert. Und während die Griechen immer nur das Ideal des Schönen, die Harmonie der Formen, also stets nur die Welt der Erscheinung oder der Sinnlichkeit vor Augen hatten, strebt hingegen die Poesie der Bibel durch ihre kühnen Schwingen darnach, das Unendliche, das über Zeit und Raum Erhabene zu bringen. — So verehren manche Professoren die Sanskritsprache als die verehrungswürdigste, und manche finden in der Literatur Japans und Chinas kostbare Perlen der Weisheit. Aber deshalb zwingt man die Gymnasiasten doch nicht zur Erlernung von Hebräisch, Sanskrit, Japanisch oder Chinesisch. Nur wenn man sich eingehend

mit einer Sprache beschäftigt, erkennt man ihre Schönheiten. Der West-Europäer betrachtet z. B. die russische Sprache, lediglich weil sie ihm schwer scheint, als eine der häßlichsten, und doch sagt kein geringerer als Turgenjeff von dieser Sprache: „In den Tagen, da Zweifel, da bange Gedanken über das Schicksal meines Vaterlandes mich niederdrücken, bist du allein mir Halt und Stütze, o du große, gewaltige, wahrhaftige und freie russische Sprache! ..... Wärest du nicht — ich müßte verzweifeln.“ Was würde man aber wohl dazu sagen, wenn jemand sich nun einfallen ließe, an unseren Gymnasien Russisch als obligaten Gegenstand einzuführen?! — Wahrlich! unsere Kinder lernen von den klassischen Sprachen zu wenig, um die Sprache gründlich zu verstehen, und zu viel im Verhältnis zur Kostspieligkeit der dazu nötigen Zeit. —

Es soll nicht verkannt werden, daß die sogenannte klassische Bildung tiefe Wurzeln in der europäischen allgemeinen Bildung geschlagen hat. Zumal das Griechische ist mit der Geschichte der Menschheit von ihrer Kindheit an zusammengewachsen. Die antike Welt mit ihren viel einfacheren Lebensbedingungen, ihren unverhältnismäßig geringeren Komplikationen war viel befähigter als wir, daß der Mensch sich mit dem Menschen selbst befasse. Die antike Welt zu studieren haben wir umsomehr nötig in einer Zeit, in der die geistige Konzentration so sehr mangelt wie heute. Wir dürfen deshalb auf den Schatz, den uns die antike Welt bietet, mit nichten verzichten. Wir müssen ihn uns vielmehr zu eigen machen und zwar durch — Übersetzungen. So wie viele Gelehrte und Gebildete die Bibel nur durch Übersetzung kennen, so kann man auch die Klassiker durch gute Übersetzungen kennen lernen. Gutzkow sagt: „Man wird den Schatz des Altertums erst heben, wenn man auf den Schulen die alten Klassiker in guten Übersetzungen liest und das Studium des Urtextes den Gelehrten überläßt.“

Natürlich empfiehlt es sich, wie man es ja auch schon eingeführt hat, für die höheren Klassen einen Parallelkurs zu errichten, in welchem das Lateinische und Griechische obligatorisch ist. Hier sollten aber nur gute Zöglinge aufgenommen werden und nur solche, die sich der Philologie widmen wollen. Hier soll dann das Lateinische und Griechische gründlich und mit allem Ernst betrieben werden, damit man später im Leben wahren Vorteil davon habe.

Die Entwicklung geht mit unerbittlicher Logik vorwärts. Zur internationalen Verständigung braucht man heutzutage nicht Lateinisch und Griechisch, sondern Deutsch, Französisch und Englisch, und es ist absolut erforderlich, daß jeder Gymnasialabiturient diese wichtigsten Sprachen Europas beherrscht. Unsere Bildungsanstalten müssen im Dienste der Jetztzeit und nicht im Dienste der Vergangenheit stehen. Was sagte das Echo, als Erasmus ausrief: „Decem annos consumpsi in legendo Cicerone!“ Das Echo antwortete: „One!“ „Zehn Jahre habe ich darauf verwendet, den Cicero zu lesen!“ — „Esel!“ —



III.

Armut ist Macht.

„Alle Tage des Armen sind schlimm und auch dessen Nächte. Sein Dach ist das niedrigste unter den Dächern, und der Dächer Regen fließt auf sein Dach herab.“ „An der Türe des vollen Gewölbes drängen sich Verwandte und Freunde; an der Pforte des Elends gibt's weder Freunde noch Verwandte.“ Und dennoch ist arm geboren werden eine große Macht. Wenn auch wohl niemand gern arm ist, so ist es gleichwohl Tatsache, daß das armgeborene Kind weit mehr Chancen hat, Bedeutendes zu erreichen, als das reichgeborene.

Wer mit Bestimmtheit weiß, daß er in jedem Monat so und so viel zu verzehren hat, wird sich nichts daraus machen, wenn durch sein nicht genügend überlegtes Handeln Irrtümer entstehen, während der Arme sich gezwungen sieht, mit äußerster geistiger oder körperlicher Anstrengung zu arbeiten und jeden Irrtum zu vermeiden. Der Arme hat einen schweren Lebenskampf zu kämpfen und wird dadurch gegen die Zufälligkeiten des Lebens gewappnet. Wenn, wie es oft genug vorkommt, Reiche verarmen, wissen dieselben sich in den wenigsten Fällen zu helfen. Ganz abgesehen davon, daß sie oft nicht zu arbeiten verstehen, besitzen sie auch keine Energie und Tatkraft — alles Dinge, die sich in einem gewissen Alter nicht mehr erlernen lassen. Der Armgeborene hingegen lernt im Kampf ums Dasein schnell sich allen Verhältnissen anzupassen, er wird tatkräftig und entschlossen, sodaß

er jede günstige Gelegenheit, sein Glück zu machen, schnell erspäht und benutzt.

Knight, der Baumwollkönig, arbeitete als Spinner vierzehn Stunden im Tag und verdiente mit acht Jahren wöchentlich etwa fünf Mark; nicht viel besser erging es Carnegie. Hill war Spezereiladen-Gehilfe und wurde dann Heizer; Edison begann als Telegraphist; Chesney, Roebling, Spreckels, die Begründer der größten Etablissements für Seide, Eisen und Zucker waren arme Knaben; Gordon, Lord Barfield waren Handelslehrlinge; Rockefeller, Field, Phelps und Dodge waren Schreiber. Gould, der mit zwölf Jahren als Ausstattung ein Gewand mit zwei Schillings mitbekam, war mit fünfzehn Jahren Miteigentümer einer Schiffswerft. Carnegie fing mit zwölf Jahren an sich wöchentlich einen Dollar und zwanzig Cents in einer Baumwollfabrik zu verdienen. Er behauptete, von diesem geringen Lohne mehr Genuß gehabt zu haben, als später aus seinen Millionen. Er schreibt und wir dürfen ihm wohl glauben: „Der arme Knabe ohne Kapital, ohne Protektion, ohne Universitätsbildung, er ist es, der den Sieg davonträgt, während der, welcher sich den Lorbeer der Wissenschaft errungen hat, zufrieden ist, wenn er im Dienste anderer bleiben kann."

Es ist gewiß nicht unangenehm, wenn man sein Geld mit Scheffeln messen kann, aber sogar abgesehen von den Sorgen, die der Reiche hat, ist seine Lage dennoch in mannigfacher Beziehung nicht beneidenswert. Nie werde ich vergessen, was mir einst ein vielfacher Millionär sagte: „Ich lebe zwar im Überfluß", so sprach er, „habe alles, was das Herz begehrt, doch reich, wahrhaft reich bin ich dennoch nicht. Mein Vater war Hausierer, plagte sich vom Morgen bis zum Abend, doch wenn er abends zur Stube hereintrat, die Mutter und uns Kinder umarmte, das wenige, sauer verdiente Geld der Mutter auf den Tisch legte, mit uns das kärgliche Mahl einnahm, dann herrschte im Zimmer eine derartige

Glückseligkeit, wie ich sie seither niemals, weder bei mir noch bei einem anderen Millionär wahrgenommen. Das nenne ich wahrhaft reich sein.“ So soll der Milliardär Rockefeller einst vor einer Versammlung gesagt haben: „Man bezeichnet das Goldmachen als einen großen Erfolg; ich aber halte den für den ärmsten Mann, der nur Geld hat. Könnte ich mein Schicksal von neuem bestimmen, ich würde einen richtigen Lebenszweck dem Besitze von Milliarden vorziehen.“

Freilich, manch Armer wird auf all dies die Worte Goethes anwenden: „Der Glückliche, der Behagliche hat gut reden; aber schämen würde er sich, wenn er einsähe, wie unerträglich er dem Leidenden wird.“



IV.

Entschließe Dich!

Wer das Leben studiert und sieht, wie oft es gerade dem Dummen gelingt, große Schätze anzusammeln, während der Kluge trotz seiner Überlegung in Not und Elend schmachtet, wird bei allem Gottvertrauen doch oft ausrufen: „Wenn das Glück nicht will, hilft alles nichts.“ „Fortune is all in all in the business“. „Wer's Glück hat, führt die Braut heim“. Doch in unserer Zeit, wo man sich bemüht, alles nach dem Gesetz von Ursache und Wirkung zu erklären, dürfen wir wohl versuchen, auch jene schwierige Erscheinung nach demselben Gesetz plausibel zu machen.

Der Gebildete ist gerade durch seine Bildung in seinen Entschlüssen oft schwankend und unsicher. Beim Gelehrten wirkt dessen Scharfsinn wie ein Gegengewicht, indem es ihm stets neben den Lichtseiten des beabsichtigten Unternehmens auch die unbedeutenden Schattenseiten zeigt und ihn auf diese Weise unfähig macht, schnell eine Sache zum Abschluß zu bringen. Bei wirklich günstigen Unternehmen bedarf es nämlich eines schnellen Entschlusses, da sich für gute Dinge schnell andere Reflektanten finden.

Der Studierte findet es oft schwer, sich in Dinge zurecht zu finden, die an sich nichtig sind, die aber im Verkehr mit den Menschen äußerst notwendig werden. Einst begegnete mir ein Freund, der sein Haar wie ein halbgeschorener Pudel trug. Ich fragte ihn nach der Ursache und er erwiderte: „Ja, weißt Du! schon hatte der Friseur mich unter seiner

Scheere, als mir noch gerade zur rechten Zeit einfiel, neulich ein Buch von einem großen Mediziner gelesen zu haben, des Inhalts, daß gerade lange Haare die Kopfhaut gegen Mikroben schützen. Der Austrittspunkt der Haare darf sich nicht in direkter Berührung mit dem atmosphärischen Staub befinden, denn sonst könnten leicht die Talgdrüsen infiziert werden. Anderseits ist es aber höchst beschwerlich, im Sommer lange Haare zu tragen. Um es nun mit keiner Partei zu verderben, habe ich es mir halb so und halb so machen lassen. Der Friseur weigerte sich allerdings anfangs, aber meinem Befehle mußte er schließlich Folge leisten." Natürlich glaubte ich nun, daß es im Oberstübchen des Freundes nicht ganz in Ordnung sei. Doch weit gefehlt! Vor lauter Gelehrsamkeit hatte er einfach übersehen, daß es ein weit besserer Ausgleich gewesen wäre, sich die Haare halbkurz schneiden zu lassen. — Renan sagt man nach, daß er sich nicht einmal entschließen konnte, schnell in eine Trambahn einzusteigen, sodaß die Pariser Kondukteure sich daran gewöhnten, sein Zeichen zum Aufhalten nicht mehr zu beachten. — Aus lauter Unentschlossenheit ist auch wohl mancher Gelehrte schon um eine brave Frau gekommen, indem er allzu lange überlegte, ob die Ehe eine Klugheit oder eine Torheit sei. In dem Hirnkasten eines solchen Menschen mag etwa folgender Gedankengang sich abspielen: Die Ehe ist die Grundlage der menschlichen Gesellschaft: ergo ich will heiraten. Thales brachte zwar dem Solon allerlei Gründe gegen die Ehe bei, aber schon Plutarch wies den Solon zurecht, daß, wenn man stets an den möglichen Verlust denken wollte, man sich schließlich an gar nichts hängen dürfe: ergo, ich will heiraten. Hat Adam nicht geschlafen, als Gott aus seiner Rippe ihm die Gehilfin gab? ergo, ich will heiraten, will mit geschlossenen Augen zugreifen. Anderseits aber meint Bacon, wer Weib und Kind hat, der habe dem Schicksal Geiseln gegeben: ergo, ich will nicht heiraten. Gracian nennt einen Vierziger nur

deshalb, weil dieser verheiratet ist, schlechthin ein Kameel: ergo, ich will nicht heiraten. Thomas Morus vergleicht den, der eine Ehe eingeht, mit dem, der aus einem Sack mit neunundneunzig Vipern und einem Aal den Aal herausfinden soll: ergo, ich will nicht heiraten.

Sobald der sehr Vernünftige geneigt ist, eine Handlung zu vollziehen, stürmen eine solche Menge der verschiedensten negativen Ideen auf ihn ein, daß das Gleichgewicht gestört ist. So erklärt es sich auch, daß Flaubert einmal ausruft: „Die Analyse erschöpft mich, ich zweifle an allem, zuletzt auch an meinen Zweifeln.“ Unter solchen Umständen ist der Dutzendmensch, ja selbst der Dumme, dem sonst Vernünftigen überlegen. Der minder gebildete, aber sehr entschlossene Mann sieht nur die ebene breite Landstraße, nicht aber das wilde Gestrüpp der Seitenwege. Er informiert sich schnell und sicher über Mißernten oder Überschwemmungen und weiß sich dieselben zu nutze zu machen. Auch umgibt er sich mit Menschen, die ihm durch ihre Tüchtigkeit nützen und seine Pläne zu fördern verstehen. Wir brauchen uns also nicht allzusehr darüber zu wundern, daß die Analphabeten Carentini und Vanderbilt vermöge ihrer Tatkraft und Entschlossenheit Milliardäre werden, während oft die bedentendsten Dichter und Erfinder der Menschheit durch ihre Unentschlossenheit und Willenlosigkeit im größten Elend schmachten.



V.

Die Philosophie des Essens.

Eine weise Beachtung der Kochkunst und ihrer Genüsse bedeutet ein weit beträchtlicheres Stück Lebensfreude als man gemeinhin annimmt.

Ein jeder hat wohl bei sich schon die Erfahrung gemacht, daß, wie sehr man sich auch anstrengt kraft des Geistes die Wirkung, die eine schlechte Speise auch auf die Laune hervorruft, zu unterdrücken, dies doch nur in deu seltensten Fällen gelingt. Für die Regel wird wohl zu gelten haben, daß die Laune nach einem guten Essen eine gute, die Stimmung eine gehobene ist, daß aber die Laune nach einem schlechten Essen eine schlechte, die Stimmung eine niedergedrückte, eine mißmutige ist. Es gibt gar Leute, deren ganze Lebensphilosophie sich je darnach ummodelt, ob ihnen das Essen Behagen bereitete oder Leibschmerzen. Solche Leute denken nicht mit dem Hirn, sondern — man kann es getrost sagen — mit den Eingeweiden. Wenn sie gut verdauen, ist das Leben für sie ein Fest, wenn sie Unterleibsbeschwerden haben, betrachten sie das Leben als Qual. Im allgemeinen trifft es zu, daß man selbst die erhabensten, edelsten Gedanken nicht fassen kann, ohne einen gewissen Stoffverbrauch zu bewirken, der gleich wieder ersetzt werden muß, und in diesem Sinne sind in der Tat essen, trinken und schlafen die großen Verrichtungen, die für viele Tausende die Triebfeder ihres Denkens und Handelns bilden. Freilich, wer durch Autosuggestion und Illusion es fertig gebracht hat, beim Bissen Häring sich

einzureden, dies sei Forelle, und bei einem Stück Berliner Kuhkäse, dies sei ein Wiener Beefsteak, der hat es weit gebracht. Cäsar, Josef II. und Napoleon machten sich nicht viel aus Essen, die Launen und das Handeln des Dutzendmenschen aber sind mehr oder minder bedingt von der Quantität und Qualität seines Essens. Aus der Unverdaulichkeit Kaiser Karls VI. entstanden zwei große Kriege, und über die Unverdaulichkeit des Kurfürsten Max von Bayern wäre fast Bayern zu Grunde gegangen.

Die Leiter der Freßlust hat viele Sprossen. Lucullus zahlte häufig für eine einzige Speise an fünfzehntausend Franken; Vitellius, den Tacitus ein Schwein nennt, aß eine Speise, „Schild der Minerva“ mit Namen, die ihm an fünfzigtausend Franken kostete; die Gebrüder Arrii aßen eine Schüssel voll Nachtigallen, wofür sie die Kleinigkeit von hunderttausend Franken zahlten. In Asien und Amerika hingegen gibt es Menschen, die Stiefelsohlen verzehren; in Zentral-Afrika leben ganze Stämme von einer Art Erde. Oder, um auch von Europa zu reden, der Italiener ist zufrieden mit einer Handvoll Feigen oder Maroni, der Spanier mit einer Zigarro und einem Rettig. Angesichts solcher Tatsachen lohnt es sich doch wohl zu untersuchen, wie man mit wahrem Genuß zu essen vermag.

Man predigt heute überall über Kunst, Kunst im Hause, Kunst in der Schule, Kunst hier, Kunst dort. Doch von Kunst im Essen spricht man nicht. Freilich, jene Kunst, was für eine Geste man zu machen hat, wenn man eine Gabel in die Luft hebt, um sie graziös in den geöffneten Mund zu leeren, heißt ja auch Essenskunst, aber die wahre Kunst des Essens ist erhabener. Die wahre Eßkunst besteht darin, aus der Nahrungsaufnahme selbst sich einen Genuß zu gestalten, der auf unser Wohlbefinden wirkt. Man muß es verstehen lernen, jedes Gericht mit Behagen zu essen. Es muß durchaus kein Festmahl sein, selbst das einfachste Mahl kann

zum Genuß ausgestaltet werden, wenn man es recht versteht. Oft ist uns Hausmannskost lieber als Fürstentafel. Welch' wohliges Gefühl, wenn wir ein einfaches Gericht mit ganzem Genuß verspeisen. Wer nie gehungert, hat gar keine Ahnung, wie vortrefflich die einfachsten Speisen munden können. Davon konnte König Karl II. ein Liedchen singen, als er nach der Schlacht von Worcester zwei Tage in Wäldern herumirrte, und endlich in einer Bauernhütte etwas Milch und Schwarzbrot erhielt. Daß man im Essen auch selbst der einfachsten Speisen ebenfalls Maß halten muß, versteht sich von selbst. Überfüllung erzeugt Übersättigung. — Zu Großvaters Zeiten hielt man es für praktisch, bei der nächsten Mahlzeit wieder vorzusetzen, was bei der vorigen nicht schmeckte und so übrig geblieben war. Davon ist man — und wohl mit Recht — abgekommen. Man weiß es schon zu würdigen, daß ein derartiger Zwang der Gesundheit schadet und trägt deshalb den Leibgerichten Rechnung. Schon der freudige Gedanke, daß ein Leibgericht aufgetafelt wird, bewirkt eine Förderung der Lebensenergie. Leibgerichte sind solche Gerichte, die dem Leib ganz besonders zuträglich sind, die die Verdauung ganz besonders fördern. Man hüte sich aber, unter Leibgerichte Speisen zu verstehen, die zwar dem Gaumen gut munden, jedoch den Verdauungsapparat an seiner Tätigkeit hindern. Das richtige Funktionieren des Magens übt auf Geist und Körper sehr großen Einfluß aus.

„L'esprit fait les mortels aimables,
Mais l'estomac les fait heureux."



VI.
Kleinigkeitskrämerei.

Seht da den berühmten Herrn Professor! Er hat schon so viele Werke geschrieben und Hunderte von Schülern ausgebildet, die selbst schon wieder bedeutende Männer geworden sind. Er ist gewiß der gelehrteste Mann der Stadt, ja man sagt, daß im ganzen Lande sich nicht seinesgleichen an Gelehrsamkeit findet. Doch warum geht er wohl so tieftraurig seines Weges, als wenn ihm ein großes Unheil widerfahren wäre? Ach, gewiß hat Herr Professor Kummer und Verdruß im Hause gehabt! Der arme Herr Professor!

Bum! — Was ist das! Ein seltener Käfer ist an den Hut des Herrn Professor geflogen und ist betäubt zu Boden gefallen. Wie erheitert sich da plötzlich die Miene des Herrn Professor! Vergessen sind alle Ärgernisse, denn Herr Professor hat ein schönes Exemplar für seine Sammlung gewonnen!

Ein Professor ist kein Kind, aber Erwachsene fühlen auch oft das Bedürfnis, ein Steckenpferdchen zu besteigen. Und da geht es noch in ganz anderem Tempo vorwärts als beim Kinde. Flügel erhält es gar und schwingt sich zu den Sphären empor, fliegt durch der Sterne Reihen bis zu den Enden der Schöpfung. Und o Wunder! Sobald der Mensch sein Steckenpferdchen lenkt, sind vergessen Gram und Schmerz, Freude und Glück zieht ein in die Menschenbrust.

Der Gelehrte, der Künstler, der Adlige, der Kaufmann, der Bürgerliche, der Städter, der Bauer, sie alle reiten Steckenpferde völlig verschiedener Rasse, doch Steckenpferde sind es. Ein Schöngeist ist so wonnetrunken über ein gutes Gedicht als der Mineraloge über einen gefundenen seltenen

Stein. Seume lief zu Fuß nach Syrakus, um da Theokrit zu lesen und verschaffte sich auf diese Weise hohen Genuß. Der Ichthyolog betrachtet seine getrockneten oder in Spiritus gebannten Fische oft freundlicher und wohlgefälliger als seine besten Freunde. Der Zoologe studiert die Eingeweide eines Mistkäfers so eifrig und mit derselben Wichtigkeit, als ob es gälte, den Ursprung der Welt und die Bestimmung des Menschengeschlechts zu erforschen; mancher auch hält ersteres noch wichtiger als letzteres. Ein Anatom kann einen Leichnam, bei dem es Interessantes zu untersuchen gibt, wochenlang in seiner Stube haben. Es gibt Anatomen, die teilen die Menschen nur in zwei Klassen: in solche, die präparieren und solche, die sich präparieren lassen. Ein Mann hatte eine schwere Operation hinter sich und erhielt nun jede Stunde dreißig Tropfen einer Medizin. Der Brave zählte jede Minute bis zur vorgeschriebenen Einnahme seiner Essenz, dann jeden Tropfen. Dafür wurde er dann auch dadurch belohnt, daß ihm der große Chirurg gerührt auf die Schulter klopfte und sagte: „Wahrlich, Sie sind wert krank zu sein!" — Plato machte drei Reisen nach Syrakus einzig und allein wegen seines Steckenpferdes der Republik. Obgleich schon der erste Versuch unglücklich ablief, konnte Plato selbst im Alter von siebzig Jahren es nicht unterlassen, nochmals die weite Reise zu unternehmen, welcher Versuch natürlich ebenfalls scheiterte und Plato selbst beinahe das Leben gekostet hätte. — Onkel Tobias Shandy erhielt bei Namur eine schmerzhafte Wunde, doch die Erinnerung jenes Feldzugs und seine Nachbildung in seinem Gärtchen, wo er sich die Veste Shandyhill baute und neue Kampagnen veranstaltete, verschafften ihm die seligsten Stunden seines Lebens.

Ja, ja, so sind wir Menschen! Der Blick ins Kleine beseligt uns oft mehr als der Blick ins Große, und oft finden wir auf den Flügeln der Mücke die Ruhe wieder, die wir auf der Bühne der Welt vergebens gesucht.

VII.

Heúreka.

Archimedes, der, im Bade befindlich, das hydrostatische Grundgesetz entdeckte, wonach jeder in eine Flüssigkeit getauchte Körper darin soviel von seinem Gewicht verliert, als das Gewicht der von ihm verdrängten Flüssigkeitsmasse beträgt, konnte seiner Freude über diese wichtige Entdeckung keine Zügel anlegen, sprang nackend in die Straße und rief: Heúreka, Heúreka! — Der Gelehrte, der eine Wahrheit gefunden, oder der Künstler, der ein Kunstwerk zustande gebracht, empfindet die reinste aller Naturfreuden, die Freude des Schöpfers an seiner Schöpfung. Wenn wir uns Tage lang geplagt, ohne zu finden, was wir suchten und es schließlich doch finden, oder nach vielen vergeblichen Mühen eine Wahrheit zu erkennen, diese Wahrheit plötzlich wie Schuppen von den Augen fällt, so ist es uns, als wären wir neugeboren und es überkommt uns eine Erleuchtung von oben. Es erhebt sich dann der Geist über den Staub der Erde und man glaubt des Himmels Tore offen zu sehen.

Einer meiner Freunde brachte aus Afrika einen Hottentotten mit. Natürlich war in unserer kleinen Stadt ein jeder begierig, den wilden Mann zu sehen und kennen zu lernen. Er erhielt europäische Kleidung, die er jedoch am liebsten zerrissen hätte, da sie ihm eine Pein war. Nachdem er sich mit großer Mühe ein wenig in die europäischen Verhältnisse eingewöhnt hatte, nahm ihn mein Freund bei vielen seiner Besuche mit. Zuerst ging es zu einem Schriftsteller. Als

der Wilde dieses Mannes ansichtig wurde, der, die Feder in der Hand, an seinem Pulte wie angeschmiedet saß, fragte er, was dieser Mann denn tue. Man erklärte ihm, dies sei ein Schriftsteller, der der Welt eine neue Entdeckung bringen oder ihr seine eigentümliche Ansicht des bisher Gefundenen mitteilen will. Der Wilde antwortete nur: „So, so, hm, hm!“ Bald darauf ging es zu einem Chemiker, dann zu einem Physiker. Als der Wilde über deren Beschäftigungen noch mehr staunte, erklärte man ihm, daß diese Männer der Wissenschaft damit beschäftigt seien, die Eigenschaften und Wirkungen der Grundkräfte der Natur näher kennen zu lernen. Wieder erwiderte der Wilde nichts als die Worte: „So, so, hm, hm!“ Er wurde noch zu anderen Männern der Wissenschaft hingeführt, die alle großes Interesse hatten, den Wilden zu sehen. Mit größtem Erstaunen betrachtete der Wilde das ihm sehr sonderbar erscheinende Treiben der Gelehrten und fragte schließlich meinen Freund: „Sind denn alle diese Menschen verrückt?“ Die Erklärung, daß gerade diese Männer im Begriffe seien, ihren Verstand zu schärfen, machte den Wilden nicht minder staunen. — Der Tor kann sich eben keine Vorstellung machen, wie groß die Freude an der Wahrheit ist, und wie sehr diese für die angewandte Mühe und Anstrengung reichlich entschädigt. Hier verläßt einer Vaterland, Familie und Freunde, um mit Gefahr seines Lebens seltene Vögel oder Käfer heimzubringen oder die Quelle eines Stromes zu ermitteln. Dort wühlt jemand tagelang im Staube einer alten Büchersammlung, um ein Datum der Geschichte zu berichtigen. Die vielen mühsam angestellten Untersuchungen und Aufopferungen lassen sich nicht mit Gold bezahlen. Aber die Freude über die gefundene Wahrheit, die hohe Befriedigung, die die Wahrheit gewährt, wiegt alle Mühen auf.



VIII.

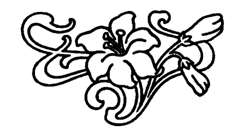
Warum in die Ferne schweifen, sieh', das Gute liegt so nah'.

Ein lebensfroher Mann suchte einst die Wahrheit und fand sie nicht. Er studierte alle Systeme der Wissenschaft — die Wahrheit fand er nicht. Er entdeckte gar manches, was vor ihm noch kein Mensch gefunden hatte — die Wahrheit fand er nicht. Gar vieles, was er entdeckt und erfunden hatte, schien ihm die Wahrheit zu sein. Doch wenn er es genau untersuchte, so erkannte er, daß es nur *seine* Wahrheit, nicht aber *die* Wahrheit sei. Da grämte sich der Mann über die Maßen und wurde Einsiedler. Er durchstreifte nun von früh bis spät die Wälder, suchte die einsamsten, abgelegensten Pfade auf, in der Hoffnung, der Wahrheit zu begegnen. Er begegnete wohl allerlei phantastischen Spukgestalten — der Wahrheit begegnete er nicht.

Da fügte es nach vielen Jahren der Zufall, daß der Einsiedler an einen Weg gelangte, der auf die große breite Landstraße führte. Wie sehr er sich auch anstrengte, Seitenpfade aufzufinden, seine Mühe war vergebens. Von allen Seiten war alles mit undurchdringlichem Gestrüpp bewachsen. — So blieb denn dem Einsiedler nichts übrig, als auf der Landstraße zu marschieren. Doch kaum hatte er den Fuß auf die breite Straße gesetzt, da blitzte ihm ein Strahlenlicht entgegen und — er sah endlich die so lange von ihm vergeblich gesuchte Wahrheit. Da erkannte der

Mann, daß er die Wahrheit schon früher hätte entdecken müssen, wenn er nicht geglaubt, sie müsse tief verborgen sein.

Wahrlich! Das Leben ist so voller Irrtümer und Täuschungen, daß jede gefundene, selbst scheinbar objektive Wahrheit mehr oder minder nur eine relative Wahrheit ist. Diese relative Wahrheit aber, die uns immerhin glücklich macht und deshalb notwendig ist, besteht in den schwierigsten Fällen oft nur darin, einfach die goldene Mittelstraße zu wandeln.



IX.

Selbsttäuschungen.

Wir besitzen einen merkwürdigen Instinkt, über den wir uns selbst nicht klar sind. Auch die Klügsten unter den Klugen glauben oft, dem Schwindel den Vorzug geben zu müssen vor der nackten Wahrheit. Selbst, wenn das Schwindelhafte der Sache offenbar ist, so lieben viele dennoch bewußt die Illusion, den Schwindel. Je unklarer, je geheimnisvoller und verwickelter der Schwindel ist, desto größeres Vertrauen wird ihm entgegengebracht. Sagt einem Totkranken, daß die Heilung fast unmöglich sei, so wird er in den meisten Fällen eure Kunst und euch verspotten; suggeriert ihm jedoch, daß er mit Bestimmtheit binnen kurzem geheilt sein wird, so wird er euch glauben und ehren.

Da ist eine gute Ware, die überaus empfehlenswert ist. Dazu ist der Preis so gering, daß jedermann ihn leicht erschwingen kann. Doch kein Käufer stellt sich ein, denn der Fabrikant weigert sich, mit Rücksicht auf sein gutes Fabrikat, die Reklamekosten zu tragen. Dort ist eine andere Ware, schlecht und teuer, die sich gewiß niemals verkaufen ließe. Doch durch geeignete Schwindel-Reklame gelingt es dem Fabrikanten, seine schlechte Ware überall einzuführen und großen Absatz zu erzielen.

Ein Professor sitzt im Wirtshaus und läßt sich Austern geben. Warum sind heute wohl gerade Austern die Lieblingsspeise des weisen Mannes? Sehr einfach! weil sie nicht wohlfeil zu erstehen sind. Je teurer die Sache, um so mehr

wird sie geschätzt. Was wir oft und billig haben können, ist uns keine Delikatesse mehr, denn unser Gaumen ist daran gewöhnt. So lächerlich für jeden Einsichtigen die Sache auch ist, so ist es dennoch wahr, daß bei den meisten Menschen die Freude am Genuß sich mit dem Preise steigert. Obgleich doch die Speise an und für sich gerade so gut mundet, wenn sie billig ist, so gewinnt doch bei den meisten Menschen dieselbe Speise an Ansehen weit mehr, wenn sie teuer ist. Wir beklagen uns nicht einmal, wenn die im Treibhaus gediehenen Erdbeeren und Kirschen wässerig sind. Es sind eben seltene, teure Produkte. Sobald die Zufuhr größer und die Preise billiger werden, sobald die Treibhausfrucht nun als natürliche noch besser mundende Frucht bei jedem Grünkramhändler zu haben ist, hört der eigentliche Reiz auf.

So sind die Menschen durch die Täuschung glücklich, und wenn niemand sie betrügen will, so betrügen sie sich selbst.



X.
Ungerechte Wertungen.

Die Tibetaner an den südlichen Abhängen des Himalaya begrüßen sich auf die Art, daß sie die Zunge ausstrecken, mit dem Kopfe nicken und sich in den Ohren kratzen. Man könnte nicht gerade behaupten, daß dies bei uns schicklich wäre. Wenn ein Herr auf Java seinem Diener etwas befiehlt, so läßt dieser ein scharf ausgestoßenes „äh“ hören. Bei uns ist dies ein Laut des Ärgers, dort zu Lande hingegen ein Zeichen des willigen Gehorsams. Wenn wir es für unhöflich halten, einem vornehmen, uns bekannten Herrn, dem wir begegnen, den Rücken zuzukehren, so hält der Javane dies gerade für ein notwendiges Zeichen seiner Ehrerbietung. Auf Neuseeland und den meisten Südseeinseln berühren sich Gleichstehende mit der Nasenspitze, die Neger auf der Goldküste entblößen die linke Schulter, wenn sie sich begegnen u. s. w. Stellen wir uns nun einmal vor, ein Hottentotte oder Fidschi-Insulaner habe uns besucht und gibt, nach seiner Heimat zurückgekehrt, eine Schilderung von den Sitten und Gewohnheiten der europäischen Länder. Wie sehr verkennt er sicherlich die schönsten und nützlichsten Einrichtungen unserer Kultur! —

Nun sind zwar wir von der Kultur beleckten Europäer in unserem Urteil genauer und wissen die Verhältnisse des menschlichen Zusammenseins weit besser zu würdigen. Begegnen nicht aber auch uns tagtäglich Irrtümer in der Beurteilung des Lebens? Wer den Unterschied zwischen dem

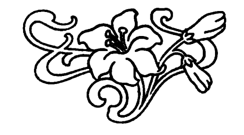
Leben in großen Städten und dem Leben auf dem Lande kennt, kann nur allzu häufig gewahren, daß Leute, die nur das Stadtleben kennen, keine Ahnung von dem Getriebe auf dem Lande haben und auch umgekehrt. —

Doch alle derartigen Irrtümer sind nur sehr gering gegen die Irrungen des Menschengeistes auf dem Gebiete der Naturbetrachtungen. Was wir von Kindheit an wahrzunehmen gewöhnt sind, bezeichnen wir als selbstverständlich; was wir jedoch zum ersten Mal wahrnehmen, erscheint uns wunderbar, wenn es auch nach bekannten Gesetzen sich kundgibt. Daß Strahlen durch Glas und Kristall hindurchgehen, erscheint uns selbstverständlich, denn wir sind an diese Erscheinung gewöhnt; daß Strahlen jedoch durch Papier, Holz, Leder, Fleisch u. s. w. hindurchgehen, wie es bei den Röntgenstrahlen der Fall ist, dünkt uns unfaßbar, denn wir sind daran noch nicht gewöhnt. — Wir halten es für selbstverständlich, daß ein nicht befestigter Körper, der schwerer als die Luft ist, fallen muß, weil er ja von der Erde „angezogen" wird. Daß diese Anziehung aber keine Erklärung, sondern nur ein Wort zur Bezeichnung der Tatsache des Fallens ist, wird den meisten nicht klar.

Wir glauben äußere Gegenstände selbst zu sehen, zu betasten, zu schmecken, zu riechen, überhaupt wahrzunehmen. In der Tat nehmen wir jedoch nur unsere Sinneseindrücke unmittelbar wahr. Wenn wir von der leuchtenden Pracht des gestirnten Himmels, von dem blendenden Licht der Sonne, von der Mannigfaltigkeit und Harmonie der Farben reden, so bedenken wir dabei nicht, daß all dies nur in unserer Empfindung existiert. Was nämlich die Physiker „Licht" nennen, ist nichts als eine vibrierende Bewegung der Moleküle, nichts als die Ursache der Erregung der Sehnerven; und was Wärme genannt wird, ist nichts als die Reizung der Hautnerven. Da der Gedanke, daß die äußeren Gegenstände dunkel sind und nicht gesehen werden können, dem

natürlichen Schein widerspricht und uns Grausen einflößt, haben die Menschen den Gebrauch ausgebildet, Sinnesempfindungen und deren physikalische Ursachen mit denselben Worten zu bezeichnen. Die Sonne, die den Tag erleuchtet, die Haut erwärmt, so viel Leben und die Bewegung auf Erden erzeugt: diese blendende Sonne ist aber nur organisierter Schein und alle Wirkungen erfolgen gemäß diesem Schein. Wohin man auch schaut, überall nur Schein und Schatten. Alle Körper sind nur eine Vorstellungsart in uns. Wohl kann man die Tatsache der Wahrnehmung erklären, doch die Körper selbst können nicht wahrgenommen werden.

Phantasie! breitest du auch weit deine Fittiche aus, du kommst nicht über die Grenzen deines Käfigs hinaus!



XI.
Ein harter Kampf.

Mehrere Philosophen hatten einst einem Menschenfresser das Leben gerettet. Da fühlte der Menschenfresser in sich eine gewaltige Regung zum Guten, und die Weisen benutzten die Gelegenheit, den Wilden zu erziehen. Das war bei einem Menschenfresser keine leichte Aufgabe. Immer wieder fragte der Wilde: Warum soll ich die Richtung auf das Sittliche, auf die Pflicht, festhalten, nicht mich gehen lassen, nicht jedesmal dem Triebe, der Eingebung des Augenblickes folgen? Die Weisen sprachen darauf von Gewissen, von Gottesgebot und Strafgesetz. Auf den Menschenfresser aber machte dies keinen Eindruck, denn in ihm schwieg die Stimme des Gewissens, und von einem bewiesenen Gott der natürlichen Religion oder von einem gefühlten Gott des Pantheismus war er nicht zu überzeugen; von einem Strafgesetz aber wollte er vollends nichts wissen, denn er wollte sich unter keinem Preis vor der Macht eines fremden Willens beugen.

Da blieb den Philosophen nichts übrig als dem Wilden nach den Regeln der Vernunft und Wissenschaft die Gründe, aus welchen das sittliche Handeln berechtigt ist, auseinanderzusetzen. So sprachen sie denn von Mitleid und Bewunderung für das Erhabene, den beiden gewaltigen Gefühlen, die die Triebkräfte des sittlichen Handelns sind; sprachen von dem allmächtigen Gesetz der Entwicklung, welches die treibende Kraft ist, die den Menschen sowohl im Handeln als auch im Gewissen emporhebt; sprachen von dem ewigen

Glück der Redlichen, von dem einstigen Ausgleich aller Dinge; sprachen — so lange, bis sie den Wilden endlich überzeugt hatten, daß es Pflicht und im Interesse der Menschheit sei, sittlich zu handeln.

Nun, so begann der Wilde, so will ich denn euren Wünschen folgen, will sittlich handeln. Doch erkläret mir, ihr weisen Leute, erkläret mir des Genaueren, was heißt denn sittlich handeln?

Da lehrte der eine: Unser Wille muß notwendig einen Endzweck haben. Das einzige, was du als Endzweck und nicht blos als Mittel zu anderen Zwecken erstreben und wollen sollst, sei das Vergnügen und das Freisein von Leid.

Ein Zweiter lehrte: Nein, mein Sohn, nein! Nichts bedürfen ist göttlich. Erstrebe Bedürfnislosigkeit! Je weniger du bedarfst, um so göttlicher bist du.

Ein Dritter meinte: Wissen, mein Sohn, Wissen mußt du sammeln. Je mehr Wissen du besitzest, um so sittlicher bist du.

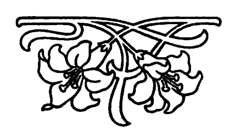
Der Vierte aber rief: Du willst wissen, was sittlich handeln heißt? So höre denn: Je mehr du dich der Tugend befleißigst, eine um so höhere Stufe der Sittlichkeit nimmst du ein.

Da rief der Fünfte: Höre mich, mein Sohn, und beherzige es wohl: Das moralisch Gute der Handlungen besteht lediglich darin, daß dieselben um des von der Vernunft gegebenen moralischen Gesetzes willen verübt werden. Die Sittlichkeit allein gibt dem Menschen das Sittengesetz, und aus Achtung vor diesem moralischen Gesetz mußt du sittlich handeln. Nur was du mit Rücksicht auf das allgemeine tust, ist sittlich, auch wenn es deine eigene Glückseligkeit behindert und deinem eigenen Interesse zuwiderläuft.

Da ward dem armen Wilden von all dem so dumm, als ging ihm ein Mühlrad im Kopfe herum.

Wir arme Menschen! Ist es nicht tief beklagenswert,

daß bis jetzt noch keine Übereinstimmung erzielt worden ist in den Fragen, was Recht und Unrecht bedeuten und welches der Grund unserer Verpflichtung zum Rechttun ist? Schon seit Jahrtausenden versucht die Menschheit das Wesen der Moralität zu erfassen und noch heute sind ihre bedeutendsten Geister in Beantwortung dieses Problems in verschiedene Lager gespalten.



XII.

Schicksal.

Ich befand mich in einem lieblichen Tal. Malerische Landschaften umflossen es; reine Quellen wanden ihr Silber durch duftende Linden und Akazien. Anmutig lagen die Wohnungen der Menschen, aus denen die Fenster lustig hell im glitzernden Sonnenstrahl blinzten. Und in dem Wasser des lieblichen Sees spiegelte sich das reine Blau des Himmels und über seine Wellen schwärmten buntgeflügelte Schmetterlinge in irrenden Kreisen. Heiterer Gottesfriede herrschte um mich her, alles atmete gedeihendes Leben, harmonisches Sein. Der Strahl des herrlichen Sonnenlichts drang in mein Auge und erfüllte meine Seele mit Entzücken. Ich war glücklich, überglücklich. —

Doch dann sah ich das Schicksal, das gewaltige blinde Ungetüm, das, seiner Existenz selbst unbewußt, die erzielten Resultate des Werdens mordet. —

Ich sah einen krausköpfigen Blondkopf, einen lieben braven Buben, der fiel über das Brückengeländer des Sees und sah nie mehr das Sonnenlicht. — Und als ich mich betrübt über die Ergebnislosigkeit der Rettungsversuche nach Hause wandte, da sah ich und konnte es nicht mehr hindern, wie eine Katze sich auf eine unschuldige Taube stürzte und sie zerriß. — Und als ich bekümmert zum Himmel schaute, fragend nach dem Gesetz, das die Welt regiert, da sah ich einen Storch vorüberfliegen, der hatte im Schnabel einen zappelnden Frosch, und dieser würgte noch an einem halberstickten Insekt, das er sich aus lustigem Reigen geholt.

Da hatte ich genug gesehen und war nicht mehr glücklich, gar nicht mehr glücklich.

Ich nahm ein Buch zur Hand, um mich zu zerstreuen. Da schlug ich die Geschichte Roger Bacon's auf, der der Welt himmlische Wahrheiten geschenkt und dafür die schönsten Lebensjahre im Kerker schmachten mußte. Ich blätterte weiter. Da las ich mit Schaudern von Giordano Bruno, der für seinen Kampf um die Wahrheit auf dem Scheiterhaufen enden mußte.

Alles Leben, warm pulsierend wie es uns heute lacht, wird ja auch einst dem Schicksal Platz gemacht haben. Alle Werke von Menschenhand, alle Geistesarbeit, alles Große und Schöne: ein kaltes Nichts wird an seine Stelle getreten sein. Vanitas vanitatum! In freudeverheißenden glücklichen Tagen zieht mancher seine Bahn — wohin es geht, wer weiß es?

O, wenn uns der Glaube und die Hoffnung nicht hielt!



XIII.

Kleine Ursachen — große Wirkungen.

Oben am Berg, hart an der Böschung, lag ein Steinchen, ein unscheinbares, von niemand beachtetes Steinchen. Das war kein Diamant und Edelstein, sondern ein schmutziges, ganz gewöhnliches Steinchen. Da lief ein Berghäschen über den Weg, das ärgerte sich über das einfache Steinchen und gab ihm einen Stoß, daß es über die Böschung flog. Im Fallen nun fiel das Steinchen gegen einen größeren Stein und da dieser nur lose im Erdreiche steckte, so wurde durch den Stoß des Steinchens der größere Stein ins Rollen gebracht. Im Rollen stieß der große Stein gegen einen Felsen, der dadurch ins Wanken geriet. Der Felsen stürzte mit großem Getöse den Abhang hinab bis hinunter in den Fluß. Da der Felsen die ganze Breite des Flusses einnahm, so war das Wasser in seinem freien Lauf behindert und nahm eine andere Richtung an. Nun entstand dort, wo früher der Lauf des Flusses war, großer Wassermangel, sodaß die Wiesen und Äcker verdorrten. Und dort, wo jetzt der Fluß sich seinen Lauf gebahnt, waren Überschwemmungen an der Tagesordnung, sodaß wegen allzuvielen Wassers nichts gedieh. So entstand große Hungersnot im Lande und Mensch und Tiere darbten sehr. —

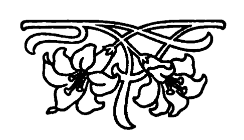
Und wer war an all dem Schuld? Nun, wer wohl? Niemand anders als das Häschen, das sich geärgert über das Steinchen, über das unscheinbare, von niemand beachtete Steinchen? — Oder war's etwa nicht so?

XIV.

Hoffnung.

Es war einmal ein Mann, ein superkluger Mann, der trotz seiner Klugheit hoffte. Wenn er zu Ende gehofft, so hoffte er immer wieder von neuem. Er wußte vermittelst seiner Klugheit ganz genau, daß die Zukunft nicht anders als die Vergangenheit sein werde und trotzdem erwartete er sie mit Ungeduld. Er war davon überzeugt, daß die Hoffnung täuscht und trotzdem ließ er beim Begraben der einen Hoffnung wieder andere Hoffnungen zur Hintertüre ein. Morgen kam und noch einmal morgen und abermals morgen. Er spielte auf dem Welttheater, war bald in Komödien, bald in Tragödien tätig, meist in Tragödien. Der oberste Leiter wies ihm sehr verschiedene Rollen zu, bald übergeordnete, bald untergeordnete, manchmal war er gar nur Statist. So vergingen die Tage, so vergingen die Jahre. Manchmal war ihm zum Verzweifeln zumute, und wenn lange genug des Schicksals Eisenhand die Dornenkrone ihm auf das Haupt gedrückt, so sah er eine Gestalt in phantastischem Gewande, die an steiler, kalter Felsenwand ein Blümchen für ihn pflückte. Er freute sich wie ein Kind über das Blümchen und war getröstet. Doch wenn er nach dem glitzernden Flitter der glänzenden Erscheinung griff, so entpuppte sich dieser als Nebel. So verging das Leben in kleinlicher Freude und

kläglichem Gram. Als es mit unserem Mann zu Ende ging, ganz, ganz zu Ende ging, da sah er wieder die himmlische Gestalt in phantastischem Gewande wie die Morgenröte von glänzenden Nebeln umhüllt. Sie stand aber noch fern am Horizont. — Ob diesmal die Gestalt nicht wieder eine Trug-gestalt gewesen, konnte mir der Mann nicht mehr sagen, denn er war gestorben.



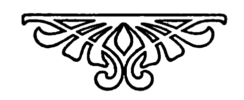
XV.

Weltanschauung.

Ich kannte einen, dem schien der ganze Zustand des Menschen nur Plage und Elend. Er hielt es mit Herakleitos, dem weinenden Philosophen aus Ephesos, betrachtete mit Wehmut das Leben und blies Trübsal. Er sprach von der Nichtigkeit aller Dinge und Bestrebungen, haßte die oberflächliche, eitle Menschenmenge, die ihm wie das Piedestal war, auf dem das Genie sich erhebt. Da spotteten die Menschen seiner wegen seiner scheuen Zurückgezogenheit von der Welt, wegen seiner menschenfeindlichen Gesinnung und wegen seiner Überzeugung von der Nichtigkeit alles Irdischen. Als er merkte, daß alle Leute ihn Tag für Tag auslachten, wurde er schließlich darüber ärgerlich, daß alle Ursache zum Lachen hätten, während ihm selbst zum Weinen zu Mute war. Er verbiß sich immer mehr in Ärger, und als dies nichts half, warf er gar seinen Herakleitos in den Ofen. Er wandte sich nun dem Demokritos zu, dem die Torheiten dieser Welt nur Lachen abgewinnen konnten und der alles von der heiteren Seite nahm. Nunmehr betrachtete er als das höchste Glück die unerschütterliche Gelassenheit, welche frei ist von törichter Furcht und eitler Hoffnung. Alle Singchöre von Nichtigkeit, Posse und Verwirrung machten ihm fortan Vergnügen. Da lachten ihn wiederum die Leute aus und hielten ihn für einen Narren, denn, so sprachen sie, närrisch müsse der sein, der angesichts des Elends dieser Welt nichts Besseres wisse als zu lachen. — Was nun

machen? Da kam unserem Mann der Einfall, alle Dinge und Verhältnisse des Lebens zugleich zu belachen und zu beweinen. Nun hielt man ihn jedoch erst recht für einen Narren und Heuchler. So konnte er es niemand recht machen, bis ihm ein glücklicher Gedanke kam: Er fand als das beste heraus, die Welt je nach den Umständen bald zu belachen und bald zu beweinen. Nun hielt man ihn für einen bedeutenden Weisen und großen Philosophen. Er bekam einen großen Ruf im Lande und lebte glücklich und zufrieden.

Mach's ebenso oder auch nicht!



XVI.

Determinismus und Willensfreiheit.

1.

Auch ich war ein Knabe und träumte einst süße Märchenträume. Doch die Tage kamen und gingen, und die Tage kamen und gingen und die Jugend zerrann. Ach, nun träume ich so garstige, widrige Träume, und wenn ich erwache, muß ich mir leider nur allzu oft sagen, daß ich die Wahrheit geträumt.

Da träume ich neulich, ich sei ein Hund — jawohl, ein Karrenhund. Und ich zog den Karren nicht einmal, sondern war hinten angebunden und genötigt, immer in demselben Tempo nachzulaufen, in welchem der Karren sich fortbewegte. Wurde er schnell gezogen, so lief ich schnell; kam er langsam vorwärts, so trabte ich langsam hinterdrein. Einst, als der Karren sich sehr schnell vorwärts bewegte, ward ich es müde, ihm nachzueilen und trotzte. Das kam mir übel zu stehen. Ich hatte vergessen, daß ich mit Ketten angebunden war. Je mehr ich mich sträubte, um so mehr wurde ich gezogen, und die eisernen Fesseln drangen mir tief in's Fleisch. Da ward ich aber erst recht wütend, bellte mein „wau wau“ so laut ich konnte und versuchte mit aller Kraft, den Karren zum Halten zu bringen. Vergebens! Je mehr ich wütete, um so mehr wurde ich geschunden, und es gelang mir nicht, das Tempo auch nur um das geringste zu vermindern. Da merkte ich schließlich, daß mir nichts weiter übrig blieb, als

mit Geduld dem Karren zu folgen, mich in mein Schicksal zu ergeben und das Tempo anzuschlagen, welches mir angewiesen war.

So vertraute ich blindlings der Leitung. Bin ich über meine Kraft angestrengt worden? Manchmal allerdings zogen wir durch Morast und öde Steppe, doch auch häufig genug ging's durch anmutige Auen und liebliche Täler. Nach Jahr und Tag stellte sich zwischen meines Geschickes Lenker und mir das richtige Verhältnis ein. Und weil ich jetzt nicht mehr gezerrt und geschunden wurde, fiel es mir leicht zu denken, daß sich alles nach meinem Willen richtet. —

Auch ich war ein Knabe und träumte einst süße Märchenträume. Doch die Tage kamen und gingen, und die Tage kamen und gingen, und jetzt träume ich garstige, widrige Träume.

2.

War einst ein Schäferhund, der lief auf und nieder, bellte, biß seine Schafe nach Herzenslust und freute sich seiner Freiheit. Er fühlte sich als Herr einer großen Herde, denn alle Schafe mußten dorthin eilen, wohin er sie trieb. Und wenn ein Schaf es sich einfallen ließ, vom Wege abzulenken um seinen eigenen Weg zu gehen, so bekam es den Zahn unseres Schäferhundes zu fühlen. War er mit seinen Kollegen, den Herren Spitz, Dachs, Mops, Windspiel, Jagdhund zusammen, so rühmte er sich unaufhörlich seiner Herrschaft über die Schafe. „Seht Kollegen," so rief er aus, „kein König kann freier sein als ich es bin. Ich treibe die Schafe wie es mir paßt, tue was mir gefällt, und wer sich meinem Willen widersetzt, den strafe ich." — Eines Tages, als unser Schäferhund so recht vor Freiheit strotzte, ging er nicht dem Hirten nach, sondern führte die Schafe auf ein Feld, dessen Betreten verboten war. Da kam flugs der Hirte

herbei, nahm seinen dicken Knotenstock und ließ ihn auf des Hundes Rücken niedersausen. Da mußte der arme Schäferhund erkennen, daß er nicht frei sei, sondern nur den Willen des Schäfers vollziehe, der die Richtung der Herde lenkt.

War einst ein König, der hatte viele Soldaten, die verstanden zu rauben und zu morden. Da gewann der König Provinz auf Provinz, wurde immer reicher und reicher, bis er ganz reich war. Alle benachbarten Länder waren ihm tributpflichtig geworden und auch alle fernen Reiche zitterten vor ihm. Da kam dem König der Gedanke, die ganze Welt sich untertan zu machen. Einige gute Freunde des Königs warnten diesen wegen seines Vorhabens, doch vergebens. „Ich bin frei", so sprach der König, „kann tun und lassen was ich will. Ich will — und mein Wille sei euch allen Befehl!" Da rüstete der König ein großes Heer aus, zog gegen ein kleines Volk und siegte — nicht, sondern unterlag. Da rüstete der König ein noch viel größeres Heer aus und unterlag abermals und abermals.

Alte Geschichte, nicht wahr? Jawohl, alte Geschichte, doch ist sie ewig neu. „Homo proponit, sed Deus disponit." „Der Mensch denkt, Gott lenkt". „Afflavit Deus et dissipati sunt." „Gott der Allmächtige blies, und die Armada flog nach allen Winden."



XVII.

Erkenne dich selbst!

Wie groß dünkt sich mancher auf Erden und wie breit macht er sich und glaubt, daß seinetwegen Sonne, Mond und Sterne am Firmamente auf- und niedertanzen! Was ist der Mensch auf unserer Erde? Ein Staubkörnchen. Und was ist gar unsere ganze Erde im großen Weltenall? Auch nur ein Staubkörnchen. Einhundertundzehn Erdkugeln in gerader Linie aneinander gelegt, kommen erst dem Durchmesser der Sonne gleich, und bequem eineinviertel Millionen mal läßt sich unsere Erde in den Sonnenkörper hineinwerfen. Da oben sehen wir einen Stern so groß wie ein Zehnpfennigstück. Das ist der Jupiter. Dieser Planet ist so groß, daß erst eintausenddreihundert Erdenkugeln ihn ausfüllen könnten. Angesichts dieser Tatsachen sollte der Mensch seinen Hochmut ablegen und lernen sich zu bescheiden. Statt dessen jedoch dürsten viele nach Eitelkeit und leerem Wahn. Wie vergällt doch so mancher seinem Nachbar den Raum, auf dem er steht und verbittert ihm sein Leben durch Haß und Unduldsamkeit! Wie setzen doch viele ihre Hoffnung auf Dinge, die die Zeit im Fluge mit sich reißt! Immer mehr legt unsere Zeit die ganze Seele in das äußere Wirken und vernachlässigt das innere; immer mehr trachtet man mehr nach Quantität statt nach Qualität. Eine allgemeine Verflachung der Geister macht sich bemerkbar und die Vertiefung der Einsicht, die Läuterung des Gemüts und Bewußtseins werden hintangestellt. In allen Kreisen wird eine beständige Gefühls- und Schein-

heiligkeitskomödie aufgeführt. Unser Gesellschaftsleben besteht aus konventionellen Lügen, die Menschenwürde stirbt langsam an dem Gift der hohlen Konvenienz. Was wir Glauben nennen, ist Lug und Trug oder Dummheit, was wir Loyalität nennen, ist Rechthaberei; was wir Liebe nennen, ist alles Mögliche, nur nicht Liebe. Der Wohltätigkeit fehlt es an Geschicklichkeit, der Erkenntlichkeit an Aufrichtigkeit. Da sind politische Utopien mit ihren Auswüchsen; da sind halbgelehrte „gelehrte" Frauen; da ist der Reklameschwindel mit den gemachten Größen des Tages: Jede wahrhaftige Natur muß Grauen und Schaudern empfinden vor der Hohlheit unserer Lebensformen voll Schmeichelei und Heuchelei. Wir besitzen nichts als die Natur und das bischen Kunst und Wissenschaft und die Religion. Durch diese allerdings können wir uns über das Kleinliche, Endliche, Niedrige dieser Welt erheben und die Welt in ihren großen Zusammenhängen fassen, und das macht unsere Größe aus.



XVIII.

Wissenschaft und Religion.

Es waren einmal zwei Schwestern, Wissenschaft und Religion. Beide wuchsen heran und es kam schließlich der Tag, da sie von der Mutter, der Wahrheit, Abschied nehmen mußten, um hinauszuziehen ins geräuschvoll bewegte Leben. „Zieht hinaus“, so sagte die Mutter, „zieht hinaus unter die Völker der Natur und macht sie glücklich! Dir, Wissenschaft, gebe ich die Fähigkeit, Erkenntnis, Erleuchtung, Bildung um dich her zu verbreiten. Dir, Religion, schenke ich die Gabe, alle Tränen zu trocknen, alle Wunden zu heilen, alle Kümmernisse, Sorgen und Schmerzen schwinden zu machen. Ihr beide seid berufen, das Menschengeschlecht zu veredeln, es empfänglich zu machen für alles Gute und Schöne. Doch nur wenn ihr einig seid, werdet ihr das Ziel erreichen können. Wohl wird die Religion ohne philosophisch-wissenschaftlichen Hintergrund eine Zeitlang auskommen können, indem die Liebe allein ihr Halt gewährt und alles Unebene ebnet. Doch bald wird wie Wachs die Leidenschaft schmelzen und der Mensch sich erinnern, daß das Hirn zum Denken geschaffen. Wohl wird die Wissenschaft allein eine Zeitlang von ihren herrlichen Errungenschaften leben können, doch bald wird der Mensch sein Herz entdecken und der Wissenschaft den Rücken kehren. Also Wissenschaft und Religion, zusammen müßt ihr wirken, wenn ihr das Menschengeschlecht beglücken wollt. Hütet euch sehr vor Zwist! Ihr würdet sonst veranlassen, daß die Menschen fanatische Parteien

bilden, die gegenseitig über sich herfallen und sich zerfleischen; statt edler werden sie täglich frivoler werden, und schließlich werden sie an der innerlichen Indifferenz ihrer Überzeugungen zu Grunde gehen. Kein Volk hat je als durch einheitliche Überzeugung geblüht, von eurem Zusammenhalten also ist nichts geringeres abhängig als Sein oder Nichtsein der Zivilisation."

Die Schwestern waren kaum eine Strecke Weges miteinander gegangen, so lagen sie sich schon in den Haaren. Jede, stolz auf die Gaben, welche die Mutter ihr mit auf den Weg gegeben, verachtete die Schwester und hielt deren Gaben für minderwertig.

„Ich", so begann die Religion, „bin das Leben in Gott, bin das lebendige, im Herzen wohnende, das ganze Gemüt durchdringende Etwas; ich bin das Heilige, Unendliche und verlange von Dir, Wissenschaft, daß Du mir dienest."

„Larifari", antwortete die Wissenschaft, „höre auf mit Deinen lächerlichen Anmaßungen! Du bist weiter nichts als das höchste Maß von Unwissenheit. Du bist das übernatürliche Kind unserer Mutter, ich aber bin das natürliche. Ich habe keinen Feind als den Nichtwisser. Mein Wert wiegt alles andere auf. Ich bin die Herrin und Du mußt meine Sklavin sein."

„Gerade weil ich übernatürlich bin", rief die Religion aus, „bin ich mehr als Du."

So stritten die beiden Schwestern. In Gegenwart des Menschenvolkes schämten sie sich anfangs ihres unedlen Streites, gedachten in Liebe der mütterlichen Ermahnung und hielten äußerlich Frieden. Innerlich aber entfremdeten sie sich umsomehr und wurden einander spinnefeind. Schließlich konnten sie ihren Streit auch vor den Volksmassen nicht mehr verbergen und fielen angesichts des Menschengeschlechts wie Furien übereinander her. Da ging in Erfüllung, was

die Mutter ihnen vorausgesagt, und die Erde färbte sich rot von ihren Ideen.

So kam viel Unheil über das Menschengeschlecht und die Wahrheit entrückte immer weiter. Wissenschaft und Religion sind nun von heftiger Sehnsucht ergriffen, ihre Mutter, die Wahrheit, wiederzusehen. Sie suchen sie nun schon so lange und haben sie noch immer nicht gefunden. Die Religion behauptet, den richtigen Weg zu wandeln; die Wissenschaft sucht erst diesen Weg und bedient sich dabei ausschließlich der natürlichen Mittel menschlicher Erkenntnis.

Oh, möchten doch die beiden Schwestern recht bald sich wieder wahrhaft lieben! Was dann dem Geiste an gereifter Erfahrung abginge, das würde das wissenschaftliche Streben ersetzen; und was dem Herzen an Kraft und Festigkeit gebräche, das würde die Religion ihm geben.



XIX.

Gott.

Ich liege im Dünensande am Meer, in einer Stellung, die schwerlich einen Meister des Pinsels oder des Meißels zur Nachbildung begeistern würde. Die Wogen gehen auf und nieder und ich schaue dem Spiel der Wogen zu, starre ins Leere und denke an nichts, an das goldene Nichts. Über mir wölbt sich ein herrlicher Himmel und ganz am Horizont steigt der Himmel zum Meer nieder, sodaß sie in eins verschmelzen. Da stürmen nun unwillkürlich die verschiedensten Gedanken auf mich ein, ohne daß ich ihnen zu wehren vermag.

Wie schön doch die Schäfchen-Wolken sind! O, könnte ich doch über diese Wölkchen steigen, daß ich zu schauen vermöchte, was sich abspielt in den himmlischen Regionen. Bis ganz oben möchte ich steigen, bis in die höchsten Höhen, wo Gott, der Allvater thront. Wie mag es wohl da oben aussehen, und wie mag er wohl selbst aussehen, der Allvater? — Doch wahnwitziger Gedanke!

Halt! Müßte ich mich nicht schämen, einen Gedanken nicht zu Ende denken zu können? Fürwahr! der Mann muß bestrebt sein, alle Vorurteile abzulegen, um nur der Wahrheit nachzugehen.

Wie, wenn ich nun gefoppt wäre alle Tage meines Daseins! Wie, wenn alle Opfer, die ich meinem angeblichen Schöpfer gebracht, vergebens gewesen wären, und ich — der glaubte, Herr aller Idole zu sein — ich hätte mir selbst

aus abstrakten Begriffen ein Idol gemacht, ganz so wie der Heide sich einen Götzen schnitzt aus Holz und Stein!

Die meisten Menschen behaupten, es gäbe für sie nichts Höheres als die Wahrheit und unbefangene Auffassung der Tatsachen. Doch die wenigsten Menschen sind mutig genug, alle anderen Rücksichten der Erlangung der wahren Einsicht unterzuordnen und man kann ihnen in Wahrheit kein größeres Leid antun, als wenn man ihre Idole zerstört und ihre Irrtümer widerlegt. Deshalb beruhen Versicherungen von Wahrheitsliebe recht häufig entweder auf Heuchelei oder auf Imagination. Doch ohne Heuchelei und ohne Imagination — Wahrheit, nichts als Wahrheit!

Was bedeckt sich plötzlich der Himmel mit dunklen Wolken? Die Schäfchen sind von dannen gezogen und finstere Gewitterwolken ziehen sich drohend zusammen. Da, ein Blitz! Da wieder ein Blitz und ein furchtbarer Donner! Es hat einige Meter entfernt von mir eingeschlagen. Beinahe hätte der Blitz mich getroffen. Wahrlich! Der Mensch ist ein Nichts und Leben und Tod sind Brüder. Doch Himmel! mich schrecken deine Blitze nicht. Wenn du mich töten willst, so töte mich nur. Dann kommt die lange Nacht, wo die Unruhigen aufhören zu toben, wo bei dem Diadem des Königs die Asche armer Sklaven ruht. Doch wenn du mich am Leben läßt, so lasse mich forschen, denn ich liebe die Wahrheit.

Was gäbe ich darum, jenen Menschen gesehen zu haben, der zum erstenmal das Wort Gott über die Lippen gebracht! Ich hätte hören mögen, wie seine Zunge in Angst und Beben dieses Wort lallt. Ich hätte ihm tief ins Auge geschaut, um auf dem Grund seiner Seele seine geheimsten Gedanken zu lesen.

Wir haben gut reden, der Mensch habe kein Recht von etwas anderem als von Vorgängen und Tatsachen zu sprechen, aber nicht von wirkenden und tätigen Kräften und

Mächten. Es gibt noch andere Dinge, die man nicht mit Augen sehen und nicht mit Händen greifen kann und die doch wahr sind. Selbst das gewöhnlichste Urteil ist das Spiel einer komplizierten Mechanik, das gemeinsame Schlußergebnis eines millionenfältigen Räderwerks. Der Mensch fühlt, daß seine sinnliche, physische Natur nicht sein ganzes Wesen ausmacht, daß die wahre Natur und Heimat seines Geistes vielmehr in einem Höheren liegt. Wir können uns nicht das Hirn aus dem Kopf nehmen und eine Tat an und für sich betrachten, ohne auch zugleich an einen Täter denken zu müssen; wir können unmöglich unserem ganzen Denken Gewalt antun und einen Vorgang an und für sich beurteilen, ohne auch zugleich die Ursache des Vorgangs mit in Betracht zu ziehen. Nur ein wirkendes Wesen kann eine Handlung erzeugen, sonst ist die Handlung keine Handlung.

Jede Bewegung oder Veränderung in der Welt läßt sich auf eine andere Bewegung oder Veränderung zurückführen und diese wieder auf eine frühere. Es gibt keinen Grund, der nicht wieder einer Begründung bedürfte. Wir können nicht anders denken als wie unser Hirn es uns diktiert. Unser Hirn ist nun aber so eingerichtet, daß wir für das Unveränderliche keine Vorstellung haben, denn alles, was in den Bereich unserer Vorstellung fällt, ist beweglich und veränderlich. Wenn wir also so denken, wie unser Hirn es uns eingibt, so müssen wir in der Kette der Bewegungen und Veränderungen nach rückwärts einmal eine Grenze setzen, gelangen also an einen Punkt, wo alle Bewegung oder Veränderung beginnt, d. h. verursacht wird. Naturgemäß müssen wir nun alle Bewegung oder Veränderung einem Beweger oder Veränderer zuschreiben, der die erste Bewegung oder Veränderung hervorgebracht hat, resp. dadurch bei jeder Veränderung oder Bewegung mitwirkt. Diese erste aller Ursachen können wir nicht anders als den Allvater, den Allmächtigen bezeichnen, denn von ihm stellen wir uns vor,

daß er Macht besitze, die über unseren menschlichen Verstand hinausgeht. Er nämlich muß nach der Norm unseres Verstandes, der sich keinen unendlichen Regressus der Veränderung denken kann, unveränderlich und ungeschaffen sein und den Grund des Daseins in sich selber haben. Weil es uns nun unmöglich ist, ein solches Wesen zu fassen, wir aber anderseits seine Existenz notwendigerweise erkennen, so sagen wir, es ist der Vater des Daseins, Gott, d. h. bei ihm ist alles möglich, er ist der Allmächtige.

Aus der zweckmäßigen Einrichtung namentlich des menschlichen Körpers läßt sich auf einen Urheber der Natur schließen, der die höchste Intelligenz darstellen muß, denn sonst müßte ja alles Nützliche, Herrliche, Zweckmäßige, worin wir soviel verständige Absicht erkennen, nur Werk des Zufalls sein und die wundervoll zweckmäßige Anordnung so vieler Dinge müßte durch blindwirkende Kraft hervorgebracht sein. Kann es etwas Wunderbareres geben als das Auge?! Es besteht aus Lidern, Tränenapparat, Augapfel, Augenhöhle, die selbst wieder in viele kleine Teile zerfallen. Allein der Tränenapparat zerfällt in Tränenwärzchen, Tränenpünktchen, Tränenröhrchen, Tränensack, Tränennasengang und Tränendrüse, von denen ein jedes seinen besonderen Zweck hat. Allein die Augenhöhle besteht aus Stirnbein, Keilbein, Jochbein, Oberkieferbein, Gaumenbein, Tränenbein und Siebbein, und wenn auch nur eines dieser verletzt ist, erkennt man dessen Wichtigkeit. Soll ein solches Kunstwerk wie das Auge wirklich durch allmähliche Anpassung zustande gekommen sein und auf diese Weise als natürliche Schutzmittel die Augenlider mit den Augenwimpern und Augenbrauen erzeugt haben?! — Für das Auge ist keine Farbe wohltätiger und schonender als grün und blau. Der Himmel ist blau, die Erde ist grün, ja selbst das Meer ist bald blau, bald grün — alles zum Heile des Menschen. — Das Wasser des Meers ist salzig, damit vor allem dadurch die Atmosphäre gereinigt werde. — Hätten

wir Menschen nichts als Wasser und Brot, so könnten wir auch leben. Wie reichlich ist jedoch unser Tisch besetzt und die Erde bringt jährlich so viel hervor, daß die Menschen noch Vorrat sammeln können! Viele Erträgnisse verfaulen und gehen zu Grunde, wenn man sie längere Zeit aufspeichert. Doch das gesündeste und nahrhafteste von allen, das Getreide, hat die Eigenschaft, daß man es noch mehr als zwanzig Jahre aufbewahren kann. Auch wächst Getreide in allen Zonen. Wo man wegen der großen Hitze wenig arbeiten kann, bringt der Boden durch seine große Fruchtbarkeit auch bei wenig Arbeit reichliche Früchte hervor. Wo der Boden sehr kalt ist, liegen in der Erde Kohlen und findet man Torf; auch sind dort viele Tiere zu finden, deren dicker Pelz die Menschen erwärmt. — Die Sonne geht jeden Tag zur bestimmten Minute auf und unter. Der Mond hat seinen genauen Wechsel. Auch nicht eine Linie weichen die Himmelskörper aus ihren vorgeschriebenen Bahnen. Wie im Großen, so ist es auch im Kleinen. Der Wandervogel kommt und geht, wenn seine Zeit da ist. Jede Pflanze hat eine bestimmte Zeit des Blühens und Welkens und einen bestimmten Ort. Jedes Gewächs hat seine eigene Bestimmung, glänzt in seiner besonderen Farbe und entwickelt sich in eigentümlicher Gestalt; jedes bildet für sich eine kleine Welt und fügt sich dem Ganzen ein. Im Vergleich zum Ganzen ist jeder Teil naturgemäß unvollkommen; im Verhältnis zum Ganzen jedoch könnte auch der Teil nicht vollkommener und schöner sein als er ist. — In der Kalifornischen Wüste kommt ein Kaktus der gewöhnlichen Gattung Opuntia vor, der über der Erde knapp einen halben Meter Höhe erreicht, dagegen unter der Erde Wurzeln besitzt, die sich über einen Bereich von etwa fünfeinhalb Meter Durchmesser ausdehnen und ziemlich dicht unter der Erdoberfläche hinlaufen. Durch diese Wurzeln ist der Pflanze die Möglichkeit gegeben, eine sehr große Menge von Regenwasser aufzusaugen. Mitunter muß

der so aufgespeicherte Wasservorrat für ein ganzes Jahr ausreichen, um die Pflanzen bei fortgesetzter Dürre am Leben zu erhalten. So haben viele Pflanzen in der Wüste die Fähigkeit erhalten, sich durch Wasseransammlung in ihren Geweben gegen die Austrocknung zu schützen. Wer erkennt hier nicht die Hand der gütigen Vorsehung. Es ist allerdings wahr, daß wir in so und so vielen Fällen die zweckmäßige Anordnung nicht begreifen, aber dies liegt höchstwahrscheinlich nur daran, daß wir die Endabsicht, die sich damit verbindet, nicht erkennen. In weitaus den meisten Fällen vermögen wir mit unseren schwachen Geisteskräften zu erkennen, daß die erschaffende Kraft, die die Ursache aller Ursachen ist, die höchste Intelligenz repräsentiert. Wie könnte auch wohl eine blindwirkende Kraft Dinge hervorbringen, die ohne hohe Vernunft nicht einmal begriffen werden können, geschweige, daß es zu deren Erzeugung der höchsten Vernunft bedurfte. Der Vater des Daseins, Gott, der Allmächtige, ist also nicht nur allmächtig, sondern auch allweise.

Es grenzt geradezu an Unmöglichkeit, sich Sonne, Mond und Sterne, das grenzenlose Firmament des Himmels, dieses wunderbare Weltall, welches den mit der Fähigkeit des Denkens ausgestatteten Menschen umfaßt, als ein Resultat blinden Zufalls oder der Notwendigkeit zu betrachten. Die Naturwissenschaft kann keinen Schritt außerhalb des physischen Gebiets tun, weder bejahend noch verneinend. Logische und moralische Gesetze sind supraphysische Gesetze und kann für diese nimmermehr die Naturwissenschaft Kompetenz haben und eine Erkenntnisquelle abgeben. — Es handelt sich für uns nicht darum, durch eigentlich spekulative Erkenntnis Gott zu beweisen, denn solche Beweise erfüllen Gott gegenüber das Herz mit einem gewissen Widerwillen, indem der Geist des Menschen so vielen Täuschungen ausgesetzt ist und in der Tat oft mit gleich guten Waffen der eine zu einem „für" und der andere zu einem „wider" gelangt. Es liegt viel-

mehr für jeden Einsichtigen auf der Hand, daß angesichts der uns umgebenden herrlichen Schöpfung auf eine höchste Intelligenz als erste Ursache zurückgeschlossen werden muß. Je länger man darüber nachdenkt, um so mehr gelangt man zur Erkenntnis, daß es notwendigerweise einen den Grund des Daseins in sich selber habenden allmächtigen, allweisen und allgütigen Schöpfer geben muß. Wenn wir über uns blicken und die gewaltige Pracht des Himmels sehen, so können wir nicht genug die Vernunft bewundern, die dies alles hervorgebracht. Ja, wir fühlen, daß unsere eigene Vernunft nicht ausreicht, die Beschaffenheit des Weltalls zu erklären. Es ist nicht mehr wie naturgemäß, wenn wir uns nun fragen: woraus ist der Himmel entstanden? wer hat den Himmel gemacht? Wie sehr man nun auch grübeln mag, man wird nie über die Beschaffenheit dieses Schöpfers etwas auszusagen vermögen. Je nach dem Erkenntnisgrad der Menschen ist der Begriff „Gott" bei ihnen ein sehr verschiedener, sodaß in gewissem Sinne jener griechische Philosoph recht hatte, als er sagte: „So denkt der Mohr sich seine Götter schwarz, und wenn Stiere denken könnten, sie würden ihre Götter sich als Stiere denken." Wenn der Mensch den Begriff der Gottheit auch noch so sehr verfeinert, ihre Macht und Vollkommenheit auch noch so sehr erhebt, so wird er doch nie etwas Höheres daraus machen können, als das Ideal des Menschen. Wenn der Mensch der Gottheit Vernunft, Weisheit, Güte, Gerechtigkeit und Macht beilegt, so tut er es nur, weil er sich diese bei dem Ideal eines Menschen vorstellt. Es ist aber klar, daß Gott unendlich erhabener sein muß als es in Begriffen ausgedrückt werden kann, die der Mensch erst von den Eigenschaften seiner eigenen Natur abgezogen hat. Insofern ist es wahr, daß der Begriff „Gott", wie ihn die Menschen haben, von den Menschen und nach den Menschen gebildet ist. Nur in dem Menschenbildnis ist das höchste Wesen den Menschen nahe.

Doch jeder Verständige wird sich stets bewußt sein, daß Gott weit über alle menschlichen Begriffe hinaus erhaben ist. Vergebens werden wir nach einem Namen sinnen, der die Allmacht, Allgüte und Allweisheit Gottes faßt. So wie man ihn in alten Zeiten einfach und doch alles umfassend Dyu-patar, Dyaushpitâ, Zeuspater, Jupiter, Tiu oder Ziu nannte, was alles Himmelvater bedeutet, so werden auch wir, wenn wir uns niederwerfen vor dem Herrn des Weltalls, ihn nur in der Kindersprache anreden können: Vater des Daseins, Vater, guter Vater!

Wozu soll uns aber das Gebet? Gott kann uns ja auch ohne Gebet alles Notwendige geben und gewiß fehlt es ihm nie hierzu an der nötigen Güte und Barmherzigkeit. Gott wäre ja nicht Gott, wenn er uns vergessen oder vernachlässigen würde. Selbst wenn wir etwas erleben, was uns als etwas Übles erscheint, so kann dies in Wirklichkeit doch nur etwas Gutes sein, welches uns zum Heile gereicht. Unter dem Begriff „Gott" kann man sich ja nur das Allgute, ewig Segenbringende vorstellen. Es wäre töricht, Gott zu fürchten, denn etwas ewig Segenbringendes kann man nur lieben und ehrfürchten, nie aber fürchten. Wozu also beten wir? Wir können darauf nur antworten, wir beten zu unserer Selbstläuterung. Ein Gebet drückt die Anerkennung der unendlichen Macht und Güte Gottes aus und bringt dem Menschen zugleich die eigene Armut und Hilfsbedürftigkeit zum Bewußtsein. Der Mensch wird, wenn er die Macht Gottes und seine eigene Ohnmacht sich vergegenwärtigt, bestrebt sein, einen guten Lebenswandel zu führen, und dies ist ja schließlich doch das einzige, was der Mensch tun kann, Gottes Wohlgefallen zu erregen. Wahre Religion besteht darin, Eigenschaften zu erwerben, durch welche man sich den Menschen nützlich und ihrer Achtung und Liebe würdig machen kann. Der Mensch stellt sich Gott vor als allweise und allgütig: deshalb muß der Mensch nach Weisheit

streben, Wohltätigkeit üben, zum Heile seiner Mitmenschen arbeiten, zur allgemeinen Glückseligkeit beitragen. Wenn wir nur denken, so finden wir ev. einen Gott, der nur dem Verstande, dem logischen Denken genügt. Doch das ist nicht der wahre, der höchste Gott. Der wahre Gott ist ein Gott, der auch dem Herzen genügt. Der wahre Gott ist der Gott der höchsten Vernunft, in welcher Verstand und Gefühl zu eins verschmelzen, jener Vernunft, die mit dem Gewissen und der moralischen Gesinnung eins ist. Und diesen Gott finden wir nur durch das Gebet.

Gott hat dem Menschen Vernunft gegeben, damit er durch Pflege derselben allmählich zur Erkenntnis des Sittengesetzes gelange. Je mehr wir unsere Vernunft ausbilden, je höher wir steigen auf der Stufenleiter geistiger Errungenschaften, desto mehr neue Gesichtskreise gewinnen wir. Unser Blick dehnt sich immer weiter aus, unsere Herzen werden immer weiter, alle Dinge, die wir verstehen, bekommen einen anderen, einen tieferen Sinn. Immer kleiner dünkt uns die Welt, wir nähern uns immer mehr den höchsten, himmlischen Sphären.



XX.

Tod und Unsterblichkeit.

Es war an einem schönen Sommertag, da lag im neunzigsten Lebensjahre mein alter Lehrer, ein Philosoph, im Sterben. Er riß die müden Lider weit auf und sah, wie der Vogel mit den langen grauen Schwingen das Fenster verdeckte, wie er näher und näher kam und mit langsamem Flügelschlag ihn zu umfangen strebte. Mein Lehrer tat einen tiefen Atemzug, denn er fühlte, daß von diesen Flügeln die ihn umgebende Luft verzehrt wurde. Während der Körper des Alten schon den eisigen Hauch des Todes verspürte, befand er sich jedoch bei vollem Bewußtsein und vermochte sein Geist noch Betrachtungen über die letzten Stunden des Menschenlebens und über den Tod anzustellen.

Ich fühle, sprach der Greis, wie die Gedanken sich mir im Hirne jagen, als wenn sie mir entfliehen wollen. Ich will sie bannen, ehe sie sich verflüchtigen.

Wie oft wir auch versichern mögen, daß wir uns aus dem Tode nichts machen, so ist dies doch wertlos. Es ist möglich, daß wir Kraft genug besitzen, den Tod mit Festigkeit zu ertragen, daß wir uns aber gar nichts daraus machen und mit einer gewissen Verachtung auf ihn herabschauen, sind nur prahlerische Phrasen ohne Hintergrund. In der Regel sind es Philosophen, die dergleichen Reden ausbringen, um damit über die Leiden des Todes hinwegzutrösten. Viele sprechen: „Wir haben nur mit dem Leben zu tun, der Tod geht uns nichts an“ und berufen sich auf Epikurs Aus-

spruch: „Wir empfinden das Erscheinen des Todes nicht, denn so lange wir sind, ist er nicht da, und ist er da, so sind wir nicht mehr.“ Wahrlich! solche Menschen erkennen kaum, daß das Leben das vergänglichste Etwas ist, das man sich vorstellen kann. Wie vielen Zufällen ist der Mensch ausgesetzt, die den Lebensfaden abzuschneiden vermögen! Und selbst wenn jemand neunzig mal dreihundertfünfundsechzig mal die Sonne aufgehen sieht, wie lächerlich verschwindend ist diese Zahl unter dem Gesichtswinkel der Ewigkeit! Überlegt man nun gar, daß all unsere Freuden eitel Vergänglichkeit sind und daß es für uns auf Erden keine wahrhaft dauernde Befriedigung gibt, so müßte man wohl ganz unverständig sein, wenn man gegen den Tod völlig gleichgültig sich verhält. Man kann die Leiden, die der Tod mit sich bringt, ev. mit Gleichmut ertragen, man kann mit Heldenmut unsägliche Martern erdulden, ohne zu klagen! Man kann aber, wenn man gesunden Menschenverstand besitzt, unmöglich in einer Sache, wo es sich um nichts geringeres als um die Fortdauer seiner selbst handelt, sagen: ich mache mir nichts daraus. Es ist ja wahr, daß für viele der Tod eine wahre Erlösung bedeutet, indem dieselben von den Mühseligkeiten des Lebens und vom launischen Spiele des Schicksals befreit werden. Es ist auch wahr, daß, da wir ja doch nun einmal mit aller Bestimmtheit sterben müssen, es am richtigsten und unserer am würdigsten ist, gute Miene zum bösen Spiel zu machen. Für den denkenden Menschen, der es wagt dem Tode mit allen seinen Umständen ins Antlitz zu schauen, ist und bleibt der Tod aber immer etwas Grausiges. Deshalb eben wenden viele ihr Auge ab und erfinden die verschiedensten Vorwände, nur um den Tod nicht direkt sehen zu wollen. Selbst ein Denker wie Turgenjeff schreibt: „Was ich denken werde, wenn ich sterben muß? — — — Ich glaube, ich werde mich bemühen, gar nicht zu denken und mich eifrigst mit irgend einer Dummheit befassen, um meine Aufmerksamkeit

von der mir drohenden, immer schwärzer mich umhüllenden Finsternis abzulenken."

Was harret meiner morgen, morgen? Das ist die große Frage. Ich lasse mich nicht einlullen durch die alten Redensarten: „Ewiger Friede nimmt den Menschen auf." — „Der Tod ist die Befreiung und das Ende von allen Übeln." — „Alle Zweifel haben nun ihr Ende gefunden und man steht der nüchternen Wahrheit gegenüber." — Das ist ja alles nur leeres Gerede, womit das Geheimnis des Todes nicht im geringsten gelüftet wird. Wie sollen wir denn auch die Geheimnisse des Todes erkennen, wir erkennen ja nicht einmal die Geheimnisse des Lebens! Klar erkenne ich nur, daß ich bald Wurm und Motte bin, daß die Zeit alles hinwegrafft, daß Ruhm und Ehre, Lust und Liebe Wahn gewesen. Sehet nur, wie auf der Hand mir die Adern hüpfen! Ich fühle es, wie mir das Leben einschläft und es zu Ende geht. Was harret dann mein? Ich denke — ja woran denke ich? Ich denke an meine Vorfahren, an meine Nachkommen, denke daran, daß für alle dieser Weg gebahnt ist und schon viele, auch wenn sie die Edelsten und Besten waren, diesen Kelch getrunken haben. In diesem Sinne ist der Tod ja ein Hausfreund: wie er an die Tür unserer Väter geklopft, so klopft er auch an die unsere und an die unserer Kinder einst an. Pytagoras, Solon, Aristoteles und die Stoiker mußten sterben, Moses und die Propheten mußten sterben: warum soll ich klagen, wenn ich sterbe?! Wenn mächtige Ströme trocken gelegt werden, darf das seichte Bächlein nicht murren. Nicht mit Furchtgezitter brauche ich des Todes zu gedenken. Wenn ich mich von Leid zu Leid, von Mühe zu Mühe hoffend schlich, hab' ich mich oft nach ihm gesehnt. Warum soll ich jetzt ihn fürchten? Er kommt vom Himmel und kommt gewiß als Freund, um meiner armen, kettenbeschwerten Seele den Sklavenring zu lösen. — Doch auch das ist nur leeres Ge-

rede. Da stehe ich nun am Rande des Grabes und bemühe mich mit allen Kräften meines Verstandes, die Brücke zur Ewigkeit zu schlagen. Es gelingt nicht. Wie weit ich auch denke, nicht mit dem Hirn kann ichs erklügeln. Ich sehe nur einen jähen Abgrund, über den ich nicht mit dem Verstande hinüber kann. Am Rande des Abgrunds sehe ich viele Nachtwandler wandeln, singend und von Festen träumend, sicher gemacht durch ihren Seelenschlaf. Wenn die Glut der Augen des Todesengels dem Auge eines Nachtwandlers entgegenleuchtet, so erwacht dieser mit herzzerreißendem Schrei — dann hat ihn das Erwachen getötet. —

Wird mein zufälliges und bedeutungsloses Seelen-Ich bis in Ewigkeit bestehen?

Im Gedächtnisse der Freunde erhalten zu bleiben, ist schon eine Art Unsterblichkeit, die, wenn auch nicht mit dem Schicksal aussöhnt, so doch einigermaßen tröstet. Doch die Freunde werden sterben und deren Nachkommen werden nur noch selten von dem Freunde des Vaters reden. Auch sind die vermeintlichen Freunde oft keine Freunde und dichten dem Toten böse Dinge an. Im allgemeinen dürfte aber selbst in sehr günstigem Falle das Andenken kaum die vierte Generation überdauern.

Da ist schon ein stärkerer Grad der Unsterblichkeit, der durch die Fortpflanzung bedingte. Hier kann man annehmen, daß durch die Bande der Natur von der Gegenwart bis in die weite Zukunft eine Brücke geschlagen wird. Freilich sind die Ansichten der Kinder oft so wenig mit den Ansichten der Eltern übereinstimmend, ja ihnen sogar entgegengesetzt, und freilich erleben viele Eltern an ihren Nachkommen Schande, daß sie vorziehen würden, sich nicht durch ihre Nachkommen zu verewigen. Anderseits aber erleben viele Eltern an ihren Kindern und Kindeskindern so unendlich viele Freuden, daß diese Kinder als die wahren Fortspinner des Lebens der Eltern angesehen werden können, ja oftmals dieses Leben

weit besser, edler und würdiger fortsetzen als es die Eltern getan haben würden. Wie man sich auch dazu stellen mag, hier handelt es sich immerhin schon um einen ansehnlich hohen Grad wahrer Unsterblichkeit. Der Tod ist stark, doch stärker noch als der Tod ist die Liebe. Durch die Elemente der Fortpflanzung ist der Mensch quasi befähigt, den Tod zu überwinden.

Doch ein noch weit höherer Grad wahrer Unsterblichkeit wird dem Menschen dadurch zu teil, daß er sich durch seine Gedanken und Werke unsterblich zu machen vermag. Sind diese Gedanken gut und schön und wert der Nachwelt überliefert zu werden, so werden sie sicherlich Verbreitung finden. Sind die Werke zum wahren Heile der Menschheit, so werden sie sicherlich die Menschheit fördern. Das ist ja gerade das wunderbar Schöne auf dieser an Elend so reichen Erde, daß sich recht häufig auch unseren menschlichen Blicken der ewige Ausgleich offenbart. Sind nämlich die Gedanken und Handlungen eines Menschen nicht gut und schön, so mögen sie zu ihrer Zeit noch so viel Aufsehen erregen, sie werden schließlich untergehen. So hat Chrysippos über siebenhundert Werke geschrieben, von denen kein einziges auf uns gekommen. Wir kennen jedoch durch andere Werke den Inhalt dieser Schriften und wissen, daß diese voll von Wiederholungen, Weitschweifigkeiten und Widersprüchen waren und daß sie nach dem Stand der modernen Wissenschaft samt und sonders wert waren, unterzugehen. Hingegen haben die Werke des Aristoteles über zweihundert Jahre in unterirdischem Gewölbe gelegen, wurden stark beschädigt und es ist nur ein kleiner Teil seiner Schriften auf uns gekommen. Wir können jedoch mit aller Bestimmtheit sagen, daß es der wesentlichste Teil der aristotelischen Schriften ist, den wir besitzen und daß nur der unwesentliche, wenn auch viel größere Teil verloren gegangen. — Was liegt daran, wenn Kolumbus Undank erntete, solange Menschen leben, wird sein Name dauern. — Was liegt daran,

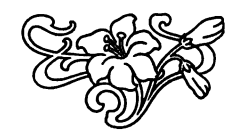
daß Giordano Bruno für die Wahrheit den Scheiterhaufen besteigen mußte? Ob dies Häufchen Monaden oder Atome verbrannt wurde oder nicht, spielt keine Rolle. Giordano Bruno hatte ja in seinen Werken schon alles niedergelegt, was er zu sagen hatte und es gab für sein Leben in gewissem Sinne gar keinen würdigeren Abschluß als den Scheiterhaufen. Es gibt heute wohl fast keinen Gebildeten, der nicht ein Stück Giordano Bruno mit sich herumträgt. Seine Ideen haben ihren Weg gefunden und in der ewigen Stadt, wo einst Giordano seinen heiligen freien Geist aushauchte, erhebt sich heute sein Denkmal und die Söhne der Freiheit feiern seinen unsterblichen Geist. — Ewige Gerechtigkeit herrscht: Wer nichts für die Ewigkeit geschaffen, hat auch keinen Anspruch auf Ewigkeit und verdient in Vergessenheit zu geraten, sobald sein Werk nicht mehr verdient, beachtet zu werden. Ist ihm Unrecht geschehen, so wird die Zukunft es erweisen und seine Wahrheit wird um so glänzender strahlen, je größer das Unrecht war, das ihm geschehen.

Das höhere Streben und Bewußtsein des Menschen scheint dafür zu bürgen, daß es auch noch eine andere Art von Unsterblichkeit gibt, daß nämlich das Seelen-Ich des Menschen nicht ganz der Bedeutungslosigkeit verfallen ist, also einst nicht völlig untergehen kann. Der Mensch, welcher höheren Interessen lebt, hienieden das Göttliche zur Geltung zu bringen sucht, erzielt einen nicht nur zeitlichen, sondern ewigen Gewinn. Wenn wir annehmen, daß die unkörperliche, ätherische sogenannte Seele den Körper überlebt, so ergibt sich daraus für die Phantasie des Menschen ein gewaltiger Spielraum. Während der Mensch, der das Erdenelend durchkostet und über die zum Himmel schreiende Ungerechtigkeit Klage führt, sonst darüber trauern müßte, daß auch die sogenannte Seele dahinsterbe, und nichts, nichts mehr übrig bleibe, was ihm Entgelt für sein Elend verschaffen könnte, kann er jetzt vergnügten Sinnes sein, weil er annehmen darf,

daß es eine ausgleichende Gerechtigkeit gibt. Die felsenfeste Zuversicht, daß alles Erdendasein nur Vorstufe und Vorbereitung für eine zu erkämpfende bessere Welt sei, gewährt schon auf Erden innere Befriedigung und echtes Genügen vollauf. Der Unsterblichkeitsglaube ist also kein eitel Gaukelwerk und nicht entfernt mit dem ewigen Hunger und der nie erreichten Sättigung des Tantalus zu vergleichen, vielmehr gewährt diese Zuversicht ein unendliches Glücksgefühl.

In welcher Weise nun diese bessere Welt vorzustellen sei, entzieht sich den Regeln der Erkenntnistätigkeit. Die Gerechtigkeit erheischt, daß jedem mindestens so werde, wie er es sich in dieser Welt vorgestellt. Je edler ein Mensch ist, eine um so höhere Vorstellung besitzt er von der Unsterblichkeit, denn was dem Menschen im Diesseits als das Höchste gilt, das malt die Phantasie auch für das Jenseits als das Höchste aus. Erwartet jemand, daß seiner fortdauernden Seele Aufschluß werde über alle Rätsel dieses Erdenlebens, so verdient solch edler Wunsch auch in Erfüllung zu gehen. Mehr läßt sich darüber nicht sagen. Wir können nur unsere Pflicht und Schuldigkeit tun und im übrigen müssen wir alle Dinge ihren Gang gehen lassen.

Mein alter Lehrer tat einen tiefen Atemzug und flüsterte: „Ihr armen Menschenbrüder, gebt nie die Vernunft gefangen!“ Dann fiel er in die Kissen zurück und war nicht mehr.



Vom gleichen Verfasser sind erschienen und durch

Max Spohr's Verlagsbuchhandlung in Leipzig

zu beziehen:

Ausflüge in das Reich des Geistes und der Seele.

Preis 1 Mark.



Renouvier und der französische Neu-Kritizismus.

Preis 1 Mark 50 Pfg.

Haare, Haarkrankheiten, Haarkuren.

Von

Dr. med. F. J. Justus, Berlin.

Preis 1 Mark.

Inhalts-Verzeichnis:

Emil Preter, Leipzig.

lt.

der
chen.

tels,
tig-

l.

Emil Freter, Leipzig.

AUSFLÜGE IN DAS REICH DES GEISTES UND DER SEELE * *

Ausflüge

in das Reich

des Geistes und der Seele

von

Dr. M. Ascher.

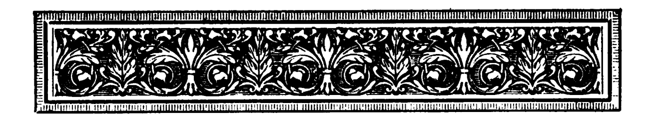
Berlin.

Druck von H. Itzkowski, Gips-Str. 9.

1904.

Inhaltsverzeichnis.





I.

Verstand und Gemüt.

Zwischen Verstand und Gemüt bestand von jeher ein Kampf, doch heute ringen die davon abhängigen Lebensauffassungen mehr denn je um die Vorherrschaft. Wo das warmblütige Gefühl das Uebergewicht hat, da empört es sich gegen kühle, starre Verstandesformeln; wo das steife Denken die Hauptrolle spielt, da verneint es das Gemüt als sinnlose Gefühlsduselei. Dabei wird der Kampf auf Leben und Tod geführt. Bedeutende Geister stehen auf der einen Seite und ebenso erlesene Geister auf der anderen, und am liebsten möchten die beiden Lager einander verschlingen. So gähnt uns heute zwischen Verstand und Gefühl eine tiefe Kluft entgegen, die immer tiefer zu werden droht.

Kein Zeitalter weist soviel Erfolge, Fortschritte und Triumphe auf als das unsere. Epochemachende Erfindungen und bedeutende wissenschaftliche Entdeckungen drängen einander unaufhörlich. Das Gesetz von der ewigen Erhaltung der Kraft und des Stoffes wurde festgestellt und die Entwicklungslehre begründet. Als uns die Dampfkraft noch zu träg war, machten wir den Blitz

uns zum Boten. Es ist gelungen das Sonnenlicht zu zwingen uns Bilder zu geben, und durch Elektrizität vermögen wir die Schranken von Zeit und Raum zu überwinden. Die Leiden der Menschheit hat man sehr zu mildern verstanden und die Lebensreize des Menschen haben sich nach Dauer und Intensität erhöht. Durch mikroskopische Erkenntnis des Kleinsten wie durch teleskopische Erforschung des Grössten hat man unschätzbare Gewinne erzielt. Kunst und Wissenschaft, Handel und Industrie haben einen ungeahnten Aufschwung genommen und Gewaltiges geleistet.

Da ward der Mensch von seinen Erfolgen geblendet, wie man von der Fülle des Lichts geblendet wird. Viele glaubten so sehr an des Menschen Verstand und Kunst, dass sie vermeinten auch die höchsten Begriffe in die Retorte legen zu können. Und da sie sie nicht zu sezieren vermochten, riefen sie aus: es sind ja nur hohle Schälle. Sie spieen zum Himmel auf und merkten nicht, dass sie nur auf die eigene Nase spieen. Sie sagten sich vom Glauben an das Ewige los und legten sich in den Kot der Gemeinheit nieder. Was sie für Fesseln hielten, haben sie abgeworfen und jubeln nun ihrer vermeintlichen Freiheit. Als sie Zwiespalt sahen zwischen Verstand und Gemüt, den gewaltigsten Faktoren der Menschheit, haben sie den einen Faktor für nichtig erklärt und glaubten nun, er sei schon vernichtet. Das winzige Plasma-Körnchen Mensch, abhängig vom Stich eines Insekts und vom Fall eines Steines, träumte sich unabhängig vom Urheber des Weltalls. Man entschuldigt sich damit, dass man nur das glauben könne, was sich direkt

sehen und greifen lässt, alles andere aber sei als nicht vorhanden zu betrachten. Und mag man es auch tausendmal an den Wirkungen erkennen, man wagt trotzdem zu behaupten, dass dem was sich uns nicht direkt vorgestellt hat, das Dasein abzusprechen sei. — Doch Versteckspiel ist keine Wissenschaft, und wer die Augen schliesst, um nicht den Zwiespalt zwischen Verstand und Gemüt zu sehen, der hat den Zwiespalt nicht aus der Welt geschafft.

Welche Tragik, dass gerade der Fortschritt der exakten Wissenschaften viele dahin führte die höhere, bessere Seite ihres Wesens zu verkennen und zu verleugnen! Moralische Gründe und Kräfte kann man nicht auf der Wage wägen oder unter das Mikroskop betrachten. Das Bewusstsein der moralischen Verpflichtung kann unmöglich davon abhängen, wie die Zellen und Fasern des Gehirns vibrieren und sich bewegen. Wie sehr man sich auch abmüht für alles Formeln zu erklügeln: ein gewisses Etwas bleibt immer zurück, das sich nicht auflösen lässt. Es ist freilich wahr, dass es sehr schwierig ist die Vernunft auf das Gemütsleben anzuwenden, da sie es nicht festzuhalten vermag; sobald die Vernunft ein Gefühl genau erklären will, verändert es sich und entschwindet ihr. Doch es ist unsinnig zu glauben, dass die schwierige Sache schon dadurch, dass man sich nicht mehr damit beschäftige, auch wirklich abgetan wäre. Es muss uns vielmehr ganz besonders am Herzen liegen Aufschluss über die Regungen des Gemüts zu erhalten, denn was wir in uns selbst erleben, ist uns ja das Nächste und so vieles ist davon abhängig. Viele geistigen

Erfolge lassen sich letzten Endes auf Regungen des Gemüts zurückführen und stets ergänzt das Gemüt den Verstand. Alles Gefühl ist stets begleitet von Reflextätigkeiten des Herzens. Gehirn und Herz stehen durch Nerven in inniger Verbindung und wirken gegenseitig aufeinander; zwischen beiden vollzieht sich ein ewiger Austausch.

Hätten wir nur Vernunft und nicht auch Gemüt, wir würden vermutlich das ganze Weltall nur als eine Menge von Ursachen und deren Wirkungen auffassen können. Erst das Gemüt lehrt uns recht eigentlich, dass neben Ursachen auch Zwecke walten, und dass ohne diese Zwecke das Leben keinen rechten Wert hätte. Im Gemüt liegt die Quelle der eigentlich schöpferischen Tätigkeit der Menschheit, alles Erhabene und Edle kommt zu stande durch Regungen des Gemüts. Vernunft allein ist kalt und wesenlos, ist nichts als Regel und Gesetz; erst das Gemüt bringt rechte Erquickung. Vernunft macht aus Kunst nur ein leeres Gebilde, erst das Gemüt macht die Kunst zur wahren Erhebung. Erst das Gemüt schafft Wärme und Kraft, Sehnsucht und Befriedigung. Das Gemüt erhebt uns über das ganze Reich der Natur und lässt die Sehnsucht nach dem Hohen, Unendlichen und Vollkommenen entstehen. Alle Begriffe und Vorstellungen des Geistes stammen ursprünglich aus dem Gemüt und noch fortwährend erzeugt das Gemüt neue Gedanken. Die Gedanken verfeinern dann ihrerseits wieder das Gemüt, indem durch Verknüpfung von Gedanken die Gefühle sich veredeln. Auch auf der höchsten Stufe der Erkenntnis ersetzt der Verstand nicht das Gemüt.

Die Lehre des menschlichen Organismus ist zur Wissenschaft geworden, doch die Lehre des Gemüts hat noch nicht ihren Herrn gefunden. Auf dem ganzen Gebiete der Seelentätigkeiten herrscht heute noch Unklarheit und Widerspruch. Manche halten die Empfindung, manche den Willen, manche die Gefühle für die primären seelischen Gebilde. Manche verstehen unter Gefühl „Willen“, manche verstehen darunter „Tätigkeiten des Unbewussten“. Was versteht man unter Bewusstsein? Was ist Empfindung, Gefühl, Instinkt? Manch treffliche Antwort wird uns gegeben, doch heute steht manch treffliche Meinung mancher anderen trefflichen Meinung gegenüber und manch trefflicher Denker widerspricht sich gar selbst. Wo aber noch Verworrenheit, Dunkel und Widerspruch herrscht und Aberglauben im Spiele ist, lässt sich noch nicht von wissenschaftlicher Wahrheit reden. Logische Folgerungen sind erst möglich, wenn man sich zumindest über die Bedeutung der verschiedenen Begriffe geeinigt hat: dies gilt nicht nur für die Psychologie, sondern überhaupt für alle Disziplinen wissenschaftlicher Philosophie. Unser Jahrhundert muss sich vor allem angelegen sein lassen die Begriffe zu klären und die Lehre des Gemüts in wissenschaftlicher Weise darzulegen. Es ist endlich Zeit zu erkennen, dass das Gemüt die Errungenschaften unseres Kulturlebens zumindest in demselben Masse verursacht hat als der Verstand. Da überdies Verstand und Gefühl in ewigem Konnex miteinander stehen, ist es sowohl logisch selbstverständlich als auch der menschlichen Natur entsprechend, dass die der Wahrheit am nächsten kommende

Lebensauffassung eines Menschen nicht von Verstandesmotiven allein, sondern auch von Gefühlsmotiven bedingt sein muss.



II.

Pessimismus und Optimismus.

Alles was entsteht, vergeht; jedem Geschöpf schlägt seine letzte Stunde; der Wurm ist unser Erbe. Das Gewordene trägt schon den Keim des Endes in sich, und Fürst und Bettler — alle erreicht das Geschick. In hundert Jahren sind wir, unsere Verwandten und Bekannten schon kalter Moderstaub und wohl niemand gedenkt noch unser. Das goldene Frührot wird zum abgebrauchten Feuerwerk und Aasfliegen legen ihre Eier in den menschlichen Leib. Und während der Spanne Zeit, die zwischen Wiege und Grab liegt, verbittert der Mensch dem Menschen das Leben und vergällt ihm den Raum, auf dem er steht. Egoismus ist die Mutter aller Vollkommenheiten und Egoismus ist die Mutter aller Uebel. Es rennen die Menschen nach dem Tempel des Glücks, doch am Ende kommt der Stille und hobelt alles gleich. — Sehet einen Menschen in der Blüte seiner Jahre, in der Fülle seiner Kraft! Er spricht von Entwürfen und Plänen und ist voll Hoffnung und Leben. Da fällt ein Baustein vom Gerüste und zerschellt dem Rüstigen den Schädel, oder es trifft eine Kugel sein

Herz und tot sinkt er nieder, und das Beharrliche entpuppt sich als Schein und das Leben als ein Traum. Ist das Leben denn viel mehr als ein Traum? ein Drittel verschläft man und wenn wenig — ein Viertel. Im ersten Teil des Lebens versteht man noch nicht zu leben, im letzten Teil kann man es nicht mehr, und in dem dazwischen liegenden Teil bewirken oft Schmerzen, Zwang und Not, dass man nur wenig vom Leben geniesst. Was gibt dem Leben den Inhalt? nur Schatten und Schein. Unsere Vorstellungen sind nur Symbole, die wir uns setzen, unsere Handlungen zu regeln. Irrtümer scheinen Wahrheit und Wahrheiten Irrtum. Illusionen wirken tröstend und erhebend, wahre Einsicht in die Dinge verdüstert oft und drückt nieder. Scheinbare Güter sind anziehend und verlockend, die wahren Güter scheinen ungeniessbar und wertlos. Moralität besteht zum grossen Teil aus Selbstverleugnung und nur der Schmerz ist wahr. In der Natur des Menschen sind Gegensätze verbunden, das Leben ist voller Widersprüche. In Wechsel ist alles begriffen, mit Uebel ist alles behaftet, durch Täuschung ist alles bedingt. Es füllt sich der Mensch den Leib an und leert ihn wieder, um ihn von neuem anfüllen zu müssen. Und um die dann noch bleibende innere Leere zu füllen, streben viele nach Reichtum und Macht und sättigen sich durch Wahn. — Es scheint als ob der Mensch zum Ziel für die Pfeile des Geschicks erkoren sei. Was man mit Weisheit ersonnen, wird plötzlich durch Feuers Wut verschlungen. Ehrenwerte Menschen trifft schweres Missgeschick und ohne eigene Schuld zermalmt sie das Schicksal. Der Biedermann verbringt oft

seine Tage in Elend; der Elende frohlockt oft und jubelt. Was man jahrelang mit Müh gehäuft, worauf sein ganzes Glück man aufgebaut, ist oft dem Schatten gleich im Augenblick dahin. Wir sind wie Marionetten, mit denen das Schicksal sein Spiel treibt und den Schachfiguren gleich werden wir hin und hergeschoben. Wie bald ist der holde Blütenlenz vorüber, dahineilt die glühende Kraft unseres Sommers, der ernste Herbst wankt schon dem Alter zu und der bleiche Winter schliesst die bunte Scene. Dahinfliehen die Träume von Grösse, die Hoffnungen auf Glück, die Sehnsucht nach Ruhm. Dahinschwinden die rauschenden Tage, die festlichen Nächte, die schwindelnden Gedanken.

Mögen immerhin viele Dichter uud Philosophen solche Klagen als Unsinn betrachten und statt dessen „Wein, Weib und Gesang“ verherrlichen: Damit ist die Tatsache des Elends dieser Welt nicht aus der Welt geschafft. Nur um den Weltschmerz zu betäuben und das Elend zu überschreien, zwingt man sich zu einer Lache. Man will nicht an sein Elend denken und glaubt, damit sei's geheilt. Man jubelt „her den Wein, dass wir des Grams nicht denken“, „lasst uns die Leiden vergessen und glühen für Liebesgenuss“, „kommt Freunde, lasst uns singen, damit wir anderen Sinnes werden“! Doch was verborgen ist, ist nicht vernichtet, und im stillen Kämmerlein steht unverhofft das Elend da. Wer je das Elend dieser Welt in seiner ganzen Grässlichkeit mit eigenen Augen geschaut oder gar an sich selbst erlebt hat, wer auch nur je die Krankenhäuser, die Gefängnisse und die Schlachtfelder besucht hat und wer noch nicht ganz zum Egoisten

geworden ist, sondern sich noch ein ganz klein wenig Mitgefühl für die leidende Menschheit bewahrt hat, dem ist ohne weiteres nicht zu verübeln, wenn er Trübsal bläst. Wer dem Pessimismus huldigt, hat in der Regel über das Leben gründlicher nachgedacht als wer diese Anschauung als einen unsinnigen Temperamentsausdruck verspottet. Auch sind verständige Pessimisten immerhin noch jenen Menschen vorzuziehen, die fortwährend davon faseln, wie herrlich weit wir es im Menschenleben gebracht haben und dabei doch glauben, dass mit diesem Leben jede Existenz aufhört. Wenn man den Optimismus vertritt, so muss man auch von der Unzerstörbarkeit der menschlichen Geistesseele überzeugt sein, wenn anders Sinn und Verstand in dieses Menschenleben kommen soll. Der Pessimismus ist nach all dem zumindest eine nicht ganz unberechtigte Anschauung, und selbst der grösste Optimist wird stets zugeben müssen, dass vieles im Leben ihm unverständlich bleibt, indem viele Gründe der pessimistischen Anschauung stichhaltig zu sein scheinen.

In der Natur des pessimistischen Standpunktes liegt es aber, dass es leicht fällt selbst die Lichtseiten des Lebens zu verleugnen und sie als Schattenseiten hinzustellen. Das soll uns jedoch den Blick nicht trüben und uns nicht davon abhalten die Lichtseiten des Lebens als solche zu erkennen und die optimistischen Gründe bestmöglich gegen die pessimistischen abzuwägen. Und da ergibt sich als Facit, dass wir einem gesunden Optimismus das Wort reden müssen.

Das Leben schafft uns unstreitig auch eine Unzahl von Freuden, die es durchaus lebenswert machen. Das

Leben ist bei Licht besehen sogar ein grosses Geschenk. Selbst wer die Freuden nur vom egoistischem Standpunkt aus auffässt, kommt oft zu seinem Recht, indem ihm das Leben eine grosse Anzahl von Genüssen verschafft, die seiner eigenen Person zugute kommen. Sogar Brot und Wasser sind geeignet den höchsten Genuss zu bereiten, wenn man sie hungrig zu sich nimmt. Empfinden, dass man lebe, ist ja an und für sich schon ein Genuss, dessen teilweise Abwesenheit man z. B. sehr wohl fühlt, sobald man krank ist. Wer aber den wahren Lebensgenuss und Sinn des Daseins in Ausübung der Tugend sieht, d. h. wer wahrhafte Freude darin empfindet sich als nützliches Mitglied der menschlichen Gesellschaft zu erweisen, dem wird das Leben zu einer unversiegbaren Quelle von Freuden. Wohl kann das Essen von Leckerbissen einen gewissen Genuss bereiten; wohl kann man in der Umarmung eines Weibes gewisse Freude empfinden; wohl kann man grosses Wohlbehagen beim Schlürfen des Burgunderweins verspüren: Nie aber wird man bei ähnlichen Genüssen eine Freude zu konstatieren haben, die der Freude gleichkommt, die man bei Ausübung des Guten empfindet. Für die Unglücklichen sorgen, den Elenden helfen, die Irrenden auf den Pfad der Wahrheit bringen, für die Menschheit segensreich wirken, Licht um sich verbreiten, veranlasst einen unendlich höheren Lebensgenuss als sinnliche Freuden ihn bieten können. Man muss nur mutvoll die Dinge betrachten, stets sein Bestes tun, eine nötige Dosis Gleichmut in allen Lebenslagen bewahren — und man wird erkennen, dass das Leben weit mehr Licht- als Schatten-

seiten aufweist und dass der Sinn des Lebens durch Sittlichkeit veredelte Freude ist. Die kleinen Aergernisse, die scheinbar das Leben am meisten verbittern, sind oft nur dazu angetan die Freuden des Lebens zu würzen, sowie das Salz die Speisen würzt. Das schönste Ziel, die höchste Freude der braven Menschen wird stets darin bestehen der grössten Mehrheit eine möglich höchste Glückseligkeit zu verschaffen.



III.

Glückseligkeit.

Nach Glückseligkeit streben die Menschen alle Tage ihres Erdenlebens. Doch der eine versteht unter Glück dies, der andere jenes, und oft versteht derselbe Mensch zu verschiedenen Zeiten etwas Verschiedenes darunter. Vielen Menschen macht ihr Beruf das Glück aus, doch weitaus den meisten bereitet der Beruf gerade Pein. Glück aber ist nur was Vergnügen bereitet und zwar was zumindest längere Zeit erfreut. Nur der schwachgeistige Mensch wird tief ergriffen durch ein augenblickliches Vergnügen oder durch einen augenblicklichen Schmerz. Der Verständige aber benutzt seinen Verstand um vorauszuschauen, und nur wenn die Zukunft ihm eine ganze Kette von Freuden verspricht, fühlt er sich glücklich.

Die Freuden, die der Mensch zu erwarten hat, können nun sehr verschiedener Art sein, je nach dem Verstande des betreffenden Individuums, je nach seinem Milieu, nach seinem Alter, nach seinem Vermögen, nach seiner Gesundheit. Was man in der Jugend als Ziel ersehnt, verachtet man oft im Alter; was man als Kranker

ersehnt, hat man als Gesunder vergessen; und dem Hungrigen gilt oft die Kruste trockenes Brot mehr als dem Reichen eine halbe Welt. Mancher preist als das höchste Glück mit Freunden vereint sein bei fröhlichem Schmause; Instrumente spielen, die jauchzenden Gäste tanzen und gottbegnadete Sänger erfreuen durch ihre Lieder; die gefüllten Becher werden geleert und wieder gefüllt und nie sieht der funkelnde Wein den Boden des Fasses. Manch anderer findet an Reichtum und Macht Gefallen, und je mehr er zu herrschen vermag, um so glücklicher fühlt er sich. Andere verachten die Macht und betrachten Gerechtigkeit als das höchste Glück, auch wenn sie selbst im Elend schmachten. Auch wer sich bemüht unabhängig von Temperament und Milieu rein aus Verstandesgründen sein höchstes Glück zu suchen, hat ebenfalls die Wahl zwischen sehr verschiedenen Standpunkten: Manche halten den für den Glücklichsten, der in allem ganz der Natur folgt und preisen die Natur als das Höchste. Manche hingegen schätzen den als den Glücklichsten, der am besten versteht die Natur zu besiegen und preisen die Kultur als das Höchste. Manche suchen in Arbeit die höchste Befriedigung und schaffen emsig für die kommenden Geschlechter. Manche indes erblicken gerade in behaglicher Ruhe und *dolce far niente* das höchste Erdenglück und wollen zwar für sich einen solchen Zustand erarbeiten, halten es aber für unsinnig für die Zukunft der Kindeskinder zu sorgen, denen die für sie vollbrachte Arbeit vielleicht nicht zum Heile, sondern gar zum Schaden gereichen könnte. Den meisten denkenden und zugleich fühlenden Menschen dünkt als höchstes

Glück das Streben nach Weisheit und Tugend; sie sehnen sich nach dem Umgang mit Gelehrten und Künstlern; die Armen finden bei ihnen Stütze und sie freuen sich den Unglücklichen zu helfen. Der schönste Standpunkt ist wohl der, dass es nicht mehr befriedigt sich selbst in der für sich gewünschten Lage zu sehen, sondern dass man auch eine Menge anderer Menschen glücklich machen will.

Gibt es nun ein objektives Glück, also etwas was alle Menschen zu allen Zeiten in allen Lebensaltern und Lagen des Lebens und in allen Ländern als Glück bezeichnen, oder liegt das Glück überhaupt nicht in der Sache, sondern nur im Geschmack des Menschen? Darauf kann die Antwort nur sein: das Glück liegt nicht in der Sache. Einem Zustand haftet überhaupt weder Glück noch Unglück an: unsere Auffassung nur macht uns reich oder arm. Gerechtigkeit, Weisheit, Tapferkeit, Edelmut, Gesundheit, Schönheit, Freundschaft, Reichtum, Ruhm, Ehre u. s. w. sind Eigenschaften, welche von den meisten Menschen erstrebt werden und deshalb nach Ansicht der meisten Menschen mehr oder minder Glückseligkeit bezwecken müssen. Doch nach ihrem wahren Wert die Dinge zu messen, das ist die echte Lebenskunst und davon ist das echte wahre Glück abhängig. Um die Dinge richtig zu bewerten, ist aber vornehmlich Weisheit und Tugend nötig. Die Weisheit soll uns richtig denken, die Tugend richtig handeln lehren. Denken und handeln wir so wie es uns Weisheit und Tugend diktieren, so handeln wir immer zu unserem Glück, auch wenn es zeitweilig den Anschein hat, als ob dies nicht der Fall

sei. Dass harmonisch freie Entwicklung des Lebens nötig ist, ist selbstverständlich, und dazu gehört nicht nur die Ausbildung des Geistes, sondern auch die des Körpers. Mit Recht wird deshalb die Gesundheit zu den kostbarsten Gütern gerechnet, wenn auch von manchen nicht ganz mit Unrecht als noch grösseres Gut bezeichnet wird gesund zu werden. Geringschätzen darf man die körperlichen Genüsse keineswegs, denn abgesehen davon, dass sie zur harmonischen Entwicklung des Menschen nötig sind, hängen auch die geistigen Vergnügungen in vielfacher Beziehung von den körperlichen ab. Immerhin sind geistige Genüsse unendlich erhabener als körperliche, dauern länger an und bringen mehr Nutzen als die letzteren.

Der Mensch kann nichts Edleres sein als ein Mensch und deshalb nicht glücklicher sein als im Zustand des Menschen, und wohl ihm, wenn er nicht mehr und nicht weniger sein will. Der Hang zum mehr macht ihn zum Toren, das minder macht ihn Tieren gleich. Wer mit Weisheit edle Taten übt und gute Gesinnungen hat, dem ist die Tugend eine Freudenquelle und macht ihn wahrhaft glücklich. Er wird selbst scheinbare Schwächen noch für heilsam halten und scheinbare Leiden für Bedürfnisse. Liebe und Pein, Licht und Schatten sind Geschwister; Freude und Trauer sind Nachbarn, sie vertauschen oft ihre Wohnung. Die Fahrt bei Sturm auf dem Meer übt den Mut und regt die Kräfte auf; langweilige Fahrt auf dem Sumpf drückt die Kräfte nieder. Auf unsicherer See fährt oft unser Schiff dahin, und oft ist nur Hunger der es treibende Wind. Drum

lerne man Weisheit, dass man mit Sorgfalt das Schiff zu lenken vermöge, und übe man Tugend, dass das Schiff leicht über die Wogen dahinstreiche. Die Vernunft ist der Genius des Menschen, die Tugend seine Trösterin. Vernunft mit Tugend vereint muss in allen Lebenslagen wahre Glückseligkeit bewirken. Vernunft allein kann einen Schmerz nicht heben, doch mit Tugend vereint erträgt sie ihn leicht. Wer sich bestrebt die Dinge nach ihrem wahren Werte zu messen, geniesst nicht nur den Lenz und den Sommer, sondern auch den Herbst und den Winter seines Lebens. Ist denn nicht auch der Winter herrlich und bietet seinen ganz besonderen Genuss? Fürwahr! auch der Greis kann ganz besonders glücklich sein: niemand kennt das Leben wie er, niemand fühlt die Wahrheit so tief und innig wie er. Für den aber, der von Leidenschaft sich beherrschen lässt und nicht empfänglich ist für höhere, ästhetische und intellektuelle Genüsse, hat nicht nur das Alter grosse Schattenseiten, sondern auch die sonst goldene herrliche Jugendzeit bringt ihm schon Weh und Herzeleid.

Ein Finger Gottes schrieb die Gebote des sittlichen Gefühls in die Herzen und göttlich ist der Mensch mit der Erkenntnis derselben ausgestattet. Die göttliche Stimme in uns erforscht und bestraft jede Unlauterkeit des Herzens. Nicht der Erfolg, nur die sittlich gute Handlungsweise bestimmt den inneren Wert einer Handlung. Mancher hat viel und doch wenig, und mancher hat wenig und doch viel. Mancher bebaut ein grosses Feld und hat geringe Ernte, und mancher bearbeitet einen kleinen Acker und lebt herrlich von seinem Ertrag.

Trotz des Bewusstseins alles Elends dieser Welt kann man durch Arbeit, durch Weisheit und Tugend höheres Glück geniessen, als das gemeine Dummglück es je bieten kann. Der Mensch vermag eine so hohe Stufe innerer Glückseligkeit zu ersteigen, dass er mit Gleichmut, ja mit lächelndem Antlitz alle Wechsel- und Zwischenfälle dieses Lebens aufzunehmen vermag.

Das Schicksal erteilt an alle seine Gaben, und selbst dem Aermsten blüht irgend eine Blume. Der Sinn des Lebens ist durch Sittlichkeit veredelte Freude. Mit seinem Denken und Fühlen die ganze Menschheit erfassen und sich selbst als Glied derselben betrachten, ist die höchste Stufe reinen Menschentums und deshalb wahrhafter Glückseligkeit.



IV.

Fortschritt.

Wenn man auch annimmt, dass die häufigen Irrtümer und Rückschritte des Menschengeschlechts nur dazu dienen, es weiser und widerstandsfähiger zu machen, wir also tatsächlich fortschreiten, so muss man sich doch vor Augen halten, dass der geringste kosmische Zufall bewirken kann, dass aller Fortschritt aufhört. Wir alle rechnen mit den Kräften der Natur und in der Technik vollends werden Riesengebiete darauf aufgebaut; doch diese Kräfte selbst kennen wir nur aus ihren Wirkungen. Von Schritt zu Schritt schreiten wir rastlos vorwärts und es scheint, als ob an unserer Rechnung nichts auszusetzen wäre. Doch die Kräfte können, wenn auch nicht aufhören, so doch sich umwandeln, und nichts funktioniert mehr, worauf wir so stolz gewesen. Ja, ein Sonnenfleck kann alle unsere Hoffnungen zu Schanden machen und uns tief in den unendlichen Raum stürzen. Die Oberfläche der Erde braucht nur plötzlich sich zu unseren Ungunsten gestalten, und schon lässt sich nicht absehen, wie sich die Schicksale der Menschheit abwickeln würden.

Immerhin sprechen wir nicht mit Unrecht von einem ständigen Fortschritt, denn wir beurteilen die Dinge wie sie sind und nicht wie sie werden könnten. Doch als ungereimt und als unwahrscheinliche Hypothese muss man die Behauptung hinstellen, das alle Organismen sich aus einer Stammform entwickelt haben. Sollten wirklich Elefant und Grashalm aus derselben Form stammen und nur zufällige Abarten sein?! Dem gesunden Menschenverstand kann es nicht einleuchten, dass Auge und Ohr mit ihren wunderbaren Teilchen durch Anpassung allmählich entstanden seien. Die Einrichtung vieler menschlicher Organe ist so wunderbar zweckmässig, dass vielmehr für jedermann viel leichter einzusehen ist, dass sie nur nach vorbedachtem Plan geschaffen sein können.

Schon in den ältesten Schichten der Erde finden sich die Grundtypen der Tiere, Vögel, Amphibien, Fische und Pflanzen in scharf ausgeprägter Verschiedenheit: wie können sich da die einen aus den anderen entwickelt haben?! Wenn der Mensch wirklich aus dem Affen sich entwickelt hat, warum gibt es dann heute keine lebenden Zwischenglieder? Warum gibt es heute, da es doch Affen und Menschen gibt, nicht auch Affen, die gerade im Begriff sind Affen-Menschen zu werden und Affen-Menschen, die im Begriff sind Menschen zu werden?! Der Affe Hylobates syndactylus singt in klangvollen Lauten die Oktave, doch niemand wird ihn deshalb für ein Zwischenglied halten, da er sonst nur auf einer tiefen Stufe der Entwicklung steht. Die Fähigkeit des Singens bei diesem Sumatra-Affen braucht uns nicht mehr wundernehmen, als dass die Nachtigall und der

kanarische Vogel von jeher reizende Lieder singen, ohne je Noten studiert zu haben. — Die Affen der neuen Welt haben bekanntlich 36 Zähne, warum gibt es nicht auch Menschen mit 36 Zähnen? Stammen etwa alle Menschen von den Schmalnasen-Affen ab und die Plattnasen-Affen wären keiner Entwicklung fähig?! — Wenn man vom Menschen sagt, sein Geist habe sich aus dem des Tieres entwickelt, so könnte mann mit demselben Recht vom Tier behaupten, sein Körper habe sich aus dem Körper des Menschen entwickelt. Ist doch der Körper des Tieres im allgemeinen ungleich kräftiger gebaut als der unsere und ihre Sinne sind ungleich schärfer ausgebildet als die unseren! Und wie man sagt, dass der Geist des Menschen sich auf Kosten des Körpers entwickelt hat, so könnte man vom Tier behaupten, sein Körper habe sich auf Kosten des Geistes entwickelt. Doch derartige Hypothesen erscheinen als zu offenbarer Unsinn, als dass sich jemand dazu entschliessen könnte dergleichen zu predigen. Und doch steckt im Grunde genommen in dergleichen *nonsense* ebensoviel Logik als in den Hypothesen des Darwinismus.

Der Körperbau des Menschen gleicht allerdings, abgesehen von der aufrechten Gestalt, fast ganz dem Körperbau des Tieres. Die Affen haben Gesicht und Hände wie die Menschen, 200 Knochen wie die Menschen, 300 Muskeln wie die Menschen; viele Affen-Weibchen haben birnförmigen Uterus und manche gar Menstruation. Doch daraus folgt nur, dass wir nicht Ursache haben uns auf unseren Körper etwas einzubilden. Was den Menschen kennzeichnet ist die Sprache und das

Denkvermögen, den Körper haben wir indes in der Tat mit den Tieren gemein. Wenn die Bibel trotzdem in gewisser Beziehung von Gottähnlichkeit spricht, so geschieht dies mit Recht, und nur ein Krämergeist wird dies als anthropomorphistischen Grössenwahn hinstellen. Jeder Verständige aber wird unbedingt darunter nur verstehen, dass der Mensch mit dem Körper zwar der Erde angehört, dass aber der geistige Teil des Menschen, dasjenige was ihn rechteigentlich zum Menschen macht, unsterblich ist. — Man glaubte Trumpf ausgespielt zu haben, indem man feststellte, dass der Unterschied zwischen dem Seelenleben eines Fidschi-Insulaners und eines Schimpansen geringer sei als der Unterschied zwischen Schimpansen und Pavian. Mag die Sache immerhin richtig sein, — nichts ist damit bewiesen. Der Fidschi-Insulaner kann bei sorgfältiger Erziehung und Ausbildung oft wie jeder Durchschnittsmensch werden, der Schimpanse, Gorilla und Orang aber wird selbst bei grösster Pflege noch im hundertsten Geschlecht ein Affe bleiben. Wahre Vernunft ist nur dem Menschen eigentümlich und unterscheidet ihn durchaus von dem Wesen des Tieres. — Hat je ein Tier auch nur die Lachkunst erlernt, wird je ein Tier dahin kommen? Viele Tiere sorgen für ihre Jungen und auch innige Freundschaft zwischen Tieren kommt vor. Doch niemals sorgen Tiere für ihre Alten; die Gefühle der Pietät und Fürsorge für die Eltern kommt nur beim Menschen vor.

Wahrlich! noch bis heute gibts keine bessere und schönere Erklärung als wie die Schöpfungsgeschichte der Genesis sie meldet. Niedere und höhere Organismen

wurden geschaffen je nach den Bedingungen ihrer Existenz und nach weisem Plan. Eine Entwicklung findet natürlich statt, doch immer nur innerhalb derselben Gattung und nie sprungweise von einer Gattung zur anderen. Ebensoviel Weisheit liegt in der Schöpfung eines Grashalms als in der Schöpfung einer Palme, und ebenso leicht und ebenso schwer war die Schöpfung eines Affen als die Schöpfung eines Menschen.



V.

Erkenntnis und Offenbarung.

Lasst uns alles Gegebene erkennen wie es wahrhaft und wirklich ist!

Manch Forscher leitet das Nicht-Ich ab aus dem Ich und manch Forscher das Ich aus dem Nicht-Ich und für manchen weisen Grübler sind Ich und Nicht-Ich nur Modifikationen der gemeinsamen Substanz. Weise Denker behaupten ein Ding an sich und weise Denker bestreiten dasselbe. Realisten sagen nicht ohne Grund, dass von uns selbst direkt die Körper wahrgenommen werden: wir sehen, fühlen, hören, riechen, schmecken nicht Zeichen, sondern wahre Körper. Und die Idealisten behaupten nicht ohne Grund, dass die Körper der Erfahrung nichts sind als Sinnesempfindung: es erscheinen uns Körper im Raume und sind doch nur Sinneseindruck. Wieder andere sagen nicht ohne Grund, nicht mit Erfahrung allein und nicht mit Vernunft allein könne man eine Welt konstruieren: wahre Erkenntnis entstehe nur, wenn Erfahrung und Denken gepaart sind; Spekulation und Erfahrung seien sich gegenseitig unentbehrlich; nur beide zusammen lösen die Rätsel des Lebens.

So erklären die verschiedenen Denker mit guten Be-

legen ihre verschiedenen Theorien. Doch wo ist da Wahrheit? Wir arbeiten und arbeiten und sollten wie „Zwerge auf den Köpfen von Riesen“ weiter schauen als die Riesen, doch im Grunde genommen bemühen wir uns nur um dieselben Probleme, mit denen schon im Altertum Demokrit und Aristoteles, Protagoras und Plato sich beschäftigt hatten. Wir haben freilich den Dingen andere Namen gegeben und viele sind stolz darauf, dass es ihnen gelungen ist alles Persönliche auszuschalten, und die Welt als unpersönliches Geschehen zu erfassen. Doch mit nichten ist es ihnen gelungen das Beharrende in der Erscheinung Flucht zu ergründen und den Kern der Dinge, den letzten Abschluss aller Tätigkeiten unseres Denkens festzuhalten.

Fürwahr! das Absolute ist nur vermutet, doch in Wahrheit ist es nicht da. Es ist eine grosse Sache um das Schliessen, doch aus nichts macht kein Sterblicher etwas. Zwar fehlt es uns nicht an Begriffen, doch wo ist ihr realer Inhalt? Selbst die Erfahrung bringt uns nicht Wahrheit, sondern nichts als blosse Erscheinung. Ich sehe das Licht der Sonne, fühle ihre Wärme, und alles ist doch nur Empfindung. Die Reizung der Hautnerven empfindet man als Wärme, die Reizung der Sehnerven als Farbe und Licht, doch die Aetherbewegung selbst ist weder warm noch leuchtend. Die segenspendende Sonne ist nur organisierter Schein und alle Wirkungen erfolgen gemäss diesem Schein. Die ganze Erfahrung beruht auf Täuschung und alles ist Schein und Schatten. Ist auch die Tatsache der Wahrnehmung erklärbar, so können doch die Körper selbst nicht wahrgenommen

werden. Vorstellung und Vorgestelltes sind zwei verschiedene Welten und nur im praktischen Gebrauch ist die Vorstellung wahr. Die Welt der Erfahrung beruht auf Empfindung, Gefühl und Vorstellung, alles ist nur blosses Schweben. Selbst das Bild auf der Netzhaut ist ein verkehrtes und vielleicht ist alles nur Traum und Schaum. Das Unwahrscheinliche ist das Wahre und das Wahrscheinliche ist nur Schein. Wir sind nicht fähig das innerste Wesen dieser Welt zu erkennen und halten deshalb jene Vorstellungen für wahr, welche alle vernünftigen Menschen von denselben Gegenständen haben. Ob diese Vorstellungen der Wirklichkeit entsprechen, vermögen wir nicht zu erkennen; deshalb ist alle Erkenntnis nur wahr in Beziehung zu unserem Geiste. Alles steht und fällt nur nach Gesetzen des Zusammenhangs. Jede Erklärung hat nur relative Gültigkeit. Selbst der erkennende Geist besitzt kein eigenes Wesen, denn unser ganzes Selbst ist mehr oder minder Produkt von Bedingungen. Unter anderen Bedingungen aufgewachsen, würden wir andere Menschen sein, anders an Eigenschaften des Körpers und anders an Eigenschaften des Geistes. Unser Denken, Fühlen und Wollen besteht aus nichts als Beziehungen. Was wir sind, sind wir nur durch Gemeinschaft mit anderen Dingen. An sich betrachtet versinkt unser ganzes Wesen in völlige Leere. Was auch immer man fassen will im Reich der Natur, schmilzt unter den Fingern zusammen. So vieles will der Mensch erforschen und begreift sein eigenes Wesen nicht. Wir können nur denken nach der Norm unseres Denkens, und vieles geschieht, was kein menschliches

Hirn ergründet. Unser ganzes Ich ist wechselnd und wandelnd und jede Veränderung kann den Tod bringen. Wir durchschauen die Täuschung des Lebens, doch werden nicht ihrer Herr; wir müssen uns ewig nach Ruhe sehnen und finden die Ruhe nicht. Wenn wir in die Sonne schauen, werden wir geblendet; wenn wir in das Meer schauen, reissen uns die Wogen hinab. Nach ewigen Gesetzen ordnet sich alles und der Mensch ist ein verschwindend Atom. Nirgends finden wir Boden, nirgends stützenden Halt. Das Innere der Natur bleibt uns verschlossen; was wir sehen, ist Schale, nichts als Schale. Die Natur selbst führt uns irre, — o wir armen Toren!

Da braucht es uns gar nicht befremden, wenn ein allgütiger Schöpfer mit seinen Geschöpfen Mitleid hat und ihnen in seiner Gnade die Wahrheit offenbart. Alles was Menschengeist hervorbringt, ist trüglich; vom Wort Gottes allein können wir annehmen, dass es unveränderlich wahr sei. Seele, Gewissen und Geist finden nur dann wahre Ruhe und echten Frieden, wenn sie die Wahrheit in Gott und seiner Offenbarung gefunden. Das schliesst nicht aus, dass der Mensch sich ernstlich bemühen muss die Wahrheit zu erforschen. Die zu erforschende Wahrheit äussert sich aber oft in Resultaten, die dem gesunden Menschenverstand widersprechen und offenbar widersinnig sind, wie es ja in der Tat kaum einen Unsinn gegeben, der nicht schon seinen wissenschaftlichen Vertreter gehabt hat. Als Leitstern ist uns da das untrügliche Wort Gottes gegeben, mit dem alle wahre Wissenschaft, wie sich schon oft herausgestellt hat, letzten Endes übereinstimmt.

Welch ein Lichtstrom geht doch von der Bibel aus und erleuchtet Herz und Sinn, Geist und Gemüt, die sichtbare und die unsichtbare Welt, Zeit und Ewigkeit! Welch eine unerschöpfliche Fundgrube der herrlichsten und beglückendsten Wahrheiten, welch ein unversiegbarer Born voll der fruchtreichsten Gedanken für alle Lebenslagen und Zeitumstände! Hier haben wir es nicht mit Maske oder Koketterie zu tun, sondern alles ist ungekünstelt und unverklügelt, echt und wahr, und wir lernen darin das Leben kennen wie es ist und wie es sein soll. Ein die ganze Menschheit umfassender Blick bildet die Grundlage ihrer Weltanschauung. Ein warmer Hauch allumfassender Menschenliebe weht uns daraus entgegen, für alle Völker und für jeden einzelnen ist sie bestimmt, — ein jeder findet darin Worte des Lebens.

Die Wissenschaft ist frei und die Wege ihrer Forschung haben keine Schranken. Nur aus Güte hat uns Gott Wegweiser aufgestellt, dass wir den rechten Pfad nicht fehlen und das Sein nicht mit dem Schein verwechseln. Wir sind durch die Richtschnur nicht in der Freiheit behindert und es verstösst durchaus nicht gegen unsere freiheitliche Würde sich nach dem Wegweiser zu richten. Freilich bereitet es mehr Genuss durch gesunde Erkenntnis selbständig den richtigen Weg zu finden. Ein solches Suchen geschieht aber auf Gefahr, dass man Zeit seines Lebens den Irrtum als Wahrheit preist und dem Wahn Altäre baut.

An sich betrachtet ist es eine erfreuliche Erscheinung, dass die Menschheit, wie es ganz besonders in unserer Zeit der Fall ist, das Bedürfnis empfindet von

der Stufe des Glaubens auf die höhere des Wissens gehoben zu werden. Das Ziel der Erkenntnis ist Wahrheit, und die Wahrheit kann an Macht nur dadurch gewinnen, dass sie nicht nur geglaubt, sondern auch gewusst wird. Am Ziel der weltgeschichtlichen Erziehung der Menschheit wird es zwischen Glauben und Wissen keinen Unterschied mehr geben, denn der wahre Glaube ist dann zum wahren Wissen geworden und die Menschenwelt wird voller Erkenntnis des wahren Gottes sein.

Heute aber sind wir leider noch fern von jenem Ziele und sind in vielfacher Beziehung noch auf Glauben angewiesen. Selbst scheinbar einfacbe und uns Menschen stark betreffende Dinge können wir nicht wissenschaftlich erfahren, weil deren Erörterung die Kraft unseres Geistes heute noch übersteigt. Wer kann sicher melden den Ursprnng und Zweck der Dinge und wagt Auskunft zu geben über „woher, wohin, wozu"? Schmeicheln wir Toren uns nur und beruhigen uns durch Wahn? Sind wir nur Mittel, nicht Absicht in der Vorsehung Hand? Schränkt sich Hoffnung und Wert in der Enge des Lebens zusammen oder steigen wir einst über die Grenzen von Raum und Zeit, schöpfen zu dürfen aus dem lautern Urquell der Wahrheit? — Was gibt der Lilie die Form, dem Veilchen das Blau, der Rose den Duft? Wer erklärt mit Gewissheit, wie aus dem Samenkorn der Baum wird und wieso derselbe Boden verschiedene Früchte treibt? — Erfolgt eine Erkenntnis, weil sie nach dem logischen Denken der Denker erfolgen muss oder stimmen in gewissen Dingen die Denker in ihren Resultaten nur deshalb überein, weil die Natur

dafür sorgte, dass gewisse Resultate an sich notwendig erfolgen müssen? Haben wir z. B. das dekadische Zahlensystem freiwillig angenommen, weil wir zufälligerweise 10 Finger haben oder haben wir deshalb 10 Finger, damit wir notwendigerweise schliesslich das dekadische Zahlensystem als das beste annehmen mussten? — Wie bildet in unserem Geist sich der Gedanke? — Was ist Materie? Was ist Kraft? —

Es hob kein Sterblicher noch den Schleier des Weltgeschicks, und seltsam, gar seltsam spielen sich die Dinge ab. Wer bis zu den tiefsten Tiefen des Denkens geforscht, der erkennt allmählich, dass alles auf Glauben beruht. Selbst die Klügsten und Besten lehrten nur Glauben und Schein, noch drang kein Sterblicher hin zu dem Urquell der Wahrheit. Keine Theorie ist vollkommen richtig und keine vollkommen falsch. Auch jedem angeblichen Wissen entspricht ein gewisses Glauben, stets kommt man auf ein unbeweisbares Etwas zurück. Mag es nun religiöser Glaube sein oder moralischer Glaube oder wissenschaftlicher Glaube — letzten Endes beruht jede Erklärung auf Glauben. Auch was scheinbar unmittelbar gewiss ist und keines Beweises zu bedürfen scheint, geht im Grunde genommen auf Glauben zurück. Hypothesen werden verdrängt durch Theorien und Theorien durch bessere Theorien, doch es gibt keine absolute Richtigkeit und alles beruht auf Glauben. Auch Erfahrungswissenschaft ist vom Glauben durchwebt, über Verstand hinaus geht nicht der Verstand. Wer nicht an Gott glaubt, muss an die Welt glauben und an Vernunft glauben, und an Natur glauben. Wer nicht an

Hoffnung glaubt, muss an Verzweiflung glauben, doch von Glauben kommt er nichts los. Heil dem, der an Tugend, an das Wahre, Schöne und Gute glaubt! Der Gottesglaube schenkt junge frische Kraft und erhellt des Daseins dunkle Nacht.



VI.

Sittliche Weltordnung.

Wer da sieht, wie scheinbar der Kampf ums Dasein den Entwicklungsgang der Welt beherrscht, kann leicht vermeinen, dass es keine sittliche Weltordnung gibt. Die lebenden Wesen dienen einander zur Nahrung, das Uebel und das Böse scheint zur natürlichen Ordnung der Dinge zu gehören. Dem Guten ergeht es oft schlecht und der Unschuldige muss die Strafe des Schuldigen leiden. Auch die Geschichte des Menschengeschlechts ist ein stetes Mühen, Ringen, Kämpfen, und dem Siege folgt nur allzuhäufig die Niederlage. Alle Lebewesen sind den mannigfachsten Zufällen unterworfen und selbst ein Hegel muss es sich gefallen lassen von Bacillen geknechtet zu werden. Gar manches scheint nicht von der höchsten Weisheit ausgehend, vielmehr wie ein verworrenes Chaos.

Doch wir wollen uns nicht von dem oberflächlichen Schein trügen lassen, sondern die Dinge genauer betrachten. Da finden wir, dass wo die Zweckmässigkeit im Weltall nicht sichtbar ist, sie sich nur unserer Kenntnis entzieht. So hatte man Ursache die Biene

wegen ihres Stachels für schädlich zu halten, bis man merkte, dass sie Honig gibt. So erschien es selbst einem Schopenhauer noch unzweckmässig und grausam, dass das Meerwasser salzig statt süss sei, dass also der Mensch angesichts ungeheurer Wassermassen aus Mangel an Wasser umkommen könne. Doch heute weiss schon jeder Volksschüler, dass das Salzwasser des Meeres unsere Atmosphäre reinigt und heilsam macht und auch sonst noch ungeheuren Nutzen bringt. Den Zweck vieler Dinge, den früher nur einzelne kannten, weiss man heute allgemein, und vieles was wir heute nicht wissen, wird uns voraussichtlich noch bekannt werden. Uebrigens ist der Mensch ja nur Mensch und nicht allwissend, dass er den Zweck aller Dinge begreifen könnte. Wir verfügen ja immer nur über eine verhältnismässig kleine Erfahrung, wie sollten wir da das Unermessliche oder Ewige beurteilen können. Was in unseren Augen als Uebel scheint, mag oft nur dazu dienen widerstandsfähiger zu machen, damit wir dann ein um so höheres Glück zu schätzen vermögen. Vielleicht auch ist das Uebel nur dazu da, damit Liebe und Wohlwollen Gelegenheit finden sich zu betätigen.

Im Vergleich zum Ganzen ist jeder Teil naturgemäss unvollkommen, doch im Verhältnis zum Ganzen könnte auch der Teil nicht vollkommener sein als er ist. Alles ist vollkommen nach seiner Art und selbst der Grashalm hat eine besondere Vollkommenheit. — Sehet nur, wie eine Fliege mit ihrem Rüssel ein Zuckerkrümchen befeuchtet und es aufsaugt! Wenn sie ihr Mahl vollendet hat, putzt sie sich, hebt geschickt die

Beine bis auf den Rücken und bürstet die Flügel ab, damit kein Stäubchen daran hafte. Dann spaziert sie an der Decke herum, ohne zu fallen, denn ihre weichen Fussballen schwitzen einen klebrigen Saft aus, sodass sie mit den Fussballen sich festzuhalten vermag. Wahrlich! selbst die Fliege ist ein Kunstwerk von der höchsten Vollendung und legt Zeugnis von der Weisheit eines Schöpfers ab. Und welche Bewunderung flössen uns nun erst die Gestirne des Himmels ein, wie unendlich vollkommen ist das Weltgebäude! Viele Kometen dringen in unser Sonnengebäude ein und verschieden gestalten sich die Verhältnisse, in welche die Gestirne durch ihren kreisenden Lauf der Erde sich nähern: Doch die himmlischen Weichenwärter kennen genau ihren Dienst. Sicher ist die Erde im letzten Jahrhundert durch zwei Kometenschweife hindurchgegangen, im Jahre 1819 und 1861. Und wenn auch die Masse der Kometen locker und im Verhältnis zur Erdmasse geringfügig ist, so war doch die Besorgnis wegen eines Zusammenstosses mit der Erde nach rein vernünftigen Berechnungen durchaus nicht unbegründet und ein ernstlicher Konflikt nicht unwahrscheinlich. Doch die Erde liegt noch heute fest und sicher in des Allmächtigen Hand, und alle menschliche Berechnung wird zu Schanden und jede Besorgnis lächerlich. — Alles vollzieht sich nach ewigen Gesetzen eines allweisen, allmächtigen und allgerechten Gesetzgebers.

Ein Endzweck ist in latenter Weise in der ganzen Schöpfung wirksam, nach wunderbarer Planmässigkeit regelt sich alles. Gerade weil die gegebene Wirklichkeit

uns unvollkommen scheint, setzt sie eine Vollkommenheit voraus. Und in gewisser Beziehung vermag der Mensch die Schranken der Unvollkommenheit zu durchbrechen und aus freiem Willen das Vollkommene, das Göttliche zur Geltung zu bringen.



VII.

Determinismus und Willensfreiheit.

Wie bei vielen schwierigen Begriffen, so ist es auch hier: Wahrheit und Irrtum ist in beiden Lagern zu finden, auf Seiten der Verfechter der Willensfreiheit und auch auf Seiten der Verfechter des Determinismus.

Die Entscheidung einer jeden Sache wird stets durch einen Grund veranlasst, aber sie braucht nicht durch einen Grund herbeigeführt werden. Der Wille wird durch Motive allerdings beeinflusst, aber nicht determiniert. Der Wille hat bei jeder Entscheidung in seiner Gewalt zu wollen oder auch nicht zu wollen, und kann unabhängig von allen Vorbedingungen seinen Entschluss treffen. In der Wirkung ist allerdings stets die Ursache enthalten, aber dass in der bestimmten Ursache auch die bestimmte Folge liegen muss, trifft nicht zu. Die hervorzubringende Wirkung hängt davon ab, ob der Wille es zugibt, dass andere Ursachen hinzutreten oder nicht. Wir können selbständig denken, handeln, prüfen, zweifeln, und somit ist der Mensch schlechterdings in gewisser Beziehung frei zu nennen.

Andrerseits ist wahrhaft frei nur eine Handlung,

die keine Ursache hat. Doch alles Wollen hat seine Ursache und diese Ursache hat wieder ihre Ursache. Es gibt also streng genommen keine Handlung, die absolut frei und spontan ist. Jede Wahl hat ihre bestimmten Beweggründe, und wenn ich eine Sache auch noch so genau überlege und mich dann so oder so entschliesse, so war mir doch nur der Grund massgebend, der mir als der stärkere oder bessere erschien. Der Mensch entwickelt sich unter dem Einfluss von Bedingungen und der Inhalt seiner Individualität wird durch diese Bedingungen gebildet. Es scheint also, dass der Mensch keine selbsttätig treibende Kraft besitze und nicht die Ursache seines eigenen Wollens sei, dass vielmehr alle seine Handlungen und Gedanken sich so entwickeln müssen wie sie sich entwickeln.

Freilich ist es wahr, dass, selbst wenn man in einem Falle so oder so gehandelt, man doch immer das Bewusstsein hat, dass man ev. auch ganz anders hätte handeln können, wenn man es nur gewollt hätte. Auch kann der Mensch, wenn er in dem einem Falle in ganz bestimmter Weise gehandelt, unter genau denselben Vorbedingungen ein andermal ganz anders handeln. Der Mensch kann also ohne Ursache und allen Motiven zum Trotz vollständig frei dies oder jenes wollen und handeln. Bei Licht betrachtet ist eine solche Freiheit aber eine unsinnige Freiheit, denn sobald keine Ursachen und Motive bei einer Entscheidung massgebend sein sollen, vielmehr der Wille vollständig blindlings wählt, kann nur eine sinnlose Handlung zustande kommen. Sollte jene Handlung trotz ihrer Gesetzlosigkeit einen

Sinn aufweisen, so kann dies nur ein Werk des absoluten Zufalls sein, von einem wahrhaft bewussten freien Willen kann aber nicht mehr gesprochen werden. Wenn der Wille frei das erwählt, was der gesunde Menschenverstand als das Schlechtere und Niedrigere erkennt, so ist das die Freiheit eines Irrsinnigen oder eines Gauners. Mit einer solchen Freiheit würde man sich nur elend und unglücklich machen, und kein Verständiger wüsste damit etwas anzufangen.

Wenn der freie Wille bewusst etwas will, so kann er nur Glückseligkeit wollen, und je mehr er das Elend flieht und sein eigenes und der Menschen Wohl will, um so freier ist er. Die wahre innere Freiheit besteht nicht in einer ursprünglichen, vom Himmel geschenkten Gabe entweder das Gute oder das Schlechte zu wählen: Die wahre Freiheit muss vielmehr erkämpft werden, indem man den Egoismus überwindet und zum Heile der Menschheit tätig ist.

Der Verbrecher kann sich nicht damit entschuldigen, dass die Notwendigkeit ihn treibe schlecht zu handeln, denn Notwendigkeit herrscht nur in dem Verhältnisse zwischen Ursache und Wirkung, niemals aber in der Ursache selbst oder in der Wirkung selbst. Der Mensch kann im Gegensatz zum Tier durch seine Vernunft über seine eigene Natur hinausgehen und sich selbst erkennen. Er vermag das Schlechte trotz seiner verlockenden Reize zu verneinen, vermag sich zum Guten zu entschliessen, welche Entsagungen und Opfer es auch verlange. Sobald der Mensch seinen Trieb zum Schlechten wahrnimmt, so erkennt er auch schon, dass dieser Zustand

nicht der normale Zustand des Menschen ist, dass er also verantwortlich für alle Taten ist, die anormal sind.

In gewisser Beziehung freilich trifft es zu, dass wir dem Ross zu vergleichen sind, das hinter dem Wagen trabt und mit muss, ob willig oder nicht. Wer sich sträubt mitzulaufen, wird vom Schicksal gezogen, wird gerissen und geschleift; je mehr man sich wehrt, um so ärger ergeht es, und nimmer vermag man das Schicksal in seinem Laufe aufzuhalten. Wer willig mitläuft, darf wähnen, freiwillig den Karren zu schieben. Nur wer in der Ueberzeugung, dass alles zum Guten ist, der Leitung blind vertraut, handelt wahrhaft weise, denn nur er wandelt in Freuden den Weg, den ihm das höchste Prinzip vorgezeichnet und nur er geniesst wahrhaft das Leben.

Wir glauben selbst zu wirken, doch hinter den Erscheinungen steht das höchste Prinzip. Unser wahres Selbst liegt nur scheinbar in uns, doch in Wahrheit im höchsten Prinzip. Und doch ist der Mensch mehr als Gewebe von Zellen und Fasern, er besitzt ein moralisches Wesen. Er unterjocht sich die Gesetze der Natur und überschaut den ganzen Zusammenhang der Dinge. Er schüttelt die Bande der Individualität ab, macht sich von Trieben unabhängig, macht sich frei. Frei ist nur derjenige, der nach logischen Gesetzen denkt und nach den Gesetzen der Moral handelt. Nur der Tor kann es als einen unangenehmen lästigen Zwang empfinden, sich nach den Gesetzen der Logik und Moral zu richten. Jeder Vernünftige aber ist überzeugt, dass die Befolgung dieser Gesetze uns zum Heile gereicht und unsere eigene

Natur sich im Grunde genommen nach solchen Gesetzen sehnt. Das Ziel des Denkens ist Wahrheit, das Ziel des Wollens ist das Gute: Wer nach Wahrheit und dem Guten strebt, ringt nach Freiheit. Wer sich selbst erkennt, folgt mit Freuden den Normen des Denkens und Wollens. Wahre Einsicht ist die Grundlage aller Freiheit und die Mutter echter Tugend. Wer das tut was ihm die Pflicht gebietet, sich aller Idole entledigt und den Sinn des Daseins ständig vor Augen hat, der ist wahrhaft frei.



VIII.

Wissenschaft und Religion.

Dem Verstande verdanken wir die Herrschaft über die Kräfte der Natur. Der wissenschaftliche Geist bekämpft den Aberglauben, die Leichtgläubigkeit und die Unwissenheit, vermehrt die Erkenntnis und unterwirft dem Menschen immer mehr alle Reiche der Natur. Wie sehr auch Unglücksraben oder abgestumpfte Roués der Gesellschaft die Erfolge der Wissenschaften in Abrede stellen, der durch diese erreichte Nutzen fällt zu klar in die Augen, als dass er bestritten werden könnte. Selbst auf dem Gebiete der Medizin, wo die Anwendung verschiedener, oft gerade entgegengesetzter Theorien praktisch zur Ausführung kommt und fast alle zehn Jahre ein anderes non plus ultra pathologisches System auftaucht, lassen sich doch die ungeheuren Vorteile gegen früher nicht wegleugnen. Wie viele Tausende werden z. B. durch Schutzpockenimpfung, durch Heilserum etc. alljährlich gerettet, die sonst dem sicheren Tode verfallen wären! Wie viele Tausende auch werden alljährlich durch chirurgische Kunst instand gesetzt ihre Gliedmassen zu gebrauchen, während sie sonst ihr Leben

als Krüppel verbringen müssten! Zwar ist es wahr, dass bei den Kulturvölkern konstitutionelle Schwäche verbunden mit herabgesetzter Widerstandsfähigkeit gegen äussere Leiden in weiten Kreisen Platz greift. Wenn wir aber gerecht sein wollen, müssen wir dies darauf zurückführen, dass die Jahrzehnte hindurch durch die ärztliche Kunst am Leben erhaltenen schwächlichen Individuen ihre Schwächezustände beziehungsweise Krankheitsanlagen auf ihre Nachkommenschaft vererben. Der ärztlichen Kunst ist die Aufgabe zuerteilt auch schwächliche, in körperlicher Hinsicht minderwärtige Individuen möglichst lange am Leben zu erhalten, und bei Erfüllung dieser humanitären Aufgabe wird natürlich zugleich die Rasse geschädigt. Der Medizin selbst kann indes kein Vorwurf daraus entstehen, sondern ihr muss sogar hohes Lob dafür gezollt werden, dass sie in vielen Fällen es gar versteht den Tod auf Jahre hinaus zu bannen.

Wenn die Wissenschaft nun auch viel vermag, so ist es doch ein grosser Irrtum zu glauben, dass sie durch Erfahrung und Vernunft alles entdecken könne und das Glück der Menschheit zu gründen vermöchte. Wie vieles auch erfunden und entdeckt worden, dem innersten Wesen der Dinge sind wir nicht im geringsten näher gekommen. Man hat viele physikalische und chemische Erscheinungen auf ihre allgemeinen Gesetze zurückgeführt — da glaubt man in törichtem Wahn, man habe schon das Wesen der Dinge selbst ergründet. Doch die Wissenschaft kann höchstens die Gesetze des Zugleichseins und der Aufeinanderfolge der Erscheinungen feststellen, damit ist aber noch lange nicht die ganze

Wirklichkeit erschöpft. Man mag noch so genau erforschen, nach welchen Gesetzen Wachstum, Ernährung, Fortpflanzung und alle Funktionen des Lebens vor sich gehen, damit kann man nicht eimal erklären, warum dies Blatt einen gezähnten und jenes Blatt einen gekerbten Rand hat. Und wenn man sich die Frage vorlegt, ob die Menschen unserer Zeit, die doch alle Errungenschaften unseres Kulturlebens sich zu nutze machen können, nun auch im allgemeinen glücklicher und besser geworden sind als in früheren Zeiten die Menschen waren, so wird man wohl nicht ohne weiteres „ja“ zu antworten wagen. In alten Zeiten erkannte man besser die Beschränktheit alles Wissens und hatte zur Wissenschaft der Wissenschaften die Lebenskunst erhoben. Doch unser Geschlecht findet Gefallen an Verallgemeinerungen und Hypothesen und hat bei aller Wissenschaft noch nicht einmal zu leben gelernt. Was die Neugierde befriedigt, gilt als wahre echte Wissenschaft, doch was dazu dient unser Leben besser und glücklicher zu gestalten, wird noch allzuhäufig überhaupt nicht ernst genommen. Dabei sind trotz aller Erfolge die Rätsel nicht weniger geworden, sondern werden nur um so zahlreicher, je mehr Tatsachen wir beobachten. Wir nennen letzten Endes alles mit dem allgemeinen Namen „Kraft“, doch worin und wieso diese Kräfte bestehen, wissen wir nicht. Trotz allen Fortschritts der Technik hat ferner die menschliche Arbeit nicht abgenommen, sondern zugenommen. Heute hat der Arbeiter trotz aller Maschinen anstrengenderen Dienst als je, die Maschinen machen ihn zum Vieh und untergraben

seine Gesundheit. Auch bewirkt die Teilung der Arbeit in den einzelnen Zweigen eine verhängnisvolle Einseitigkeit. Was nützt es uns, dass wir Herr der Natur sind? Statt dass das Leben leichter geworden, hat es sich unendlich qualvoller gestaltet. Ein Grauen überkommt uns, wenn wir an die Menge von Bedürfnissen und an die Entfaltung des Luxus in heutiger Zeit denken. Dazu sind unsere Nahrungsmittel verfälscht, eine Unzahl von Krankheiten schwächen unseren Organismus. Der Welthandel mit der ungeheuren Konkurrenz macht die Industrieen einer jeden Nation unbeständig und unsicher. Die herrlichen Verkehrsmittel der Jetztzeit sind, wie sehr man sie auch einschätzt, auch nicht Mittel zum eigentlichen Glück. Wir sehen, wie sehr wir noch entfernt sind von echter Lebenskunst, von der Kenntnis des Guten und den Bedingungen des Glücks. Und dabei sehen wir ganz ab von solchen Zweigen der modernen Wissenschaft, welche geradezu dazu angetan sind das Leben zu verkürzen und die Moral zu schwächen, wie sehr sie auch in gewisser Beziehung nützlich sein mögen.

Wissenschaft erquickt zwar den Geist, doch der Hunger der Seele wird erst durch Religion gestillt. Einst hat es eine Zeit gegeben, da Aberglauben und Heuchelei die höchsten Ideen zu dem höchsten Mass menschlicher Unwissenheit machten und das Heiligtum als Maske der interessiertesten Herrschsucht und schändlichsten Politik missbraucht wurde. Darauf musste naturgemäss eine Zeit kommen, wo Irreligiösität und moralische Zuchtlosigkeit herrschte und eine Barbarei erzeugt wurde, welche die Errungenschaften des geschichtlichen Lebens

bedroht. Doch heute sollte man wirklich endlich begreifen, dass es Fragen gibt, welche nur durch die moralische Macht gelöst werden können. Wissenschaft allein gewährt nicht den wahren Frieden und das innere Glück: erst mit inniger Religiösität gepaart trägt sie sicher über die Strömungen und Brandungen des Lebens hinüber. Je länger wir mit dieser Erkenntnis zögern, um so grösser wird die Vergeudung unserer geistigen und materiellen Kräfte. Kehren wir zu echter Religion zurück, dann wird viel Unnützes von selbst schwinden und die Menschheit wird dem wahren Glücke zustreben. Wissenschaft und Religion sind Schwestern: was dem Geiste an gereifter Erfahrung abgeht, das muss das wissenschaftliche Streben ersetzen; was dem Herzen an Kraft und Festigkeit gebricht, das muss die Religion ihm geben. Wenn Wissenschaft und Religion im Bunde unsere Schutzgeister sind, dann bricht in Wahrheit der Menschheit goldener Morgen an.



IX.

Gott.

Wo man einen Vorgang sieht, muss ein wirkendes Wesen sein; wo man eine Tat sieht, muss ein Täter sein. Was ist Grund der natürlichen Ordnung der Dinge? Was ist letzter und höchster Kern der Wirklichkeit? Alle Einsichtigen fühlen, dass ein über die Natur erhabenes Wesen ist, Gott ist unmittelbar gewiss durch Tatsache des inneren Lebens.

Man sollte meinen, dass wir auch rein aus Vernunft heraus schliesslich vom Dasein Gottes überzeugt sein müssen, wie ja in der Tat viele der grössten Geister der Menschheit rein durch Vernunftschlüsse zu Resultaten gelangt sind, wie sie der Gottesglaube hat. Auch bieten sich ja dem Gottesleugner weit grössere Schwierigkeiten in der Erklärung des Weltalls als dem, der von dem Dasein Gottes überzeugt ist. Allein nur sehr geübte Denker verstehen den Weg der reinen Vernunft zu wandeln, und auch bei ihnen kann gerade auf diesem Gebiete selbst der kleinste Fehler im logischen Denken bewirken, dass sie vollständig dem Irrtum verfallen. Die spekulative Gotteserkenntnis ist rechteigentlich überhaupt

keine wahre Gotteserkenntnis, denn der beschränkte Menschengeist ist nicht befähigt, das Uebermenschliche, Göttliche zu erfassen. Wohl aber können wir durch Bande des Gefühls innig mit dem Höheren verbunden und von dessen Existenz absolut überzeugt sein, wie ja tatsächlich alle Menschenrassen dieselbe innerliche Ueberzeugung von der Existenz Gottes haben. Wenn man auch eine Zeitlang behauptet hatte, dass es religionslose Völker gebe, so haben doch neuere Forschungen das Gegenteil bewiesen: Es gibt kein Volk, das nicht den Glauben an eine unsichtbare Macht hat und von der Ahnung durchdrungen ist, dass es auch ein über den Bereich seines Geistes erhabenes, höheres Wesen gibt.

Der Geist hat seine Grenzen; das Herz ist der unendliche Teil des Menschen: wir fühlen Gott mit unserem ganzen Herzen, mit unserer ganzen Seele, mit unserer ganzen Kraft. Wenn wir auch nur zum Himmel aufblicken, so fühlen wir es schon, dass es eine waltende Macht gibt und es ist uns unmöglich, diese wunderbare Welt als Resultat des blinden Zufalls oder der Notwendigkeit hinzustellen. Ohne Gottesglauben wird die Menschheit niemals der wahren Ruhe und inneren Glückseligkeit teilhaftig. Ohne Gottvorstellung sind wir Menschen nicht länger handelnde Personen, sondern nur Vorgänge, Maschinen ohne bewegende Kraft, Wesen ohne ein Selbst. Der Grund des Daseins dieser Welt muss vielmehr in einem Wesen gesucht werden, welches ausserhalb der Welt steht und den Grund des Daseins in sich selber hat. Nenne es das Unbedingte oder das Allmächtige oder das Prinzip der Vollkommenheit

oder wie sonst immer! Doch nur „der Tor spricht in seinem Herzen: Es gibt keinen Gott."

Mag man auch noch so sehr den Evolutionismus auf allen Gebieten zur Anwendung bringen, auch der fortgeschrittenste Evolutionist muss schliesslich mit Spencer zugeben, dass vor aller Evolution noch der unwandelbare unendliche Raum war. Vor allem Werden muss es unbedingt ein Etwas gegeben haben, welches erst jede weitere Entwicklung ermöglichte. Dieses Etwas kann notwendigerweise nur als urewiges Beharren ohne Anfang und Ursache gedacht werden. Erst von diesem unveränderlichen Sein geht alles Werden, alle Entwicklung aus. Ob ich dieses Unendliche, von jeher Existierende und alles zur Entwicklung Befähigende nun so oder so nenne: gleichviel mit diesem urewigen Wesen verbinden sich die Begriffe, die man von Gott hat.

Um so weniger kommt es auf die Benennung an, als ja ohnehin die Menschen je nach der Stufe ihrer Erkenntnis sich Gott in verschiedener Weise vorstellen. Wie Gott in Wirklichkeit beschaffen ist, das vermag kein menschlich Hirn zu ergründen. Was kann es nützen, das man den Geist sich zermartert? Kein sterblich Wesen vermag die Fülle des Lichts zu ertragen. Gott ist als höchstes Wesen von absoluter Vollkommenheit und daher gänzlich verschieden von dem unvollkommenen Wesen der Menschen. Unser Wesen ist dürftig, beschränkt und verkehrt, der Mensch vermag nicht zum Urquell der Allmacht zu dringen. Die Allkraft ist erhaben über Zeit und Mass und unerschöpflich in ihrer Ueberlegenheit. Als Menschen können wir nur nach

menschlichen Begriffen das Uebermenschliche begreifen, doch die wahre Natur Gottes geht über allen menschlichen Begriff hinaus. Menschengeist kann sich Gott nur als höchstes Prinzip der Wahrheit, als ersten und letzten Grund aller Dinge vorstellen. Der Mensch kennt nichts Höheres als sich selbst, doch Gott ist vollkommener, allmächtiger und gerechter als Menschengeist es erdenken kann. Gott ist das höchste Ideal; bei Gott ist die Norm und die Wahrheit. Wie sehr wir unser Hirn auch anstrengen, wir können doch keinen edleren Begriff von Gott bilden als den, dass er der ewig Gute und das Gute zugleich sei. Das Höchste was der Mensch erstreben kann, ist die Liebe zu diesem Guten.

Wir finden in uns selbst das Göttliche lebendig und wirksam, drum kann unser Leben kein Zufall sein. Allen Wesen sind Schranken gesetzt, doch wir können den Inhalt unseres Lebens zum Samenkorn der Ewigkeit machen. Gott darf uns das höchste Ideal sein, wir dürfen für die Ewigkeit schaffen. Gott ist das Urbild aller Sittlichkeit und der Urquell aller sittlichen Weltordnung. In der ganzen Natur liegt der Abglanz des Göttlichen ausgebreitet, Gott ist die Quelle alles Schönen und Guten. Wer das Gute tut um des Guten willen, tut das Gute aus Hingebung an Gott. Der Mensch macht sich der Gottähnlichkeit würdig, wenn sein Wesen der göttlichen Liebe und Wahrheit nicht widerspricht. Wer Gutes ausübt, ahmt dem Höchsten nach, und je mehr man den Egoismus bezwingt, um so mehr ist man dem Göttlichen verwandt.

X.

Unsterblichkeit.

Von Unsterblichkeit plaudern die Menschen, und denken gar manches und gar nichts darunter. Was dem Menschen im Diesseits als das Höchste gilt, das malt ihm die Phantasie auch für das Jenseits als das Höchste aus. Der rohe Krieger will schöne Waffen, das Kind will herrliches Spielzeug. Mancher wünscht im ewigen Leben mit Freunden Gelage zu feiern, mancher will schöne Frauen umarmen, von ewiger Liebe schwärmen. Mancher will mit den grössten Geistern der Menschheit im Garten Eden lustwandeln, mancher will Verwandte und Freunde begrüssen, mit allen Lieben vereint sein. Und nimmt jemand selbst die höchste Stufe der Erkenntnis ein, so kann er sich auch nichts Schöneres wünschen als Aufschluss auf all seine Fragen, Lösung aller Rätsel der Menschheit. So richtet sich die Vorstellung der Ewigkeit ganz nach Verstand und Gemüt des Menschen.

Hat es Wert über Dinge zu grübeln, für die jede klare Vorstellung fehlt?! Gewiss ist die Meinung zu schätzen, man solle nur solche Dinge betrachten, die Menschengeist klar begreift; wahrer Religion gezieme

es nicht von Einbildung abhängig zu sein. — Immerhin lassen sich Begriffe, die das Menschliche übersteigen, nicht ohne weiteres nach Regeln behandeln, die erst der Mensch festgestellt hat. Hier gilt es vor allem gründlich zu untersuchen, wie wir der inneren Wahrheit am nächsten kommen.

Es ist doch offenbar für jedermann von grösster Wichtigkeit sich darüber klar zu sein, ob es ein zukünftiges Leben gibt oder nicht. Wer die Unsterblichkeit leugnet, der weiss, dass sobald das Schicksal den Lebensfaden abgeschnitten, jede Freude aufhört. Er kann sich zwar, wenn er stoischen Sinn besitzt, damit trösten, dass der Mensch sich in das Unabänderliche fügen muss. Doch wie elend ist immerhin das Leben eines Menschen, der mit jedem neuen Tag dem ewigen Tode sich näher fühlen muss! Der Glaube an ein zukünftiges Leben stützt hingegen den sonst Unglücklichen und gibt ihm Hoffnung auf ein Glück und einen Ausgleich in der Ewigkeit. Und nicht nur, dass Glück und Unglück dadurch bedingt sind, — der Glaube an ein zukünftiges Leben übt auch den grössten Einfluss auf die Gedanken und Handlungen dieses Lebens aus.

Man möge nicht etwa meinen, dass wir uns da Illusionen schaffen, um vermittelst derselben uns einer bewussten Täuschung hingeben zu können. Vielmehr stellt sich selbst für den, der alles unabhängig von Gefühlsmotiven nur mit dem Verstande beurteilen will, die Sache wie ein Spiel oder wie eine Wette dar: Der Einsatz ist gering, ja ein nichts, und der ev. zu erzielende Gewinn ist unendlich bedeutend. Der grösste Schaden,

den wir ev. durch den Glauben an ein ewiges Leben haben könnten, wäre, dass wir unser Betragen entsprechend dem Glauben an ein ewiges Leben einrichten, dass wir also unsere Leidenschaften beherrschen und auf jedes Vergnügen verzichten, welches unser Gewissen für nicht vereinbar mit unserem Glauben hält. Nun finden wir aber durch einfache Beobachtung des Lebens, dass gerade das moralische Leben am meisten dazu beiträgt wahrhaft glücklich zu machen, dass wir also, um glücklich zu sein, ohnedies so leben müssen, wie der Glaube an ein Jenseits es bedingt. Durch den Glauben an ein ewiges Leben büssen wir also nichts ein, sondern können nur gewinnen. Kommt nun noch die Erwägung hinzu, dass das unmoralische und lasterhafte Leben ev. ein ewiges Elend und im günstigsten Fall nur das reine Nichts zur Folge haben kann, so müsste man doch geradezu töricht sein das Leben einem solchen Zufall zu überlassen. Wer sein Leben auf Erden nicht darnach einrichtet als ob es ein ewiges Leben gäbe, wer vielmehr von seinen Leidenschaften sich beherrschen lässt, der hat nichts zu hoffen, aber auf jeden Fall zu verlieren. Selbst wenn er recht haben sollte, veranlasst seine Lebensführung, dass er nicht wahrhaft glücklich wird. Wenn er aber gar sich geirrt haben sollte, so hat er durch seine Lebensführung mutwillig sich ins Unglück gestürzt. Wer aber daran glaubt, dass es einen Ausgleich zwischen dem Leben auf Erden und dem ewigcn Leben gibt, der wird durch seine dementsprechende Lebensführung schon auf Erden nach Möglichkeit glücklich, und wenn ihn seine Erwartungen nicht trügen, so

wird ihm einst eine ewige Seligkeit und ein unendliches Glück zu teil.

Was kein Verstand der Weisen beweisen kann, vom Gefühl des Herzens wird es bewiesen. Die Gerechtigkeit erheischt, dass jedem nach seiner eigenen Gerechtigkeit werde. Was wir der Menschheit Gutes und Schönes vermachen, dass muss uns entsprechend unsterblich machen. Was durch uns der Menschheit zum Segen gereicht, muss uns ewiges Leben verleihen. Seien es unsere Gedanken oder unsere Taten — so lange sie förderlich sind, leben wir und verdienen zu leben. Schon in ihren Wünschen haben die Menschen eine Bürgschaft für die Erfüllung des Gewünschten. Wer ein höheres Streben und Bewusstsein hat, erhebt sich über die abnorme Natur. Er kann nicht der Bedeutungslosigkeit verfallen und niemals untergehen. Der höhere Teil in uns ist ein Teil des Göttlichen, ein Teil der Wahrheit, ein Teil der Norm: Wer auf Erden das Göttliche zur Geltung bringt, dem muss drum ewiges Leben zu teil werden. Unser Wirken auf Erden ist nicht Danaidenarbeit und unsere Zuversicht kein eitel Gaukelwerk. Obs schnell oder langsam vorwärts geht, ob im Zickzack öfter abgetrieben wird — gleichviel! Die Zukunft des Menschen gestaltet sich nach seiner Erkenntnis und nach seiner Lebensführung, und das Ende bringt das gewollte Ende.



XI.

Wahrheit.

Gar manches was früher verachtet war, wird heute geschätzt, und was früher als vornehm galt, gilt heute als gemein; gar manches, was in diesem Lande schön heisst, gilt in jenem Lande als hässlich, und was hier als hochherzig betrachtet wird, gilt dort als verrucht. Selbst die Denkformen der Menschen machen Wandlungsformen durch, Vernunftsysteme wechseln in Methode. Viele Dinge stehen in drehbarem Sockel und nur das Genie wendet sie nach seinem Belieben. Selbst Tatsachen sind nicht aus Eisen, sondern nur aus Wachs, und sie pfeifen nur das Lied, das der jeweilige Ausleger will. Die Ansichten der Menschen sind mehr oder minder bedingt von dem Milieu der Menschen, und unsäglich schwer ist es die objektive Wahrheit zu erkennen. Alle schleppen das Seil, und die am meisten zu schieben glauben, werden oft am meisten geschoben. Es irrt der Mensch solang er lebt, und oft irrt der scheinbare Weise mehr als der scheinbare Tor. Manch Denker hat Hypo-

thesen gelehrt, die selbst kein Kranker im Fieberwahn phantasiert. Da erklügelt ein Weiser mit Scharfsinn eine schwierige Theorie und baut ein herrliches Gedankengebäude darauf auf. Dort ein anderer Weiser erklügelt eine andere Theorie und zimmert sich einen ebenso prächtigen Gedankenpalast zurecht. Einst prüfen die Weisen gegenseitig ihre Systeme und — nun entpuppt sich die Verkehrtheit der Dinge und dass schon das Fundament der Gebäude schief steht. So wird scheinbare Weisheit durch scheinbare Weisheit geschlagen und der Einfalt wird oft die Palme. Scheinbar unerschütterlich feststehende Theorien hängen manchmal an einem Haar, scheinbar wunderbare Gedankengebäude an Spinnengewebe. Vom eigenen Standpunkt aus hat fast ein jeder recht, doch von vielen Seiten können die Dinge betrachtet werden. Wer blauen Himmel sieht, denkt es wird schönes Wetter; wer Wolken sieht, meint es wird regnerisch: nur wer den ganzen Himmel überschaut, hat am wahrscheinlichsten recht. Die Wahrheit kann nur eine sein, und nur wer alles überblickt und unter dem Gesichtswinkel der Ewigkeit die Dinge beurteilt, schaut klar.

Die edelste Frucht alles menschlichen Strebens ist Wissen, ist Wahrheit: sich von allen Vorurteilen befreien; verstehen was da ist; erkennen was da sein soll. Viele, die ihrer Idole nicht Herr werden können, trösten sich damit, dass Illusionen den Reiz des Lebens erhöhen. Doch mögen Illusionen der Menge des Volks immerhin dazu dienen, Lustgefühle aufkommen zu lassen, der Forscher aber strebt nach Wahrheit und sucht deshalb

aller Täuschungen ledig zu werden. Die nackte Wahrheit zu erkennen bereitet dem Forscher mehr Lustgefühl als es ihm Schmerzgefühl verursacht, die nackte Wahrheit zu ertragen. Allerdings will der Wille zum Leben sich auch beim Denker immer wieder Illusionen schaffen, aber das logische Denken darf als Ziel nur die Wahrheit kennen und muss schliesslich jede Täuschung verneinen, auch wenn diese bewusst ist. Der Tor liebt die selbstgefällige Ruhe, drum fällt er leichthin ein Urteil. Der ehrliche Forscher hingegen müht sich ewig um Wahrheit und trägt die Last und das Leid der Probleme. Der menschliche Geist trägt Widersprüche in sich; der Forscher sucht die harmonische Wahrheit in allem und für alle. Er studiert den Geist früherer Zeitalter und fremder Nationen und vergleicht die Sitten und Meinungen. Er macht sich frei von allen Idolen, steht über allen Parteistandpunkten — nicht im Extrem liegt die Wahrheit.

Um die Wahrheit zu erringen ist es allerdings oft notwendig, dass die Meinungen aufeinanderplatzen, doch stets sollte man einen wissenschaftlichen Streit in würdigem Ernst kämpfen. Leider haben aber viele gar nicht die Absicht sich zu verständigen, werfen vielmehr mit Kot um sich herum und beschmutzen sich gegenseitig. Würden sie statt dessen die Ursache ihres Disputs genau untersuchen, so würden sie häufig finden, dass sie sich gegenseitig nicht recht verstanden. Der eine setzte dies voraus, der andere jenes, und in des anderen Lage wäre jeder zum Urteil des anderen gekommen.

Ein anderes Uebel, welches heute leider noch allzuhäufig vorkommt, ist, dass man, statt sich zu bemühen alles objektiv zu beurteilen, eine subjektive Anschauung in das Weltbild hineinprojiziert. Wenn jemand einen Gegenstand in eine Lade hineinlegt und nimmt ihn nach etlicher Zeit aus der Lade wieder heraus, so wundert sich gewiss niemand darüber. Wenn aber jemand aus dem Weltbild seinen eigenen Blödsinn herausholt, glauben viele, jene Ideen haften wirklich dem Weltbild an und alles sei herrlich begründet. So reiten noch viele ihr Steckenpferd und viel Geschwätz liesse sich vermeiden, wenn man sich nur endlich bemühen wollte, die Dinge unparteiisch zu beurteilen.

Wenn wir auch nur nach Wahrheit streben können, so wollen wir doch gern schon heute der Wahrheit möglichst nahe sein. Offenbar können wir deshalb dort wo noch Unsicherheit herrscht, nichts Besseres tun als die Mittelstrasse zu wandeln, — die goldene Mittelstrasse, die schon die Alten gepriesen und die jederzeit glücklich macht. In allen Disciplinen sanfte Wärme, weise Mässigung, nicht zu viel und nicht zu wenig, das wahre Gleichgewicht — nicht leicht ist's zu erringen. Doch wer es anzuwenden weiss, der hat den wahren Stein der Weisen, Zufriedenheit und Glück.

Die Menschen, die die Wahrheit zu erkennen oder zu erstreben vorgeben, zerfallen in drei Klassen. Die einen lassen sich die Wahrheit nicht schenken, sie wollen sie selbst erkämpfen. Wer um die Wahrheit gekämpft und sie sich zu eigen gemacht, wird sie nicht so leicht

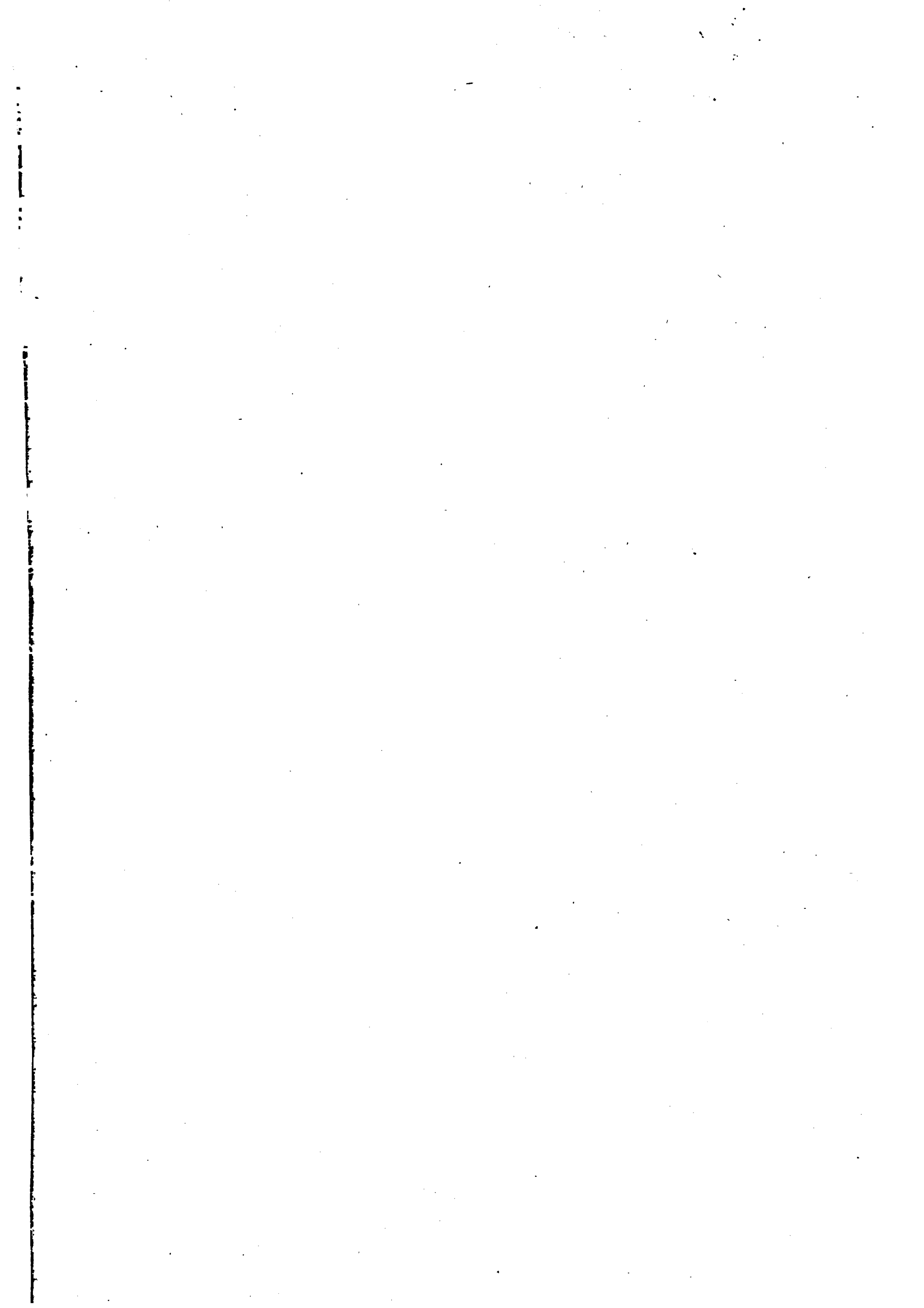
verlieren können als der, der aus Bequemlichkeit gern für wahr hält was grosse Geister gedacht. Der Standpunkt dessen, der um die Wahrheit mühevoll gekämpft und sich durch die verschlungenen Pfade des Zweifels hindurch gewunden bis es ihm gelang den Pfad der Wahrheit zu finden, ist deshalb erhabener als der Standpunkt dessen, der sich mit der geschenkten Wahrheit begnügt. Doch zu bedauern ist der Unglückliche, dessen Geist nicht stark genug ist durch die Zweifel hindurchzufinden und der trotzdem darauf besteht die Wahrheit selbständig erforschen zu wollen. Er wird sich trotz aller Anstrengung zumeist auf Wegen befinden, die der Wahrheit gerade entgegengesetzt sind und hätte wahrlich besser getan die von den Weisen gefundene ihm geschenkte Wahrheit anzunehmen. — Da handelt eine andere Klasse Menschen doch weit gescheiter. Sie erkennen, dass ihr Geist sie nicht berechtigt selbständig zu forschen und nach Wahrheit zu ringen oder sie fürchten auf Abwege zu geraten und sich von der Wahrheit zu entfernen statt sich ihr zu nähern. Drum ziehen sie vor den Aussprüchen der Weisen zu folgen und halten deren gefundene Wahrheiten für wahr. Wenn auch auf manche Fragen verschiedene Weisen verschiedene Antworten geben, so sucht sich jeder Laie doch die Lösung heraus, die am meisten seinem Verständnis zusagt. Diese zweite Klasse Menschen kennen zwar nicht den Genuss der gefundenen Wahrheit, doch auch sie sind glücklich zu preisen, weil sie immerhin von einer Wahrheit geleitet werden. — Doch verabscheuungswert ist die dritte Klasse Menschen, die den Wassersuppen gleichen, die weder

Wasser sind noch Suppe. Solche Menschen vertreten aus Laune oder Vorteil heute dies Prinzip und morgen jenes, sie nehmen keinen festen Standpunkt ein und stehen zu der Wahrheit überhaupt in keinem Konnex. Sie wollen es mit keiner Partei verderben, faseln von Ruhe und Frieden; doch ihre Ruhe ist nur Grabesruhe, ihr Frieden Friedhofsfrieden.

Wenn auch heute noch der Meinungsstreit lodert, er lodert nur zum Segen, denn die Wahrheit ist sein Produkt. Die Gegensätze befruchten die Entwicklung, die Wahrheit ist ein Kind des Widerspruchs. Konventionelle Lügen müssen mit der Zeit verschwinden, von selbst reinigt sich das Urteil über den Wert der Dinge und der Gesichtskreis wird weiter und freier. Und der Mensch muss schliesslich das Wahre, Gute und Schöne erkennen, welches überall und immer dasselbe ist. Durch die Wahngebilde muss echte Wahrheit sich hervorringen, die nicht abhängig ist von des Leibes Notdurft, Nahrung und Kleidung, nicht abhängig von Gesundheit und Bequemlichkeit — jene grosse echte Wahrheit, vor derem Glanze alle Parteien sich beugen. Wechselt auch Fortschritt mit Rückschritt — im Schmelztiegel wird das Gold geläutert. Von Schlacken befreit sich der Fortschritt und das Ende der Tage ist Klarheit und Wahrheit. Was gibt euch recht, ihr Denker und Grübler, von ewigen Rätseln zu sprechen? Wohl gestehet was ihr nicht wisst, doch prophezeit nicht der Kinder Torheit! Was heute gilt, gilt nicht für morgen, und eine Idee ändert oft alles. Mögen wir tausendmal irren, einst bricht der Wahrheit goldner Morgen an,

Und man wird rauschen hören die ewigen Ströme alles Lebens und aller Bewegung, und man wird zischen hören die Flamme, die mit ihrer Glut die ganze Welt erwärmt.

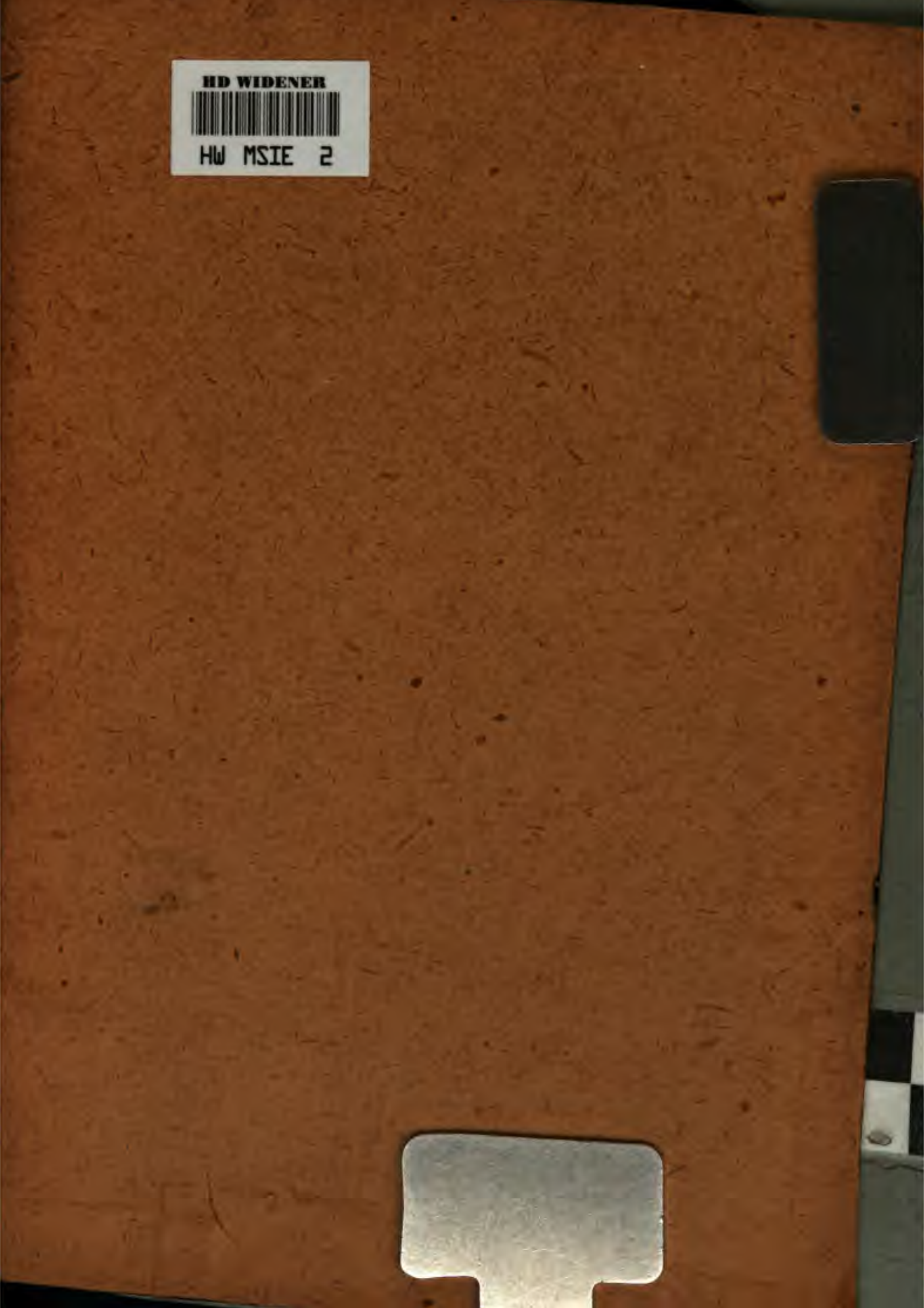











HD WIDENER
HW MSIE 2

